

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 37

31. Januar 1990

Nr. 1

Alfred Munz

Leben und Wirken des Schulmeisters Philipp Gottfried Schaudt

1739 – 1809 als Mitarbeiter Philipp Matthäus Hahns
1. Folge

Im Jahr 1989 gedachte das Land Baden-Württemberg des 250. Geburtstages von Ph. M. Hahn, 1990 seines 200. Todestages. Mit umfassend vorbereiteten Ausstellungen an seinen Wirkungsorten Scharnhausen, Onstmettingen, Kornwestheim und Echterdingen sowie im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, aber auch in zahlreichen Vorträgen und Zeitschriftenaufsätzen wurde und wird die Erinnerung an ihn wachgerufen. Da Hahn nie als Mechaniker gearbeitet hat, ist es nicht mehr als billig, daß auch die Verdienste seines bedeutendsten Mitarbeiters, des Schulmeisters Philipp Gottfried Schaudt, ins Licht gerückt werden. Auch er ist vor 250 Jahren geboren, am 11. Oktober 1739, und hat ein Jubiläumsgedenken verdient. Sein technisches Können und seine Mitarbeit an Hahns kühnen Projekten waren ja Voraussetzung dafür, daß in Onstmettingen große astronomische Uhren und nachher in Kornwestheim Rechenmaschinen hergestellt werden konnten.

Welche Bedeutung der Mitarbeit Schaudts an den astronomischen Uhren und Rechenmaschinen zugemessen werden muß, kann aus Tagebucheinträgen entnommen werden. Als Hahn 1770 nach Kornwestheim versetzt wurde, fehlte ihm sein Schulmeister und Uhrmacher Schaudt an allen Ecken und Enden. Hahn schreibt:

„Wenn Schulmeister von Onstmettingen seinen Dienst aufgäbe, wie er fast willens ist,

und hieher mit seinem Weib und Kinder zöge in Hauszins, alsdann könnte ich Ruhe finden für meine Seele, weil ich alsdann die Sache leichtlich dirigieren und er meine andere unter sich haben und dirigieren könnte. Es gieng hurtiger, es käme mehr heraus. Wann es zum Ausfertigen kommt, so mag ich keine Zeit nehmen, mich solange in eigener Arbeit damit aufzuhalten oder es den Meinigen, die weder Geometrie noch Rechnung verstehen, noch



*Philipp Gottfried Schaudt
Schulmeister*

Redaktion der Heimatkundlichen Blätter in bewährter Kontinuität unter neuer Leitung

Zum 1. Januar 1990 hat Herr Robert Kohler, vielen Balingen Schülerinnen und Schülern, Bürgerinnen und Bürgern als langjähriger Rektor der Sichelschule Balingen bekannt, die Redaktion der Heimatkundlichen Blätter an Herrn Christoph F. Riedl, Chefredakteur beim ZOLLERN-ALB-KURIER Balingen, übergeben. Damit ist die Kontinuität der Heimatkundlichen Blätter, die seit Gründung der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen im Jahr 1954 in ununterbrochener Folge zwölfmal pro Jahr, d. h. in Monatsfolge als wissenschaftliche Beilage im ZOLLERN-ALB-KURIER erscheinen, in erfreulicherweise gewährleistet.

Die Heimatkundliche Vereinigung Balingen hat es sich seit ihrer Gründung vor 35 Jahren zur Aufgabe gemacht, die Heimat- und Landeskunde auf allen ihren Bereichen zu erforschen und zu pflegen, und hierüber auf der Grundlage von Wissenschaft und Praxis in Vorträgen und in den Heimatkundlichen Blättern Balingens zu berichten. Dementsprechend weitgespannt ist der Wirkens- und Schaffungsbereich, beinhaltet er doch alles, was heute unter UMWELT verstanden wird, und was in den Disziplinen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft, Baukunst, Kunst- und Kulturgeschichte, Gesellschafts-, Wirtschafts- und Sozialpolitik in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für die Menschen unserer Heimat als „denkwürdig“, „merkwürdig“ und als „dokumentationswürdig“ erkannt wird.

Das ist das Ziel der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen, dem sie in Vorträgen, Exkur-

sionen und Veröffentlichungen gerecht werden will. Herr Alfred Munz, stellvertretender Vorsitzender der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen hat dies bereits vor Jahren wie folgt formuliert:

Heimat?

„Der Mensch beschäftigt sich mit etwas, wenn es zum Problem wird. Solange es genug gute Luft und klares Wasser gab, dachte niemand an Umweltschutz, solange nichts weh tut, geht man nicht zum Arzt, und wenn genug Nahrung vorhanden ist, denkt niemand an Rationierung. Nun reden und schreiben wir viel über Heimat. Was stimmt hier nicht? Haben wir zu viel oder zu wenig oder etwa gar keine mehr? Ist Heimatlosigkeit möglicherweise die Ursache für geistig-seelische Erkrankung vieler Zeitgenossen? Mit solchen Fragen stoßen wir auf eine Kernproblematik unseres Lebens, denn, wenn wir von jemand sagen, er habe keine Heimat, so meinen wir, sein tieferes Dasein habe keinen Mittelpunkt“ (Eduard Spranger).

Warum aber ist jemand heimatlos? Hat dies seinen Grund darin, daß die Begegnung mit der Umwelt zu flach, zu einseitig und negativ war und daraus das Gefühl der Halt- und Sinnlosigkeit erwuchs, in deren Gefolge sich Mißtrauen, Mißbehagen, ein Mangel an Ausdauer und Stetigkeit einstellten? Führt andererseits vielseitiges Erschließen der Umwelt zu Verwurzelung und Standortsicherheit? – Es ist so. Heimatkenntnis erweitert nicht nur den Horizont, sondern öffnet auch für die Probleme der Welt,

verhindert jene Beschränktheit, die Heimat nur dort sieht, wo die gemütliche Blindheit herrscht und man sich seine Erwähltheit bestätigt mit einem gehobelten Brett vor dem Kopf (Siegfried Lenz).

So gesehen sind Heimatkenntnis und Heimatverbundenheit Bestandteil der Persönlichkeitsentwicklung. ‚Heimat‘ wird durch Zueignung von Umwelt erworben. Die Heimatkundliche Vereinigung möchte intensive Begegnung mit Umwelt auf den verschiedensten Gebieten vermitteln, damit lebendiges, engagiertes, tragendes Heimatbewußtsein entstehen kann.“

Herr Rudolf KOHLER hat die Redaktion der Heimatkundlichen Blätter fünf Jahre lang in der Nachfolge der Herren Richard KLETT und Fritz SCHEERER unter Beachtung dieses Zieles in dankenswerter Weise geleitet. Entsprechend seinem großen Engagement für die Heimatkunde wird er weiterhin das Heimatmuseum der Stadt Balingen betreuen.

Herr Christoph F. RIEDL hat ab 1990 die Redaktion der Heimatkundlichen Blätter übernommen, die dann wieder in guten Händen liegt. Die engen Kontakte des Herrn Christoph F. Riedl zu Persönlichkeiten der Wissenschaft und Praxis, der Wirtschaft und Verwaltung, der Kunst und Kultur lassen interessante Veröffentlichungen erwarten. An den Leserkreis möge die Bitte hier ausgesprochen werden: Wirken auch Sie mit Ihren Berichten dazu bei, daß die Heimatkundlichen Blätter Balingen in der Öffentlichkeit geschätzt und gefragt sind.

Gedult und genugsame Geschicklichkeit haben, erklären, die doch nicht viel auf einmal behalten können, und ich folglich immer wieder daran denken mus. Vielleicht besinnt er sich, bis er das kleine copernicanische System, so ich ihm aufgegeben, fertig hat und auf den Herbst herunter bringt.“

10. August 1773

„Meine mechanischen Arbeiten sind mir heute aufs Neue als hinderlich zur mehreren Ausbreitung der Wahrheit vorgekommen wenigstens zeitsplittericht, deßwegen ich Mehreres von mir ablehnen und auf meine Leute legen will. Hätte ich den Schulmeister von Onstmettingen, so würde mich gar nichts hindern, und die mechanischen Arbeiten würden doch fortgehen.“

30. Dezember 1773

Philipp Gottfried Schaudt blieb in Onstmettingen, aber die Verbindung der beiden bestand ein Leben lang, wenngleich sie gegen Ende nicht ohne Eintrübungen blieb. Philipp Gottfried Schaudt war ein Mitforscher, der „Geometrie und Rechnen“ verstand und sich parallel zu Hahn an den gemeinsamen Aufgaben entwickelte. War Hahn der konstruierende Kopf, so war er in den wichtigsten Onstmettinger Jahren die ausführende Hand. Gemeinsam stellten sie eine überaus erfolgreiche Produktionsgemeinschaft dar.

Über den Schulmeister Schaudt wissen wir einiges aus Hahns Aufzeichnungen, darüber hinaus aber erstaunlich wenig. Außer einem Notizbuch, in das die Namen verstorbener Onstmettinger Bürger eingetragen sind, und dem Brief an einen Nachbarkollegen wegen der Brennholzzuteilung ist nichts Persönliches überliefert.

Philipp Gottfried Schaudt entstammt einer Schulmeisterfamilie, die 130 Jahre lang das Schulwesen in Onstmettingen prägte. Sein Vater, Provisor beim Großvater, starb allerdings bereits mit 40 Jahren, und mit seinen 11 Jahren kam Philipp Gottfried unter die Aufsicht des Großvaters, bei dem er mit 16 Jahren als Provisor den Schuldienst aufnahm. Großvater Weidlen, sparsam und umsichtig, hatte es zu einem gewissen Wohlstand gebracht, denn bei seinem Tod hinterließ er nicht nur 531 Gulden Bargeld, 5 Denkmünzen, einiges an Silbergeschmeide und allerhand alte Büchlein, sondern unter den Haushaltsgerätschaften befanden sich auch ein Klavier, ein Spinett, eine Geige, Waage und Schnellwaage.

Er war ein guter Organist

Es gab also Musikinstrumente in dem Haus, in dem Philipp Gottfried Schaudt heranwuchs. Von hierher wird verständlich, daß in den Synodus-Protokollen immer wieder vermerkt steht, er sei ein guter Organist. Die dienstlichen Beurteilungen, ebenfalls in den Synodus-Protokollen erhalten, lauten ab 1755 dahingehend, daß er ein sehr geschickter, lebhafter junger Mensch sei, fleißig und bei der Bürgerschaft beliebt, und alle Schulgeschäfte versehen könne. 1761 wird er Schulmeister, und der Großvater, nun 55 Jahre im Amt und 77 Jahre alt, wird bei ihm Provisor für 30 Gulden im Jahr. 1763 heiratet Philipp Gottfried Schaudt Justine geb. Conzelmann, eine Tochter des Richters und Zollers am Ort. Außer Kleidung und einer Geiß mit zwei Jungen bringt er in die Ehe ein eine „Zaig-Uhr mit englischem Perpendicular“, eine eiserne Schlaguhr, ein Klavier, eine Geige, eine „Cithar“ (Zither), ein „Clarinet“ (Klarinette).

1756 wurde Pfarrer Gottfried Hahn nach Onstmettingen versetzt. Sein Sohn, der 17jährige Philipp Matthäus, angehender Student der Theologie, lernte den gleichaltrigen Provisor Schaudt kennen. Philipp Matthäus Hahn schreibt darüber: „Der alte Schulmeister (Großvater Weidlen) hatte einen Enkel, der ein zu allen Künsten begieriger und fähiger Kopf war, mit diesem hatte ich manche vergnügte Stunde.“ Er „bezeugte eine Lust zu allen Künsten: wir machten Sonnenuhren von allerhand Arten in die Wette, Sprachröhren, wir schliffen Glä-

ser und setzten Tubos (Tubus = Fernrohr) zusammen: er begriff nach meinen Anweisungen alles mit leichter Mühe. Was er machte, mußte accurat und schön seyn“. Diese Aufzeichnungen Hahns lassen erkennen, mit welcher Begeisterung die beiden Jugendlichen ihre naturwissenschaftlich technischen Forschungen und Konstruktionen betrieben. Die Freizeitbeschäftigung der beiden wurde offensichtlich über den Ort hinaus bekannt. Der damalige Oberamtmann in Balingen fragte bei Hahn an, ob er nicht am dortigen Kirchturm eine Sonnenuhr anbringen könne, was er dann in den Semesterferien bewerkstelligte. Dabei dürften Hilfsdienste, die er hierfür benötigte, auch von Philipp Gottfried Schaudt geleistet worden sein. Die Sonnenuhr befindet sich noch heute an der Stadtkirche in Balingen.

In den Jahren von 1760 bis 1764, in denen Hahn Hauslehrer in Lorch und Vikar auf verschiedenen Pfarrstellen war, werden sich die beiden selten gesehen haben, eben bei dem einen oder anderen Besuch Hahns im Elternhaus. Bei beiden geschah aber Wesentliches: Hahn hatte während seines Vikariats in Breitenholz bei Tübingen die Idee, den Himmelsbau beweglich mit einer Maschine darzustellen und lernte als Vikar bei Dekan Oetinger in Herrenberg Leupolds „Schauplatz von Maschinen“ mit einer Abhandlung über „Schauplatz der Gewichtkunst und Waagen“ kennen, ein Standardwerk mit umfassenden Darstellungen des Technikstandes jener Zeit.

„Mit englischem Perpendicular“

In Onstmettingen lernte unterdessen Schulmeister Schaudt „von sich selbst in Messing und Stahl (zu) arbeiten. Es waren zwei taube und stumme Personen im Orte, welche eiserne und messingne Uhren machten, von welchen er manches absah, und durch eigene Übungen sich noch weiter perfectionierte“. Schaudt hatte nichts weniger als das Uhrmachen bei den Brüdern Paulus und Johannes Sauter gelernt. Es ist durchaus anzunehmen, daß die „Zaig-Uhr mit englischem Perpendicular“ und die „eiserne Schlaguhr“, die Schaudt in die Ehe einbrachte, von ihm selbst gebaut worden sind.

Als Hahn 1764 Pfarrer in Onstmettingen wurde und damit aller Voraussicht nach auf Jahre hinaus ortsansässig war, sah er die Zeit für gekommen, seinen Plan einer Himmelsmaschine zu verwirklichen. Eineinhalb Jahre, also bis 1766, experimentierte er mit einer hölzernen Uhr, deren Teile ihm ein Weber aus Tieringen fertigen mußte, der bereits zu seiner dortigen Vikarszeit einfache Uhren aus Holz hergestellt hatte. Wegen der „Veränderlichkeit“ des Holzes konnte aber kein befriedigendes Ergebnis erzielt werden. „So bath ich den Schulmeister gegen Lohn, meinen Riß auszuarbeiten. Er wollte Anfangs nicht daran, weil er geglaubt, es sey nicht möglich: ich sprach zu ihm, nur einen einigen Planeten zu versuchen. Die Himmelskugel mit der scheinbaren Bewegung ... war die erste Arbeit“.

Es ist leicht nachzuvollziehen, daß der praktisch nüchterne Schaudt beim Anblick der Konstruktionszeichnungen des komplizierten Räderwerks Bedenken bekam. Aber er machte sich an die Arbeit. „Es kostete viel Mühe, bis der Mond auf der Kugel seine schraubengängige Bewegung, nämlich die von Abend gegen Morgen, verbunden erhielt. Als der Versuch sich bewährte, so wuchs die Lust bey dem Schulmeister, neben seinen Schulstunden, ohne etwas in seinem Amt zu versäumen, noch weiter fortzumachen“.

Im Jahr 1767 war die erste von Hahn und Schaudt in Eisen und Messing gearbeitete astronomische Uhr fertig. Über Dekan Schmidlin erfuhr Herzog Karl Eugen von ihr, ließ sie sich in Tübingen zeigen, lobte die Erbauer und schenkte Hahn 300 Gulden als Anerkennung. Er bestellte bei Hahn ein größeres Werk für seine öffentliche Bibliothek in Ludwigsburg. Schaudt hatte daraufhin mit Hochdruck an dieser „Himmelsmaschine“ zu arbeiten. Hahn

schrieb deshalb im Visitationsbericht von 1768, daß dem Schulmeister das Uhrmachen am Schuldienst hinderlich sei. Es wurde Abhilfe geschaffen.

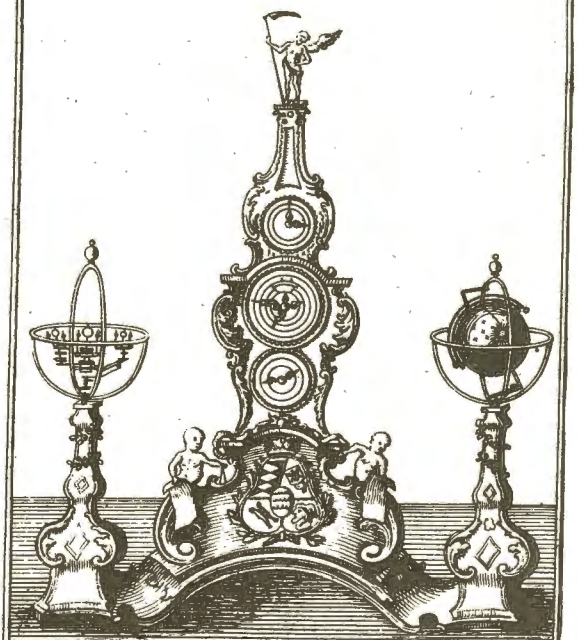
Das Konsistorium in Stuttgart ordnete an, daß der Interimsprovisor Joh. Wössner aus Ostorf die Schulmeisterstelle bis zur Fertigstellung der astronomischen Maschine zu versehen habe, was bis 1769 dauerte. Hahn berichtete in seinem abschließenden Brief an Herzog Karl Eugen: „Die zur Verfertigung dieses Wercks nöthige zerschiedene Art der Künstler habe alle hier im Oberland ausgesucht ... Der Schulmeister von hier der nebst einem Handwerker das Räderwerk verfertigt, samt dem provisor, der mit Genehmigung eines Herzogl. Consistorii die Schule unterdessen versehen, sind insgesamt von mir salarirt (bezahlt), auch die übrige Unkosten wegen der Bildhauerarbeit und Verguldung und was dergleichen mehrere Punkten sind, bestritten worden. Das Werck darf sich nun sehen lassen.“

„Sehr geschickt im Uhrenmachen“

Noch deutlicher ist der Anteil Schaudts am Bau der astronomischen Uhr im Synodus-Protokoll des Jahres 1769 gewürdigt. Es heißt dort über ihn: „Ist sehr geschickt nicht nur im Schulen und Orgelschlagen, sondern auch im Uhrenmachen, und hat an der Hahnisch-astronomischen Maschine das meiste ausgearbeitet, wie's ihm Pastor angegeben.“ Zur astronomischen Uhr selbst wird angemerkt, sie sei „magnifique ausgefallen“ und es werde demnächst „davon eine Beschreibung gedruckt zum Vorschein kommen“. Der Herzogliche Bibliothekar und Professor der schönen Wissenschaften, Georg Friedrich Vischer (1738–1789) schreibt 1774, daß Philipp Matthäus Hahn die „Ausführung eines Werkes, welches auf diese Art weder Gelehrte anzugeben, noch Künstler auszuführen, bisher unternommen haben ... in einer Entfernung von Künstlern und Handwerksleuten, und nur von Philipp Gottfried Schaudt, dem Schulmeister des Orts, unterstützt, in der kurzen Zeit von 18 Monaten neben Führung seines Amts wirklich zu Stande“ brachte.

Eine 1987/88 von Dr. Ludwig Öchslein durchgeführte eingehende Untersuchung der astronomischen Uhr ergab, daß einzelne Werkteile

*Astronomische Maschine
in der Herzogl. Bibliothec
zu Ludwigsburg. 1769.*



J. Schuh.

von unterschiedlicher Qualität sind. Da Philipp Gottfried Schaudt mit einem Gehilfen arbeitete, dessen Name nicht bekannt ist, darf angenommen werden, daß die Präzisionsarbeit von Schaudt erbracht wurde. Hahn hat seine „Accuratesse“ immer geschätzt. Die Schaudt'sche Präzisionsarbeit ist deshalb bemerkenswert, weil ihr keine Lehre bei einem bedeutenden Meister zugrunde lag. Die beiden taubstummen Uhrmacher Johannes und Paulus Sauter waren die Söhne des Schmiedes und späteren Schulmeisters in Hausen an der Lauchert, Matthäus Sauter, also keineswegs Uhrmacher, die in einer Tradition standen. Außerdem dürfte seine Werkraumeinrichtung verhältnismäßig einfach gewesen sein, eben Drehbank und eine Grundausrüstung an Werkzeugen.

Nach Vollendung der astronomischen Uhr für Herzog Karl Eugen waren die Tage Hahns in Onstmettingen und damit der unmittelbaren Zusammenarbeit mit Schaudt gezählt. Hahn erhielt die Unkosten für die astronomische Uhr ersetzt und statt einer Belohnung die Anwartschaft auf die Pfarrei Echterdingen, eine der einträglichsten im Lande nahe der Residenz.

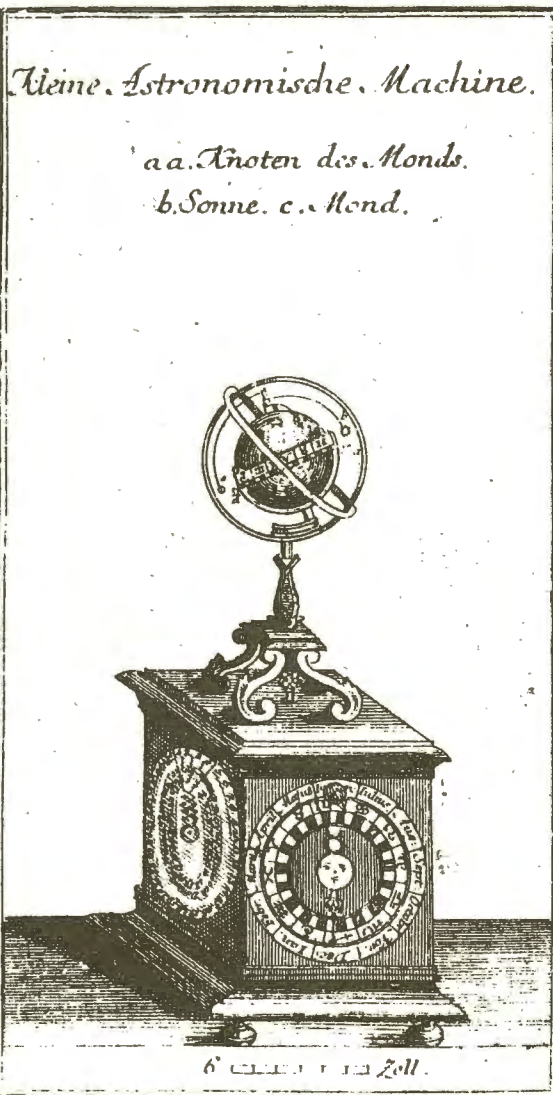
Auch Schaudt war durch die Fertigung der astronomischen Uhr beim Herzog bekannt geworden. Dies geht aus einem Brief Hahns an Dekan Schmidlin hervor. Es hieß darin: „Ehe ich neulich meine Reise nach Murrhard antrat, kam mein Schulmeister, der kurz vorher auf die Solitude vocirt (gerufen) worden, von daher zurück, und richtete mir von Sr. Durchl. dem Herzog einen gnädigen Gruß aus mit dem weiteren anfügen, daß S. Durchl. gern sähen wann ich nächstens auf die Solitude kommen möchte, um theils wegen dem Wasserwerk das nöthige in augenschein zu nehmen theils aber vornehmlich wegen der astronomischen Maschine.“

Es ist nicht schwer zu erraten, warum Schaudt auf die Solitude kommen mußte: es handelt sich um das Gehäuse der astronomischen Uhr. Hahn reist nämlich unverzüglich ab und schreibt im selben Brief: „Ich zeigte auch einen kleinen Riss und prospect von der künftigen Maschine, die ganz eine andere Gestalt bekommt als die gegenwärtige, welches dan von Denenselben approbirt (gebilligt) wurde haben auch auf meine Bitte Befehl gegeben den Kasten oder Postiment darzu durch seine Künstler und Vergulder auf der Solitude machen zu lassen.“

„Ein zugkräftiges Gespann“

Daß der Herzog Hahn und Schaudt als zusammengehöriges und „zugkräftiges Gespann“ ansah, geht wieder aus einem Brief Hahns hervor. Er berichtet darin dem Dekan von der Aufstellung der astronomischen Uhr in der Bibliothek im Schloß Ludwigsburg: „Ich habe durch den H. Grafen von Puttbus erfahren, daß Se. Herzogl. (Durchlaucht) am Essen von mir gesagt hätten: der Mann seye deplacirt (am falschen Platz), nemlich wie es mir weiter erklärt worden das Pfarramt seye nicht mein rechtes Fach; und sich verlauten lassen Daß Sie geneigt sey mir eine Jährl. pension cum Titulo professoris (Gehalt mit dem Titel „Professor“) zu geben wann ich das Pfarramt quittiren und mich nebst dem Schulmeister als Ausarbeiter meiner Erfindungen auf die Mechanic und dergleichen Wissenschaften allein legte: Da habe ich dann verlauten lassen das sey nicht mein gout (Sinn) von der Theol. zu abstrahieren (abzusehen).“ Diese Ablehnung betraf auch Schaudt. Da sicher beide zur Aufstellung der astronomischen Uhr in Ludwigsburg waren, wird dies im Einverständnis mit ihm geschehen sein.

Die Aufgabe, für den Landesherzog eine kostbare astronomische Uhr zu fertigen, machte Hahn in weiteren Kreisen bekannt, und es gab Anschlußaufträge: „Unter dessen hatte Se. Durchlaucht, der Fürst von Hechingen (Josef Wilhelm Franz von Hohenzollern-Hechingen, 1717–1798) eine kleine, der allerersten ähnliche Maschine zu bestellen geruht, welche denn nach meiner Anweisung von dem Schulmeister nunmehr zu verfertigen angefangen wurde.“



Kleine astronomische Maschine (Stockuhr) für den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, Onstmettingen 1770.

Der Auftrag kam also ganz aus der Nähe, denn Hechingen war in weniger als zwei Stunden über den Zollersteig zu Fuß zu erreichen. Er stellte nach jahrhundertelangen Streitereien um die Freie Pirsch – es ging um die Festlegung einer Jagdgrenze zwischen dem Fürstentum Hohenzollern und dem württembergischen Onstmettingen – eine verbindende Geschäftsbeziehung zwischen dem Fürstenhaus und dem Nachbarort her. Als sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1769 der Wegzug Hahns abzeichnete, überließ er den Auftrag für diese astronomische Uhr dem Schulmeister. Ob dies für Schaudt eine schöne Nebeneinnahme darstellte, dürfte zumindest fraglich sein, denn was er von dem in großen Geldnöten befindlichen Fürsten tatsächlich erhielt, ist nicht bekannt geworden.



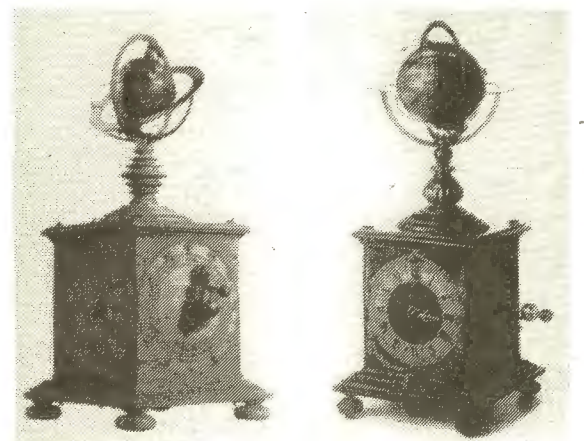
Titelblatt der ersten Beschreibung Hahns von seiner „Weltmaschine“, die unter seiner Anleitung (=Direction-) entstanden ist.

Zu dieser Uhr gibt es eine Beschreibung von Philipp Matthäus Hahn mit dem Titel „Kurze Beschreibung einer kleinen beweglichen Welt-Machine, welche Sr. Hochfürstl. Durchlaucht, dem regierenden Fürsten zu Hohenzollern Hechingen unter der Direction des Pfarrers M. Hahns von Onstmettingen von dem Schulmeister Schaudt dasebst verfertigt worden. 1770. Gedruckt zu Constanz bey Johann Gerhard Lüdolph.“

Die Beschreibung ist 14 Seiten lang und liegt als Faksimiledruck vor. Mit welcher Befriedigung, welchem Stolz werden Hahn und Schaudt, die beiden 30jährigen, die sich am Anfang einer Karriere oder doch einer gewissen Berühmtheit wähnen durften, ihr Werk betrachtet haben?

Im März 1770 weilte Hahn auf Einladung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach acht Tage lang am Hof in Karlsruhe und führte ihm während dieses Aufenthalts die für Hechingen bestimmte Maschine vor, wofür ihm der Markgraf nicht nur die Reisekosten ersetzte, sondern auch eine goldene Denkmünze verehrte. Die für diese Uhr zu diesem Zeitpunkt bereits fertiggestellte Beschreibung nennt sowohl Hahn wie auch Schaudt auf dem Titelblatt als Hersteller. Dies weist auf das partnerschaftliche Verhältnis der beiden hin und auf ihr Bewußtsein, daß einer ohne den andern das Werk nicht hätte zuwege bringen können. Aufgrund verschiedener Indizien vermutet Reinhard Breymayer, daß diese Uhr an den Markgrafen von Baden gelangt und mit der Stockuhr im Schloß Salem identisch ist. Signiert ist sie auf einem Zifferblatt mit

„Invenit M. Hahn, Pastor Onstmettingensis. fecit Phil. Gottfr. Schaut, ludimag. ibidem, 1769“ (Erfunden M. Hahn, Pfarrer in Onstmettingen. Gefertigt Phil. Gottfr. Schaudt, Schulmeister ebendort, 1769).



Salemer Uhr

Münchener Uhr

Diese Aufschrift bestätigt die enge Zusammenarbeit der beiden. Eine der Salemer Uhr sehr ähnliche Stockuhr befindet sich im Deutschen Museum in München. Sie wurde nach der Hechinger Uhr gebaut, also nach dem Wegzug Hahns von Onstmettingen. Auf ihrem Äquatorialring ist eingraviert: „Phil. Gottfr. Schaut in Onstmettingen, Balingen Amts in Württembergischen“.

Philipp Matthäus Hahn ist also nicht vermerkt, obwohl er der geistiger Vater dieser Art von Stockuhren ist. Andererseits ist in der 2. Auflage der „Kurze Beschreibung einer kleinen beweglichen Welt-Machine“ für den Fürst von Hechingen, herausgegeben vom herzoglichen Bibliothekar Vischer 1774, der Schulmeister Schaudt nicht mehr erwähnt. Hatte sich also das partnerschaftliche Verhältnis der beiden abgekühlt, oder war es sogar zu Spannungen gekommen?

Im Frühjahr 1770 verließ Hahn Onstmettingen und nahm den Dienst in seiner neuen Pfarrei Kornwestheim auf (Antrittspredig 1. April 1770). Da Schaudt trotz Aufforderung durch

Hahn nicht mitzog, waren sie nun zwei Tagreisen voneinander entfernt. Das mußte zu Entfremdung und getrennten Entwicklungen führen, auch wenn man sich aufeinander angewiesen sah und dies verhindern wollte. Da die Tagebücher Hahns erst ab September 1772 erhalten sind, gibt es zunächst wenig Nachrichten über die Kontakte, und immer nur von Seiten Hahns. Er beschäftigte sich auf technischem Gebiet mit dem Bau einer Rechenmaschine, denn die langwierigen Berechnungen für astronomischen Uhren machten ihn „beynahe stumpf“ im Denken, so daß er, wenn er eine halbe Nacht hindurch gerechnet hatte, „nimmer zwei Zahlen zuverlässig zusammenzählen konnte“. Deshalb hatte er noch in Onstmettingen, und sicher nach Gesprächen mit Schaudt, eine hölzerne Rechentrommel konstruiert und bauen lassen.

Fortsetzung dieses Beitrags von Alfred Munz mit den Rechenmaschinen und den Globusuhren des Philipp Gottfried Schaudt sowie einer abschließenden Würdigung seines Schaffens in den nächsten Heimatkundlichen Blättern.

Jahresprogramm 1990

Studienfahrten und Vorträge:

- Samstag, 17. 2.
Walz – Rückschau Hildesheim – Braunschweig
Samstag, 10. 3.
Kratt – Rückschau Eichstätt – Ingolstadt
Samstag, 31. 3.
Walz – Franz-Marc-Ausstellung, Tübingen
Montag, 7. 5.
Klek, Kohler, Künstler – Alt-Balingen (zusammen mit der Lehrerfortbildung) und Dia-Vortrag: Niedersachsen, Geschichte und Kultur (mit Pkw)
Sonntag, 13. 5.
Bitzer – Beurener Heide (nachmittags)
Sonntag, 10./16. 6.
Roller – Münster und Osnabrück
Samstag, 7. 7.
Munz – Philipp-Matthäus-Hahn-Ausstellung, Onstmettingen (mit Pkw)
Dienstag, 24./27. 7.
Kratt – Regensburg und Landshut
Sonntag, 16. 9.
Foth – Federsee, Bussen
Dienstag, 2. 10.
Uttenweiler – Fossilien-Ausstellung PZ-Werk Dotternhausen (mit Pkw)
Samstag, 20. 10.
Helber – Dia-Vortrag über Trachten in Baden-Württemberg
Samstag, 3. 11.
Hauptversammlung im Schloß Stauffenberg zu Lautlingen
Festredner: Dr. Werner Mezger
Thema: Mittelalterliche Wurzeln der Fastnacht
Musikalische Begleitung: Trio Will Reber Köhler

Stammtische:

- Balingen: an jedem 2. Mittwoch im Monat im Hotel Thum
Albstadt: an jedem 1. Mittwoch im Monat im Café Kutsche

Heimatkundliche Blätter

Die Redaktion Christoph F. Riedl, Schramberger Straße 75, 7460 Balingen, Tel. (07433) 78 16, bittet um Zusendung von Berichten über Kunst, Kultur, Wirtschaft, Naturwissenschaft und Politik und insbesondere auch über besondere Persönlichkeiten aus unserem Raum, die in Wissenschaft und Praxis gewirkt haben.

Mitgliedsbeiträge:

Die Heimatkundliche Vereinigung Balingen e. V. ist ein eingetragener Verein, der allen Interessenten offensteht. Der Mitgliedsbeitrag beträgt im Jahr DM 10,-. Anmeldungen sind zu richten an den Geschäftsführer, Herrn Rudolf George, Werastraße 21, 7460 Balingen, Tel. (07433) 6547.

Der Pirol – Symbol für eine bedrohte Vogelart unseres Landes

Von Helmut Rebstock, Deutscher Bund für Vogelschutz e.V., Ortsgruppe Balingen

In jedem Jahr kürt der Deutsche Bund für Vogelschutz e.V. (DBV) eine Vogelart zum »Vogel des Jahres«. In 1990 ist es der Pirol (*Oriolus oriolus*). Stellvertretend für andere Tier-, aber auch Pflanzenarten soll damit auf die Gefährdung einer in ihrem Bestand bedrohten Spezies und deren Lebensraum hingewiesen werden.

Der Pirol ist mit 24 cm Länge ein drosselgroßer Vogel mit einem für unsere Breiten besonders auffälligen Gefieder. Vor allem das Männchen. Abgesehen vom roten Schnabel, von den schwarzen Flügeln und dem schwarzen Schwanz ist dieses vorherrschend gelb gefärbt. Beim Weibchen sowie bei jungen Männchen herrscht ein gelblich-grünes Gefieder vor, mit entsprechend dunkleren Flügeln und dunklerem Schwanz. Die Unterseite ist bei diesen meist hellgrau gefärbt. Als ausschließlicher Baumbewohner ist damit der Pirol vorzüglich an seinen Lebensraum angepaßt, in welchem er nur schwerlich auszumachen ist.

Der Pirol besiedelt bevorzugt Wälder mit hohem Anteil an Laubbäumen und hohen Bäumen; ebenso Feldgehölze, ältere Obstbaumbestände und Parkanlagen. Nadelholzwälder werden hingegen gemieden.

In Europa ist der Pirol der einzige Vertreter der Singvogel-Familie *Oriolidae*, welche 34 Arten umfaßt. Deren Verbreitungsgebiet erstreckt sich, außer auf Europa und Nordwestafrika, vor allem auf Indien sowie Westasien. Die bei uns vorkommende Art überwintert im zentralen und südlichen Afrika. Vereinzelt Überwinterungspopulationen können auch in den tropischen Wäldern Westafrikas angetroffen werden.

Die Rückkehr in die einheimischen Brutplätze erfolgt zwischen Mitte April bis Juni. Als erstes treffen die Männchen ein, die unmittelbar nach ihrer Ankunft ein Revier besetzen. Die Weibchen folgen kurze Zeit später nach. Die Männchen sind dann voll in Sangesstimmung. Der Ruf ist gewöhnlich ein flötendes »Düdlis«. In der Paarungszeit klingt der von beiden Geschlechtern vorgetragene Ruf »Bühlo«. Dies brachte dem Pirol im Volksmund auch den Namen »Vogel Bülow« ein. Meist wird der Gesang von einem versteckten Platz vorgetragen. Bei Gefahr sind gepreßte und krächzende Laute zu vernehmen.

Haben sich die Paare zusammengefunden, wird meist hoch im Laubwerk der Bäume ein kunstvolles napfförmiges Nest gebaut. Dieses besteht in der Regel aus Grashalmen und Bastfasern. Von den Brutpartnern werden sie um eine Astgabel geflochten und mit Speichel verklebt. Der so entstehende »Hängekorb« wird schließlich noch mit feineren Materialien ausgekleidet.

Das Gelege besteht gewöhnlich aus vier, gelegentlich sogar aus fünf oder auch nur drei Eiern. Der Eiablage, die meist Ende Mai / Anfang Juni beginnt, schließt sich eine 14tägige Bebrütung durch das Weibchen an. Während dieser Zeit wird es vom Männchen gefüttert. Die Ende Juni / Anfang Juli schlüpfenden Jungen sind anfangs blind. Wie viele Jungvögel anderer Singvogelarten sind sie zunächst mit einem gelblichen Dunenkleid ausgestattet. Während der Nestlingszeit entwickelt sich schließlich ein gelblich-graues Jugendkleid, das beim Ausfliegen der Jungvögel dem Gefieder des Weibchens ähnelt.

Die den Jungen gereichte Nahrung setzt sich zunächst nur aus Insekten zusammen. Gelegentlich werden aber schon im Nestlingsstadium Beeren verfüttert. Beeren und vor allem Insekten gehören auch zum Nahrungsspektrum des erwachsenen Pirols.

Wird während der Paarungs- und Brutzeit das Revier durch Gesang abgegrenzt und lautstark gegen Eindringlinge verteidigt, so ändert sich dies nach dem Flüggewerden der Jungen. Die Pirole sind kaum noch zu vernehmen. Dadurch spielt sich ihr Wegzug in den Monaten Juli bis September in das afrikanische Überwinterungsgebiet fast heimlich ab.



Der Pirol - Vogel des Jahres 1990

Das Hauptverbreitungsareal des Pirols in Baden-Württemberg erstreckt sich auf die klimatisch günstigen Gebiete. Insbesondere auf die Rheinebene, den Neckar- sowie Bodensee-raum. Aber auch in den höheren Lagen unseres Landes konnte er schon festgestellt werden, sofern diese seine Habitatsansprüche erfüllen.

In den Roten Listen der Bundesrepublik Deutschland und Baden-Württembergs wird der Pirol als »potentiell gefährdet« geführt. Dies hat nach Hölzinger (1987) mehrere Gründe:

1. Die Landschaftsnutzung und die damit einhergehende Umwandlung geeigneter Bruthabitate bspw. in Anbau- oder Siedlungsflächen, was zur Einengung oder den Verlust des Lebensraumes für den Pirol führt.

2. Der Einsatz von Umweltchemikalien auf Intensiv-Kulturen in oder bei den Brutgebieten. Ferner klimatische Änderungen, die sich negativ auf das Insektenvorkommen und damit auf die Nahrungsgrundlage des Pirols besonders während der Zeit der Jungenaufzucht negativ auswirken.

3. Die Gefährdungen des Pirols im Überwinterungsgebiet und auf dem Weg dorthin. Hier sind zu nennen: der Vogelfang während des Zuges, der Einsatz von Umweltchemikalien und die Vernichtung der tropischen Wälder.

Um den Rückgang aufzuhalten wären z.B. folgende Schutzmaßnahmen notwendig:

1. Die noch vorhandenen Bruthabitate müssen unbedingt erhalten werden. Dazu zählen die Auwälder (bspw. am Rhein), Laubwälder sowie Laubmischwälder, extensiv bewirtschaftete Streuobstbaumbestände sowie Feldgehölze.

2. Einschränkungen im Ausbringen von Schädlingsbekämpfungsmitteln zum Erhalt der Artenvielfalt in der freien Landschaft und in den Wäldern.

Literaturhinweis:

Hölzinger J. (1987), »Die Vögel Baden-Württembergs«, Bd. 1 Gefährdung und Schutz; Teil 2: Artenschutzprogramm Baden-Württemberg, Artenhilfsprogramme. – Avifauna Bad.-Württ. 1.2, 1288-1291.

Verfasser:

Helmut Rebstock, Lupinenweg 12, 7460 Balingen-Ostdorf, Tel. (07433) 21906

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des »Zollern-Alb-Kuriers«.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 37

28. Februar 1990

Nr. 2

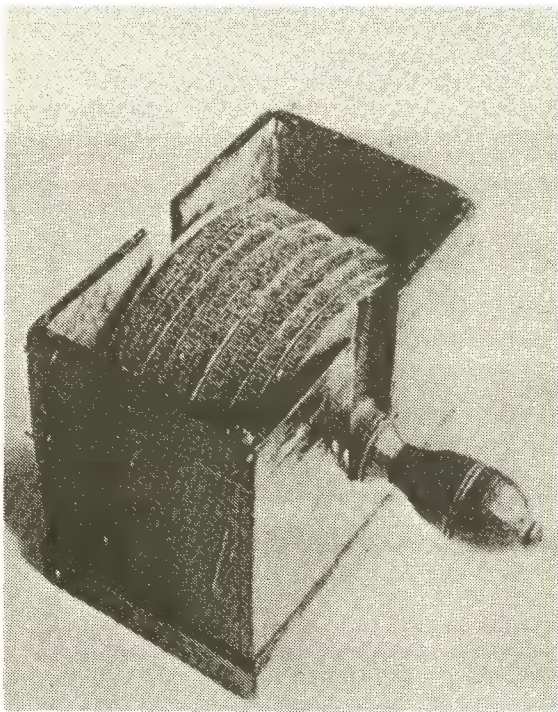
Alfred Munz:

Leben und Wirken des Schulmeisters Philipp Gottfried Schaudt

1739–1809 als Mitarbeiter Philipp Matthäus Hahns

2. Folge

Im Frühjahr 1770 verließ Hahn Onstmettingen und nahm den Dienst in seiner neuen Pfarrei Kornwestheim auf (Antrittspredig 1. April 1770). Da Schaudt trotz Aufforderung durch Hahn nicht mitzog, waren sie nun zwei Tagereisen voneinander entfernt. Das mußte zu Entfremdung und getrennten Entwicklungen führen, auch wenn man sich aufeinander angewiesen sah und dies verhindern wollte. Da die Tagebücher Hahns erst ab September 1772 erhalten sind, gibt es zunächst wenig Nachrichten über die Kontakte, und immer nur von Seiten Hahns. Er beschäftigte sich auf technischem Gebiet mit dem Bau einer Rechenmaschine, denn die langwierigen Berechnungen für astronomischen Uhren machten ihn „beynahe stumpf“ im Denken, so daß er, wenn er eine halbe Nacht hindurch gerechnet hatte, „nimmer zwei Zahlen zuverlässig zusammenzählen konnte“. Deshalb hatte er noch in Onstmettingen, und sicher nach Gesprächen mit Schaudt, eine hölzerne Rechentrommel konstruiert und bauen lassen.



Hölzerne Rechentrommel

Als Hahn den Dienst in Kornwestheim aufnahm, waren seine Pläne für eine Rechenmaschine so weit gediehen, daß er um Pfingsten 1770 die Maschine „getrost anfangen“ ließ, weil er glaubte, sie könne in einigen Wochen fertig sein. Es gab aber Probleme, denn die Brüder, „die mir nunmehr, statt des Schulmeisters in Onstmettingen, hier in Kornwestheim an die

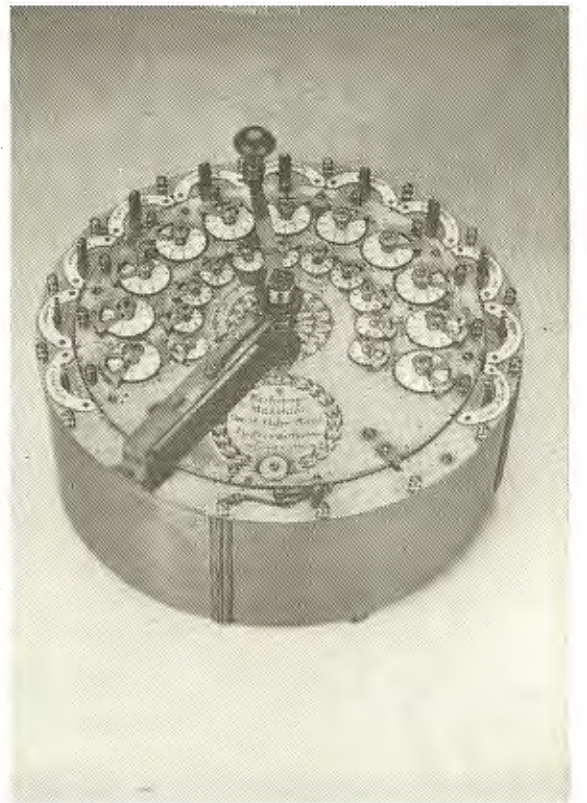
Hand gingen“, wurden völlig verdrießlich und wollten entweder in ihren alten Beruf als Barbier zurückgehen oder aber an einer astronomischen Maschine arbeiten. Hahn mußte nachgeben und nach anderen Uhrmachern Ausschau halten. Er ließ nach und nach mehrere Gesellen die Arbeit an der Rechenmaschine aufnehmen, aber zunächst scheiterten alle. Was lag da näher, als den bewährten Schulmeister Schaudt für die Aufgabe heranzuziehen?

Dem Tagebuch Hahns ist unter dem 27. Mai 1773 zu entnehmen, daß er und Schaudt Herzog Karl Eugen aufsuchten und ihm neben anderem von der Rechenmaschine berichteten. Im Juli schreibt Hahn an Schaudt einen Brief, in dem es um die Rechenmaschine geht, und am 6. August 1773 ist er in Onstmettingen und bespricht „Zeichnungen der Rechenmaschine mit dem Schulmeister“. Am 7. August trägt er ein: „Sonntag, 6 Uhr morgens, mit Schaudt Rechenmaschine bis zum Zusammenläuten besprochen“.

1774 wurden die Kontakte besonders intensiv. Am 19. April erklärte Hahn dem Schulmeister vormittags die erste und nachmittags die zweite Rechenmaschine. Am 13. August mußte Schaudt die Rechenmaschine „ineinander-tun“ und nach Balingen bringen, damit sie abends Johann Kaspar Lavater (1741 – 1801) aus Zürich besichtigen konnte, der sich auf der Rückreise in die Schweiz befand und in seinen Reisenotizen vermerkte, daß „auch ein gewisser von ihm (Hahn) ausgebildeter Schulmeister in UNSCHMETTINGE für Hahn arbeitet“ (10. August 1774).

Im Oktober erhält Hahn „gute Nachricht von Onstmettingen wegen der Rechenmaschine“, und am 20. Dezember notiert er: „Rechenmaschine von Onstmettingen vollends ausmachen lassen“. Selbst im Synodalbericht des Dekans an das Konsistorium von 1774 ist über Schaudt vermerkt: „Hat bereits die sehr sinnreiche Hahnische Rechenmaschine von Messing ausgearbeitet.“

Auch sonst sind die Beziehungen in den Jahren 1773 und 1774 vielfältig. Hahn, der Taufpate für die ersten vier Söhne Schaudts ist (der zweite heißt nach ihm „Philipp Matthäus“), setzt sich für dessen ältesten Sohn Johann Andreas (1764 – 1827) beim Herzog ein. Im Tagebuch ist unter dem 28. 5. 1773 vermerkt: „Auf der Solitude zwei Mahl mit seiner Durchlaucht geredet, welcher sehr gnädig war und durch Regierung und Erleuchtung Gottes mehr versprach und tat, als Schulmeister begehren konnte.“ Vermutlich handelte es sich um des Sohnes Zulassung zum Landexamen, denn Johann Andreas wurde später „Serenissimi Stipendiat“ im Stift in Tübingen und Pfarrer. Schaudt zeigte sich erkenntlich. Nach einem Arbeitsbesuch Hahns in Onstmettingen begleitete er ihn auf dem



Komplette Rechenmaschine

Rückweg bis Dusslingen. „Schulmeister bezahlte die Zeche wegen seinem Sohn und nahm das Roß zurück.“

Es war dies übrigens nicht das einzige Mal, daß Hahn zu Pferd davonzog. Als er am 24. April 1774 von Onstmettingen abreiste, hatte ihm der Dorfvoigt ein Pferd bis Ofterdingen zur Verfügung gestellt. „Schulmeister ging mit. Unterwegs erklärte Lavaters Sätze.“ Mit Hahn zu reisen, dürfte immer lehrreich gewesen sein. Wenn Hahn in Onstmettingen weilte, wohnte er bei Schaudt. Er notierte unter dem 19. 4. 1774: „Logirte bey Herrn Schulmeister, um meine gewöhnliche Kost zu haben, wie mir es zuträglich ist.“

Sie blieben in Verbindung

Einen weiteren Beweis, daß die Zusammenarbeit nach Hahns Wegzug nach Kornwestheim aufrecht erhalten blieb, stellen die beiden astronomischen Uhren aus dem hessischen Landesmuseum Darmstadt dar. Sie wurden für die Jubiläumsausstellung 1989 restauriert und sind gegenwärtig im württembergischen Landesmuseum Stuttgart zu sehen (Katalog „Ph. M. Hahn 1739–1790“, Bd. I, Abbildung Tafel 14 und 15 und Beschreibung im Hahn-Werkeverzeichnis 3.13 und 3.14).

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

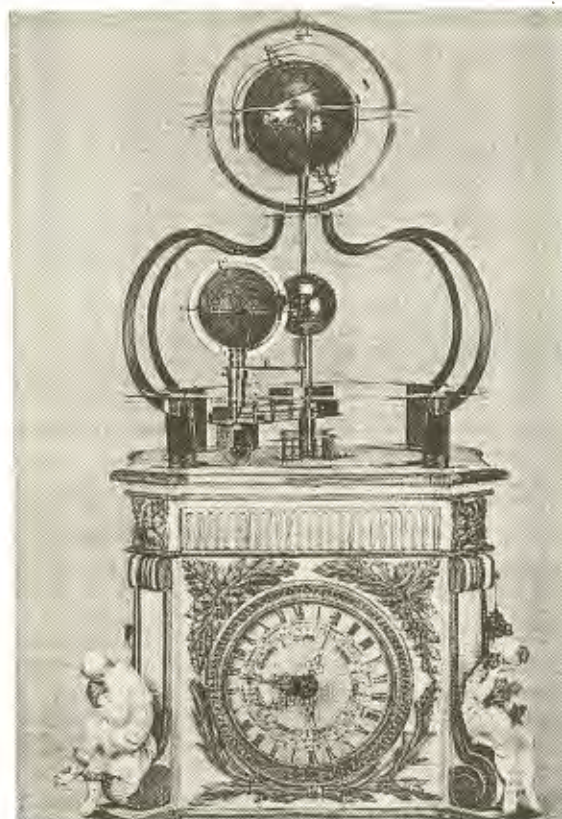
Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Globusuhr
Ph. M. Hahn, Ph. G. Schaudt
Onstmettingen, Kornwestheim, um 1774

Diese „Astronomische Uhr von Mechanikus Hahn in Kornwestheim“ wurde vermutlich von Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt 1791 um 400 Gulden erworben.

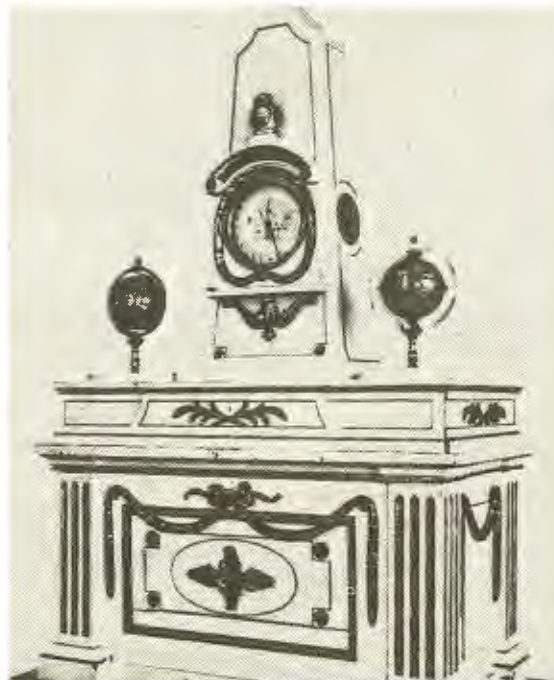


Globusuhr
Ph. M. Hahn, Ph. G. Schaudt
Onstmettingen, Echterdingen, um 1785

Beide Globenuhren haben an verschiedenen Stellen die gleichen Konstruktionsmerkmale wie die Ludwigsburger Weltmaschine, die 1769 in Onstmettingen vollendet wurde. Beide haben auch die Weltzeituhr nach der Bengelschen Berechnung, ausgelegt auf eine Weltzeit von 7777 7/9 Jahren.

Ab 1775 zeigen sich erste Eintrübungen in den Beziehungen zwischen Hahn und Schaudt.

Am 11. August erhält Hahn „verdrüssliche Briefe von Onstmettingen, als ob Schulmeister mit Streichen umgehe wegen Rechenmaschine und solche verkaufen wolle. Deswegen wieder Brief geschrieben, ob ich schon solches nicht geglaubt“. Möglicherweise gibt es Meinungsverschiedenheiten über den finanziellen Anteil an dem gemeinsamen Werk. Aber ein Jahr später, im November 1776, ist in den Tagebüchern vermerkt, daß Hahn verschiedene Briefe und Zettel an den Schulmeister von Onstmettingen geschrieben hat. Es handelt sich dabei immer noch um Rechenmaschinen. Schaudt hat Hahn eine wohl von ihm fertiggestellte zugeschickt, und Hahn macht sich sofort an den Riß für eine neue. Aus alledem ist ersichtlich, daß die Zusammenarbeit zwischen Hahn und Schaudt jahrelang, trotz aller Beschwerlichkeiten bei den damaligen Verkehrsverhältnissen und möglicherweise auch im persönlichen Verhalten, sehr intensiv blieb. Gut verständlich ist deshalb der eingangs zitierte Wunsch Hahns, den Schulmeister Schaudt als Werkstattleiter in Kornwestheim bei sich zu haben.



Doppelglobusuhr
mit Medaillonbild von Ph. G. Schaudt
Ph. M. Hahn, Ph. G. Schaudt
Echterdingen (?), um 1785
Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen

Das vielfältige Hin und Her von Nachrichten, Botengängen und Besuchen (diese dauerten jeweils mehrere Tage) bedeutete für das abgelegene Onstmettingen, und zuerst natürlich für Schaudt, den nachhaltigen Anschluß an das Zentrum des Landes. Die Beziehungen zwischen Hahn und Schaudt erstreckten sich allerdings nicht nur auf das Gebiet der Rechenmaschine. Im August 1773 erwähnt Hahn ein kleines kopernikanisches System, das er Schaudt aufgegeben hat und das dieser im November nach Kornwestheim bringt.

Im März 1774 ist von einer kleinen Maschine die Rede, welche der Schulmeister machen soll. Um welche es sich handelt, wird von Hahn nicht angegeben. Im Synodalbericht von 1774 heißt es über Schaudt: „Gibt sich in Nebenstunden mit Uhren mancher Art künstlich ab. Laboriert auch wieder an einem neuen Globus auf anderer Art als in der herzogl. Bibliothek zu Ludwigsburg.“ Daß bei der Zusammenarbeit Initiativen auch von Schaudt ausgehen konnten, erhellt der Tagebucheintrag vom 28. 3. 1774: „Morgens Risse für den Schulmeister in Onstmettingen zu machen angefangen wider Willen.“ Von einer gemeinsamen Fertigung ist dann letztmals drei Jahre vor Hahns Tod die Rede: „Brief von Schulmeister Schaudt bekommen, der einen Brief von Graf Thun beygelegt, das er die Maschine für 500 Gulden verkauft und wir 450 Gulden bekommen.“

Um welche Uhr es sich handelt, konnte bisher nicht ermittelt werden. (Graf Thun war seit 1767 württembergischer Gesandter in Paris).

Zusammenfassend ergibt sich: Als Hahn

nach Kornwestheim weggezogen war, hatte er beim Aufbau einer eigenen Werkstatt ohne Schaudt Anfangsschwierigkeiten, aber der Betrieb spielte sich ein und konnte ausgeweitet werden. Der „Kopf“, der Konstrukteur, war vorhanden. Anders bei Schaudt. Er konnte seine bedeutende Nebentätigkeit dank der weiterbestehenden Verbindung zu Hahn zwar aufrecht erhalten, aber er blieb auf Zeichnungen und Aufträge aus Kornwestheim angewiesen.

Vom Menschen Philipp Gottfried Schaudt ist wenig überliefert worden. Im Deutschen Uhrenmuseum in Furtwangen steht eine große Globenuhr von Philipp Matthäus Hahn. An ihrer Herstellung dürfte Schaudt beteiligt gewesen sein, denn in einem Medaillon über dem Zifferblatt befindet sich sein Bildnis. Es ist von einem unbekannten Künstler mit Pinsel auf ein Stück Karton gemalt und stellt Schaudt um das 50. Lebensjahr dar. Es zeigt ihn als gewichtigen, selbstbewußten Mann, dem entschiedenes Handeln zuzutrauen ist. Die Globenuhr wurde 1788 vom Verwalter der markgräflichen Physikalischen Kabinets, J. L. Böckmann (1741–1802), um 2500 Gulden erworben.

Mehr über Schaudt ist den Synodus-Protokollen zu entnehmen, die jährlich vom Dekan an das Konsistorium einzureichen waren. Dort wird er 1775 als einer der tüchtigsten Schulmeister in der ganzen Diözese beurteilt, der auch „viel Wissenschaft zu mechanischen Künsten hat“. 1779 heißt es, er verstehe die Rechenkunst und treibe sie mit den größeren Schulknaben „und verdiene einen Platz, wo er seine Schul- und andere Talente mehr zeigen und nützlich sein könnte“. Interessant ist noch die Beurteilung von 1784, in der steht: „Auch hat derselbe schöne Kenntnisse in der Mathematik und ist besonders ein guter Mechanicus, wie eine von ihm erfundene, sehr einfache und doch vorteilhafte Flor-Maschine (Flor, ein dünnes, schleierartiges Gewebe; Trauerflor) beweist, und er nicht nur alte Uhren reparieren, sondern auch neue, sowohl Kirchen- und Wand- als Sackuhren zu verfertigen weiß, alles jedoch ohne Abbruch der Schule.“ Leider sind weder eine Flormaschine noch eine Kirchen-, Wand- oder Sackuhr von Schaudt erhalten geblieben.

Auch sonst gibt es von ihm keine Geschichte oder Episode, keinen Ausspruch oder dergleichen. Und doch ist er zusammen mit der Familie Sauter das große Bindeglied zwischen der Hahnschen Epoche in Onstmettingen und dem Beginn der Industrialisierung.

Während Hahn nur sechs Jahre als Pfarrer in Onstmettingen wirkte, war Schaudt nach Hahns Wegzug noch 39 Jahre lang, bis 1809, Schulmeister im Ort. Als solcher konnte er zwar für seine Nebentätigkeit eine Werkstatt einrichten, aber nicht Lehrlinge und Gesellen ausbilden. Trotzdem wissen wir von drei Männern, die von ihm eingelernt wurden.

Der erste ist jener Handlanger, den Hahn 1769 in seinem Brief an Herzog Karl Eugen erwähnt. Wer könnte das gewesen sein? Neben Schaudt gab es damals drei Uhrmacher im Ort: Johannes Sauter (1723–1794) und Paulus Sauter (1732–1794), die beiden taubstummen Brüder, bei denen Schaudt einiges von der Uhrmacherei gelernt hatte, darunter das Arbeiten in Messing und Stahl. Sie waren 17 bzw. 7 Jahre älter als Schaudt, der eine verheiratet und beide im Betrieb beschäftigt. Der dritte war Johann Jakob Sauter (1743–1803), Huf- und Waffenschmied und Uhrmacher (ein Uhrwerk ist überliefert und in Onstmettingen zu sehen).

Er war also ein paar Jahre jünger als Schaudt und 1768 erst 25 Jahre alt. Er dürfte ein leidenschaftlicher Uhrmacher gewesen sein, denn alle seine sieben Kinder, auch die Tochter Dorothea, wurden später Uhrmacher und betrieben von Esslingen bis Straßburg eigene Werkstätten. Es spricht also einiges dafür, daß dieser Johann Jakob Sauter der Gehilfe Schaudts bei der Erstellung der astronomischen Uhr für Herzog Karl Eugen war.

Nächster „Uhrmacherlehrling“ war der eigene Sohn Philipp Matthäus Schaudt (1766–1855), ab 1809 Nachfolger des Vaters als Schulmeister. Von ihm ist im Deutschen Uhrenmuseum in Furtwangen eine schöne Stockuhr, typisch

Onstmettinger Bauart, erhalten und gegenwärtig im Hahn-Museum ausgestellt, die neben Stunden und Minuten auch Monatstag und Mondphasen anzeigt.

Der dritte „Uhrmacherlehrling“ bei Schaudt dürfte schließlich der Zimmermannssohn Johannes Keinath, geb. 1778, gewesen sein. Von ihm ist mündlich überliefert, daß er bei Schaudt das Uhrmachen lernte. Er wurde später der „alte Uhrmacher“ genannt. Das Onstmettinger Uhrmachergeschlecht der Keinath, das bis heute im Ort vertreten ist, stammt von ihm ab.

Die Tagebucheinträge Hahns und die Synodus-Protokolle ergeben, daß der Schwerpunkt der Schaudtschen Nebentätigkeit auf der Uhrenherstellung lag, wenn man vom vorübergehenden Bau der Rechenmaschine absieht, der keinerlei Folgen im Ort hatte. Der Waagenbau aber, der durch Hahn in Onstmettingen eingeführt und zur späteren Industrialisierung führen sollte, wurde im wesentlichen von den Nachkommen des Johann Jakob Sauter betrieben. Von nicht meßbarer aber grundlegender Bedeutung für die spätere Entwicklung der Waagenindustrie wurde indessen, was der Schulmeister Schaudt als mathematisch-naturwissenschaftlich engagierter Lehrer in seinen Schülern anregte.

In den Synodus-Protokollen heißt es dazu über ihn:

„Ist ein vorzüglich geschickter und fleißiger Schulmann, auch guter Mechanicus und Rechenmeister, der wirklich einen besseren Platz verdiente.“ (1780)

„Hat alle zu einem Dozenten erforderlichen Prädikate. Wie er selbst als Mechaniker ein denkender Kopf ist, so weiß er auch seine Schüler daran zu gewöhnen.“ (1788)

„Arbeitet immer auf die Denkkraft seiner Schüler...“ (1801)

„Geht in seinem Unterricht überall auf den Grund.“ (1808)

Die Beziehungen zwischen Hahn und Schaudt blieben bis zum Tode Hahns erhalten, allerdings nicht ohne Komplikationen. Mag der bereits erwähnte Tagebucheintrag Hahns, wonach der „Schulmeister mit Streichen umgehe wegen der Rechenmaschine und solche verkaufen wolle“, was Hahn nicht glauben kann, auf



Schaudt-Gedächtnisbrunnen in Albstadt-Onstmettingen

Mißverständnissen oder Gerüchten beruht haben – vielleicht wurden die Verstimmungen auch behoben, denn der Briefverkehr wird ja aufrecht erhalten –, so gibt es doch bei Schaudt zunehmend persönliche Probleme. Während seine Schularbeit bis zu seinem Tode anerkannt wird, heißt es bereits 1788 von ihm, daß „wider Wandel, Ehe und Zucht keine förmliche Klage“ bekannt sei.

Nach weiteren behutsamen Andeutungen und Verwarnungen wird 1801 deutlich gesagt, wo es Beanstandungen gibt. Der Visitationsbericht an das Konsistorium enthält die Bemerkung, „daß ihm zu wünschen wäre, daß er sich des Branntweins, den er für ein nötiges Labsal seines Alters hält und denselben doch auch in geringer Quantität nicht ertragen kann, gänzlich enthalten könnte“. Von hierher wird verständlich, wenn Hahn an den Schulmeister schreibt, wegen dessen Schulden, wenn der damalige Pfarrer von Onstmettingen Hahn mitteilt, man befürchte, der Schulmeister eigne sich dessen Kapitalien an, wenn am 19. April 1785 die Schulmeisterin von Onstmettingen kommt und etwas Geld bringt.

Als Hahn 1786 wieder einmal in Onstmettingen war, ging er zum Schulmeister „und besorgte meine Schulden“. Zwei Jahre später warnt ihn seine Schwägerin vor dem Schulmeister, und er sieht sich dessen Schuldsache erneut an. Nach weiterem Briefaustausch wendet sich Hahn an den Oberamtmann in Balingen, „da ich denn nicht wuste, was ich wegen dem Schulmeister anfangen sollte, da ich so viel Gedult gehabt, so kan ich nicht anders“. Zum letzten Mal wird Schaudt im Tagebuch Hahns am 28. Mai 1789, also ein Jahr vor Hahns Tod, erwähnt: „Bekam einen Brief vom Schulmeister von Onstmettingen, dem ich wieder antwortete.“

Philipp Gottfried Schaudt starb am 21. Juni 1809 an Auszehrung. Die Glanzzeit seines Lebens lag in den Jahren, in denen er mit Philipp Matthäus Hahn zusammenarbeitete und durch dessen Anregungen und Aufträge in der Welt der Uhren und Gestirne von Erkenntnis zu Erkenntnis, von Erfahrung zu Erfahrung und zu großen Erfolgen gelangte. Als Hahn wegzog, mußte er erleben, wie seine Auftrags- und Erfolgskurve abflachte, bis er schließlich „meistens bei Reparationen“ anlangte.

Auf der anderen Seite aber nahm seine Bedeutung für die heranwachsenden Uhrmacher und späteren Waagenbauer von Jahr zu Jahr zu. Mit der Herstellung von Uhren suchten unternehmungsfreudige Onstmettinger Verdienstmöglichkeiten und Zugang zu größeren Märkten. Die ersten Begründer von Waagenbauunternehmen waren alle auch noch Uhrmacher, und ihre Uhren sind unverkennbar geprägt von dem Können und Wissen Philipp Gottfried Schaudts.

Ohne Beherrschung der feinen und genauen Werktechniken der Uhrmacher ist die spätere Produktion von Präzisionswaagen nicht denkbar. Wenn noch heute rund 2000 Beschäftigte in der Waagenindustrie des Zollernalbkreises tätig sind, so ist das mit auch dem Schulmeister Philipp Gottfried Schaudt zu verdanken. In Onstmettingen wußte man das immer. Bei seinem Tod war vom „bisherigen talentvollen Schulmeister Ph. G. Schaudt“ die Rede, „dessen Andenken bei hiesiger Gemeinde noch lange im Segen bleiben wird“.

Seit diesem Jahrhundert gibt es im Ort nicht nur eine Philipp-Gottfried-Schaudt-Straße, sondern auch einen Philipp-Gottfried-Schaudt-Brunnen neben dem ehemaligen Rathaus.

Gerold Riede:

Ratshausens Wasserversorgung 100 Jahre alt

Die ersten Siedler einer Gegend ließen sich zuerst an den natürlichen Wasserläufen und Quellen nieder, wo sie sich mit reinem Trinkwasser versorgen konnten. Später gruben sie in den einzelnen Gehöften Tiefbrunnen, um auch in extremen Trockenzeiten mit Trinkwasser versorgt zu sein. Bestimmt wurden später auch für die Allgemeinheit solche Brunnen angelegt!

Als durch steten Bevölkerungszuwachs immer mehr Wasser benötigt wurde, versuchte die Gemeinde aus ergiebigeren, wassersicheren Quellgebieten in der „Sulz/Leibri“ (Brunnenstube), Bou, Tiefenlachen und Vorderböten mittels aufgebohrten zwei bis drei Meter langen Forchen- und Fichtenrundhölzern, sogenannten „Teucheln“, in Erdleitungen Quellwasser in die öffentlichen Dorfbrunnen zu leiten.

In einer Pfarrbeschreibung aus dem Jahre 1824 heißt es: „Der Brunnen ist ca. 50 mtr. vom Pfarrhaus entfernt, was leicht zu verbessern wäre, da sich vorher einer auf dem Bauplatz befand. (Wurde sehr wahrscheinlich beim Pfarrhausneubau 1823 verlegt.)“

Von diesen laufenden Rohrbrunnen befand sich einer vor dem Schulhaus, einer in Nähe Gasthaus Sonne, und einer beim Gasthaus Adler. Diese wurden durch Deuchelleitungen vom „Bou/Tiefen Lachen“ gespeist. Die Brunnenstube befand sich in „Oberstöcken“, worein die einzelnen Quellstränge geführt waren. Bei Straßen- und Feldwegebauarbeiten kamen immer wieder hölzerne Teuchel dieser Wasserleitung zutage.

Aus dem Jahre 1829 ist bekannt, daß auch

vom „Lai/Sulz/Drollengärtle“ herunter aus der Brunnenstube durch den Garten von Anton und Franz Karl Koch (vermutlich Haus Franz Blepp) eine Wasserleitung zum Ortsbrunnen verlief.

Im Jahre 1837 wollte Adlerwirt Ferdinand Hummel das Wasser vom „Leibri-Brunnen“ (Quelle) in sein Haus führen, was ihm aber nicht gestattet wurde, da er nicht bereit war, soviel wie der Sonnenwirt dafür zu bezahlen. Außerdem wollte man ihm kein Vorrecht zum Nachteil anderer Bürger einräumen.

Am 7. 5. 1839 beschloß die Gemeinde, Wasser von der „Setze“ unterhalb des Plettenberges in den Ort zu leiten. Ein Brunnentrog sollte oberhalb des Rathauses und einer beim „Untern Waschhaus“ (jetzt Bauhof) zu stehen kommen. Xaver Leute von Unterdisheim lieferte die Kacheln hierzu, was auf eine gemauerte Ausföhrung schließen läßt.

Im Jahre 1845 bestand auch eine Wasserleitung vom „Weiherle“ im Schuz zur Maschinenbleicherei des Hyazinth Sauter und Johann Riede in Vorderwiesen neben der Schlichem, mit 2 1/2 Jauchert Bleichfelder. 1843 besaß auch Conrad Staiger einen Brunnen im Haus, wel-

cher vom Drollengärtle gespeist wurde. Während der Jahre 1847/48 wurde wieder eine neue „Teuchellage“ von „Böten“ zur Brunnenstube in „Stöcken“ geführt, wovon die beiden Brunnen beim Pfarrhaus und Rathaus gespeist wurden. Das überlaufende Wasser wurde in Teucheln bis in den Trog beim Wettbach (Sonne 1858) geleitet. Ebenso sollte gutes Trinkwasser vom „Trollengärtle einer sicheren Quelle“, in Teucheln bis an die Straße in der Vorstadt (Friedhof) geführt werden, wo der alte Trog von der Schlichem (vermutlich Haus Staudte) aufgestellt wurde.

Es gab also in dieser Hinsicht viel zu tun, weshalb die Gemeinde im Jahr 1856 Konrad Dannecker Zimmermann als ersten Brunnenmeister bestellte, der 1862 vom Betreuer der Obstbaumschule, Johann Koch, als Brunnenwart abgelöst wurde.

Im „Untern Dorf“ befand sich ein Schöpfbrunnen, der 1861 mit einem Trögle versehen wurde. Es ist auch überliefert, daß im Jahr 1861 wegen großer Kälte durch die überlaufenden Brunnen das ganze Dorf vereiste.

Dem Antrag der Egartbewohner im Jahr 1862, auch dort einen Brunnen zu installieren, wurde vom Gemeindegremium abgelehnt, weil die Quellschüttung zu gering sei. Im Jahr 1862 wurde der Brunnen beim „Gottesacker“ benannt, welcher von der Brunnenstube Sulz/Egertle gespeist und im Jahre 1912 an die neue Wasserleitung angeschlossen wurde. Eine Quelle oberhalb des „Boubrünnele“ auf Deilinger Markung wurde nicht erworben, weil der Kaufpreis mit 100 Gulden zu hoch erschien, so

wurde beschlossen, dieselbe weiter unten auf eigener Gemarkung zu fassen. 1868 wurde dann auch das Boubrünnele gefaßt und „irdenen Drainageröhren“ mitsamt den anderen Quellsträngen aus „Tiefen Lachen“ der Brunnenstube in Ober-Stöcken zugeführt.

Die Kommune verbesserte die Wasserversorgung laufend. So erhielt 1869 der Rathausbrunnen und 1875 der Pfarrhausbrunnen zwölf Schuh lange und vier Schuh breite eiserne Brunnentröge. Das überfließende Wasser wurde an interessierte Anlieger, Wirte und Metzger verpachtet. Die Ratshausener Mühle besaß mit ihrem „Mühlebrünnele“ immer eigenes Wasser.

Laut amtlicher Kreisbeschreibung vom Jahre 1876 befanden sich damals drei laufende Rohrbrunnen und ein Schöpfbrunnen im Ort. 1886 werden schon drei Schöpfbrunnen erwähnt. Im Jahr 1878 wurde die erste Strecke bis zum Pfarrhaus mit eisernen Teucheln (Gußrohre) ausgelegt.

Am 14. 7. 1890 beschloß das Gemeindegremium eine ganz neue Wasserversorgung anzulegen. Es wurde deshalb von der Nachbargemeinde Deilingen am 17. 7. 1890 die Weiherquelle im sogenannten Than (Risiquelle) zum Preis von 300,- Mark angekauft. Dazu wurden am Plettenberg zwei Quellen gefaßt.

Baurat Ehmann, Stuttgart, fertigte die Planung, und Hofrat Dr. Wacker, Ulm, erstellte die chemische Untersuchung des „Weiherle-Wassers“. Diese Trinkwasserquellen wurden in Spitzmuffen-Zementröhren in das kleine Weiherle-Reservoir (zwei bis drei cbm) im Schutze geleitet, welches schon im Jahre 1896 durch einen Hochbehälter mit 48 cbm Fassungsvermögen abgelöst wurde.

Vom Hochbehälter bis ins Dorf wurden Gußrohre verlegt. Die beiden Plettenbergquellen wurden direkt ins Ortsnetz eingespeist. Als erste wurden die neuangelegten sieben Dorfbrunnen ans Netz genommen. Der erste bei Peter Neher, der zweite bei der „Bruck“, der dritte beim Schulhaus, der vierte beim Egartkreuz, der fünfte bei Gasthaus Sonne, der sechste bei Leo Koch, der siebte bei Albert Riede (im Unterdorf).

Die Bauleitung hatte Assistent Franz vom Bauamt für Öffentliche Wasserversorgung Stuttgart. Die Kosten beliefen sich auf 16 250 Mark. Einzelne Häuser an der Hauptstraße schlossen sich an, und 1902 wurde mit der Anlegung von Seitensträngen in die einzelnen Straßen und Gassen des Ortes begonnen. Im Jahre 1905 mußte die Quelleitung wegen Verschlammlung in Eisenröhren gefaßt werden.

Als im Jahre 1911/12 die Anlage wieder erweitert wurde, konnten auch die Plettenbergquellen neu gefaßt und mit 350 mtr neuen Röhren versehen werden. Damals wurde der Laufbrunnen beim Friedhof, welcher bis dato von der Brunnenstube Sulz gespeist wurde, an das Netz genommen, wobei auch eine Hausanschlußleitung für das geplante Alters- und Kinderheim in „Bertes Garten“ (jetzt Kindergarten) verlegt wurde.

Das Rathaus und Gemeindebackhaus erhielt erst im Jahre 1940 einen Wasseranschluß. Das bis zum Jahr 1948 kostenlos bereitgestellte Trinkwasser wurde ab 1. 1. 1948 mit einem Pauschalzins von 5 Mark belegt, welcher nach und nach der Kopfzahl an Menschen und im Stall gehaltenen Großvieh angepaßt wurde.

1949 wurden beim Oberen Plettenberg-Quellschacht 40 lfm. Gußrohre verlegt. Während der Jahre 1951/52 konnten die alten Spitzmuffen-Zementrohre der Ortenberg-Hochbehälter-Leitung in zwei Etappen durch Gußrohre erneuert werden. Bei der mühseligen Grabarbeit mit



Gehört heute zum Ortsbild: der Brunnen nahe beim Gasthaus „Engel“.

Foto: R. Riede

Pickel und Schaufel war ich selbst an zwei Losen beteiligt. Ebenso wurden in den späten 50er Jahren die Plettenbergleitung bis zum Seebouschacht mit durch Gußrohre erneuert, da die alten Zementröhren durch einwachsende Wurzelstränge verstopft wurden.

Indessen konnte die Wasserversorgung an verbrauchreichen Tagen sowie in Trockenzeiten nicht mehr voll garantiert werden; deshalb ließ die Kommune im Jahr 1954 im Schutz einen neuen Hochbehälter mit ca. 300 cbm. Fassungsvermögen erstellen, dessen Kosten sich auf 26 566,- DM beliefen. Trotz alledem stieg der Verbrauch an Trinkwasser in den folgenden Jahren so rapide an, daß in extremen Trockenzeiten immer wieder Engpässe in der Wasserversorgung auftraten. Höher gelegene Häuser mußten oftmals wochenlang ihr gesamtes Brauchwasser aus Brunnen herantragen oder hatten täglich nur ein bis zwei Stunden „fließendes Wasser“.

Bürgermeister Buhmann ließ nun durch einen Wünschelrutengänger (Wasserschmecker) anfangs der 1960er Jahre auf der Gemarkung durch sogenannte Wassermutun nach unterirdischen Wasservorkommen suchen. (So ein Unsinn! Wo doch unsere Berge soviel Wasser zu Tal führen, daß sie schon dreimal katastrophal zu Tale stürzten.) Doch die Verantwortlichen wollten sich mit der Neufassung des vorhandenen eigenen Wassers keine Mühe machen. Deshalb wurde versucht (in der einzigen Bürgerversammlung unter Bgm. Buhmann, durch Baurat Heinrich Rottweil), den Bürgern den Anschluß an die Hohenberg-Gruppe schmackhaft zu machen. Der 1961/62 vom Gemeinderat beschlossene Anschluß an die Hohenberg-Wasserversorgung (Anschlußgebühr 120 000,- DM) war allerdings der einfachste Weg, da man nur noch zu bezahlen brauchte. (Obwohl nach meiner Meinung mit der Hälfte der Gelder, die während der letzten 25 Jahre aus unserer Gemeinde an die Hohenberggruppe flossen, unser markungseigenes Quellwasseraufkommen derart gefaßt (auch neue Quellen), gesammelt und aufbereitet hätte werden können, daß wir heute in der Lage wären noch Wasser an Nachbargemeinden abzugeben.)

Im Zuge der straßenweisen Ausführung der modernen Ortskanalisation während der Jahre 1954 bis 1983 wurden gleichzeitig sämtliche

Wasserversorgungsleitungen und Hausanschlüsse neu installiert. Seit im Jahre 1965 Wasserzähler eingebaut wurden, wird der laufend steigende Wasserpreis nach Kubikmetern berechnet. Im Jahre 1975 erstellte die Hohenberg-Wasserversorgung für unsere Gemeinde auf Gemarkung Weilen u. d. R. einen Druckspeicher und die Anschlußleitung für die Wassereinspeisung in unser örtliches Versorgungsnetz. Derselbe faßt 50 cbm und steht 733 mtr über NN.

Während der Bauzeit des Zuleitungssammlers von Hausen a. T. zur Sammelkläranlage in den Jahren 1979 bis 81 wurde auch die Hauptversorgungsleitung vom Hochbehälter Schutz bis in den Ort mit duktilen Gußrohren erweitert und ausgebaut. Gleichzeitig wurden die Plettenbergquellen, welche bis dahin immer noch direkt ins Netz flossen, unter der Schlichemsole hindurch, ebenfalls in den Hochbehälter geführt, um dort den Vorschriften entsprechend gechlort zu werden.

Für die Technik der Chlorierungsanlage wurden ebenfalls Strom- und Steuerleitungen vom Rathaus zum Hochbehälter verlegt. Die Kosten dieser Baumaßnahme beliefen sich auf 250 000,- DM. Im Jahr 1979 wurden 16 850 cbm, im Jahr 1980 20 000 cbm Wasser verbraucht. Dies entspricht einem durchschnittlichen pro Kopf und Tagesverbrauch von 80 Litern.

Die alten Quelleleitungen aus dem Jahre 1891 erbrachten im Jahr 1980 immerhin die Leistung von 68 000 cbm. Im Jahr 1983 fiel an der Plettenbergleitung vom Seebouschacht bis unterhalb des Makadamweges eine Reparatur an, so daß eigentlich nur noch das restliche Stück bis herunter zur Kreisstraße nach Hausen a. T. mit alten Leitungen bestückt ist.

Umso unverständlicher ist es, daß trotz Erneuerung der gesamten Anlage innerhalb der letzten 30 Jahre schon im Jahr 1987 Leitungsverluste von ca. 45 Prozent festgestellt wurden. Leider wurden frühere Warnungen, unsere eigenen Quellwasser-Einzugsgebiete gesetzlich und vertraglich abzusichern, von den Verantwortlichen in den Wind geschlagen, weshalb beide Quellgebiete am Pletten- und Ortenberg seit jüngster Zeit in Gefahr sind, durch die Steinbruchbetriebe verunreinigt oder infolge Sprengungen verlagert zu werden.

Versehentlich

stand in Heft 1/90 der Beitrag „Redaktion der Heimatkundlichen Blätter unter neuer Leitung“ ohne Autorenbezeichnung. Verfasser war der Vorsitzende der Heimatkundlichen Vereinigung, Prof. Christoph Roller.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 37

31. März 1990

Nr. 3

Das Konstanzer Landkapitel Ebingen: Gestalt und Struktur im 18. Jahrhundert

Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Die gegenwärtig bestehende Verwaltungsgliederung der katholischen Kirche in unserem Raum ist noch keine 200 Jahre alt. Das Erzbistum Freiburg wurde erst 1821 errichtet und das Bistum Rottenburg noch einmal sieben Jahre später. Die Grundlage hierfür bildete die päpstliche Bulle „Provida solersque“ vom 16. August 1821, deren Text die neuen oberhirtlichen Sprengel punktgenau Pfarrei für Pfarrei beschrieb.

Diese Neuordnung ergab sich aus den grundlegenden Veränderungen im Gefolge der napoleonischen Kriege: Das alte deutsche Reich hatte 1806 ein Ende gefunden, nach dem Wiener Kongreß trat an seine Stelle der Deutsche Bund. Im deutschen Südwesten waren eine unüberschaubare Menge kleiner und kleinster reichsunmittelbarer Klöster, Städte, Ritterschaften, Fürstentümer und Grafschaften zusammengeschmolzen worden, so daß am Ende nur noch die beiden Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, das Großherzogtum Baden und vor allem das Königreich Württemberg übrig blieben. Insbesondere die beiden letzteren hatten ihre Herrschaftsgebiete um ein Vielfaches vergrößert.

Die kirchliche Organisation wollte diesen Umwälzungen Rechnung tragen: Die Grenzen des frischgebackenen Bistums Rottenburg waren identisch mit denen des Königreichs Württemberg; das Erzbistum Freiburg umfaßte das Großherzogtum Baden wie auch die beiden hohenzollerischen Fürstentümer.

Zuvor hatte der überwiegende Teil des katholischen Südwestdeutschlands dem Bistum Konstanz angehört, das mit genannter Bulle 1821 und endgültig dann mit der Ergänzungsbulle „Ad dominici gregis custodiam“ vom 11. April 1827 zu existieren aufgehört hatte. Dieses Bistum bestand vor der Reformation aus 1855 Pfarreien, die in 70 Landdekanate zusammengefaßt waren, welche letztere sich ihrerseits wiederum in zehn Archidiakonate gliederten.

Solchermaßen strukturiert begegnet uns der Konstanzer Sprengel erstmals 1275, und zwar im Gewande eines bischöflichen Steuerverzeichnisses. Verschiedene Indizien deuten jedoch darauf hin, daß die Landkapitel sich bereits im 12. Jahrhundert herausgebildet hatten.

Mit seinen gewaltigen Ausmaßen war Konstanz die größte Diözese innerhalb des alten deutschen Reiches, dicht gefolgt allerdings von dem wenig minder ausgedehnten Bistum Passau. Die Reformation brachte indes eine gewisse Verkleinerung des Bodenseebistums mit sich. Nach der Einführung der neuen Lehre blieben immerhin 52 Dekanate mit insgesamt 1192 Pfarreien übrig, wodurch Konstanz seine quantitative Vorrangstellung keineswegs einbüßte.

Das Landkapitel Ebingen, dem wir uns nun zuwenden wollen, gehörte zu dem Archidiakonat „Vor Wald“ (= vor dem Schwarzwald) und umfaßte im Mittelalter 42 Pfarreien. Als Herzog Ulrich 1534 in Württemberg die Reformation einführt, wurden elf Pfarreien des Landkapitels evangelisch – sie sind in der hier eigens erstellten Karte eingeklammert und liegen allesamt im Nordosten des Dekanates.

Unter den solchergestalt wegfallenden Pfarreien befand sich auch Ebingen, der zentrale

Ort des Landkapitels, der diesem kirchlichen Bezirk dazuhin seinen Namen gegeben hatte – freilich mit einer gewissen Rivalität von Seiten des vorderösterreichischen Städtchens Schömburg. Von nun an kam der vornehmste Rang unter den Pfarreien unseres Dekanats unbestritten der kleinen Landstadt an der Schlichem zu. Trotz dieser Veränderungen blieb der ursprüngliche Name des Landkapitels erhalten – im Gegensatz etwa zu dem Landkapitel Tübingen, welches sich nach Rottenburg benannte, nachdem der vormalige Zentralort zum neuen Glauben übergegangen war.

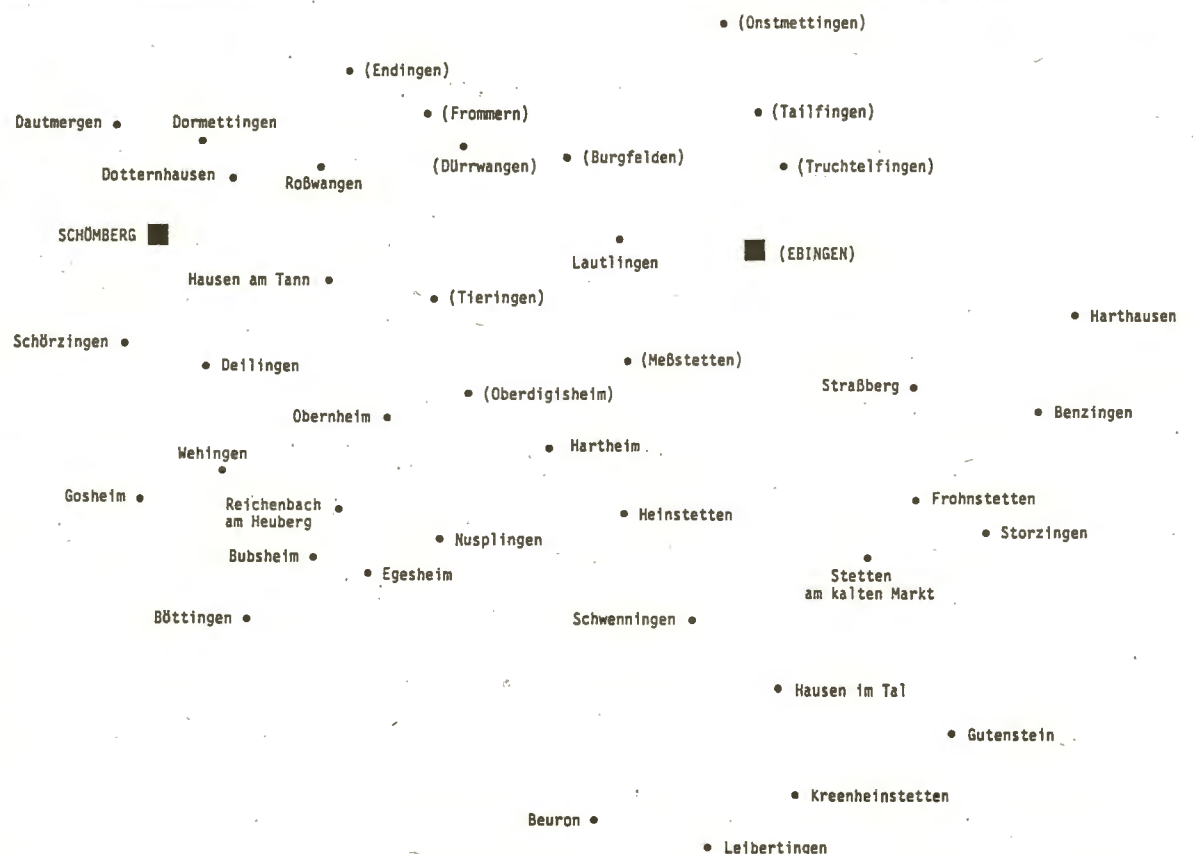
Die anschaulichste und am ehesten angemessene Art, das Dekanat Ebingen in seiner Zusammensetzung und Ausdehnung darzustellen, ist ohne Zweifel die Graphik. Festgehalten wird an dieser Stelle der Zustand um die Mitte des 18. Jahrhunderts für die katholischen Pfarreien, für die evangelischen Pfarrorte jedoch der Status im Spätmittelalter.

Über die Zahl und geographische Lage hinausgehend können wir uns bezüglich der Pfarreien zusätzliche Kenntnisse verschaffen, nämlich über die Filialorte und über die Anzahl der Gläubigen in einer jeglichen Pfarrei. Da im al-

ten Reich seit dem Augsburger Religionsfrieden 1555 der Grundsatz „cuius regio eius religio“ galt, werden diese Angaben weitgehend identisch sein mit den Einwohnerzahlen, die gerade für einen Großteil der nichtwürttembergischen Orte Süddeutschlands anderweitig nicht eruiert werden können. Sofern zu den Pfarreien des Landkapitels eine Filialkirche gehörte oder gar deren mehrere, so beziehen sich die hier vorgestellten demographischen Daten auf die gesamte Parochie mit allen Wohnplätzen ihres Sprengels.

Diese Informationen stammen aus einer Quelle, die es keineswegs verdient hat, lediglich in dem kleinen Kreis der Kirchengeschichtsforscher beachtet zu werden – die Reihe der Konstanzer Diözesanschematismen aus dem 18. Jahrhundert. Ähnliche Schematismen sind uns auch von anderen Bistümern erhalten wie beispielsweise von Augsburg, Bamberg, Eichstätt oder Würzburg.

In ihrer Struktur und Funktion entsprechen sie den Hof- und Staatskalendern, die seit dem 17. Jahrhundert in Frankreich, Großbritannien, Preußen und Österreich erschienen und schließlich im Verlaufe des 18. Jahrhunderts auch in fast allen übrigen Staaten Europas. Der Zweck der Schematismen wie auch der Hof- und Staatskalender war es, einen Überblick zu geben über sämtliche Behörden, Gremien und Bediensteten des betreffenden Staats- oder Kirchenwesens.



Die Schematismen des Bistums Konstanz erschienen seit 1744 unter dem Namen „Catalogus personarum ecclesiasticarum et locorum dioecesis Constantiensis“ in unregelmäßigen Abständen. Im Unterschied zu manchen anderen Schematismen aus dieser frühen Zeit bieten einige von ihnen keinesfalls nur Informationen zur Welt- und Ordensgeistlichkeit sowie zu den kirchenrechtlichen Gegebenheiten in den Pfarreien (wie Patronat oder Kirchweih), sondern darüber hinaus auch noch zum Kirchenvolk und nennen unter anderem die Zahl der Osterkommunikanten wie auch derjenigen, die nicht kommunizieren wollten oder konnten.

Zur nebenstehenden Tabelle

Für die hier zusammengestellte Übersicht wurden die schlechterdings für jede Pfarrei die Nicht-Kommunikanten zu den Kommunikanten hinzugezählt. Die Tabelle bedarf jedoch in zwei Punkten einer weiteren Erläuterung. Einige der aufgeführten Daten weichen von den anderen Angaben zur selben Pfarrei in einem derart krassen Umfange ab, daß man ihre Zuverlässigkeit anzuzweifeln geneigt ist (Bubsheim 1744/45, Deilingen 1744/45, Heinstetten 1750).

Mögliche Fehlerquellen mögen entweder bei den Informanten liegen (das sind die damaligen Pfarrer der jeweiligen Orte) oder aber bei dem Setzer in der Konstanzer Druckerei, der bei den Zahlen ganz offensichtlich immer wieder daneben gegriffen hatte. In dem Schematismus von 1769 erreicht die Menge der „Ausrutscher“ ein solches Ausmaß, daß auf eine Wiedergabe dieser Zahlen verzichtet wurde.

Ein zweiter Punkt bezieht sich auf die Filialverhältnisse der Gegend von Beuron. Die Orte in der näheren Umgebung des Klosters wurden jahrhundertlang von dort aus geistlich betreut, was diese Gemeinden im Laufe der Zeit de facto wie Filialkirchen erscheinen ließ, auch wenn dies de iure nicht immer zutraf.

Sicherlich wäre es überaus interessant, wenn man die Einwohnerzahlen der Pfarrorte aus noch weiter zurückliegenden Jahrhunderten erfahren könnte. Trotz intensiver Suche ließen sich aber solche Angaben zumindest für das Landkapitel Ebingen in kirchlichen Verwaltungsunterlagen bislang leider nicht ermitteln.

Quellen

- W. Haid (Hrsg.), Liber decimationis cleri Constanciensis pro Papa de anno 1275. In: Freiburger Diözesan-Archiv 1, 1865, S. 3-303, hier S. 42-47.
- Catalogus personarum ecclesiasticarum et locorum dioecesis Constantiensis
- 1744/45 (Bibliothek des Wilhelmsstifts Tübingen)
- 1750 (Universitätsbibliothek Tübingen)
- 1755 (Bibliothek des Wilhelmsstifts Tübingen)
- 1769 (ebenso)
- 1779 (Bibliothek des Wilhelmsstifts Tübingen; Diözesanarchiv Rottenburg)
- 1794 (Erzbischöfliches Archiv Freiburg; Diözesanarchiv Rottenburg)

Literatur

- J. Ahlhaus, Die Landdekanate des Bistums Konstanz im Mittelalter (Kirchenrechtliche Abhandlungen 109/110), Stuttgart 1929
- E. L. Kuhn/E. Moser u. a. (Hrsgg.), Die Bischöfe von Konstanz, Bd. I Geschichte, Friedrichshafen 1988
- P. Th. Lang, Die Dekanatseinteilung im Bistum Konstanz von der Reformation bis zum Ende des 17. Jahrhunderts (ohne die Schweizer Dekanate). In: Freiburger Diözesan-Archiv 106, 1986, S. 57-73
- F. Thudichum, Die Diözesen Konstanz, Augsburg, Basel, Speier, Worms nach ihrer alten Einteilung in Archidiaconate, Dekanate und Pfarreien (Tübinger Studien für Schwäbische und Deutsche Rechtsgeschichte 1, 2. Heft), Tübingen 1906
- H. G. Tiefenbacher/W. Urban (Hrsgg.), Das Katholische Württemberg. Die Diözese Rottenburg. Zeiten - Zeichen - Zeugen. Ulm 1988
- E. W. Zeeden/P. Th. Lang u. a. (Hrsgg.), Repertorium der Kirchenvisitationsakten aus dem 16. und 17. Jahrhundert in den Archiven der Bundesrepublik Deutschland, Band 2: Baden-Württemberg, Teilband I: Der katholische Südwesten. Die Grafschaften Hohenlohe und Wertheim. Stuttgart 1984

Mutterkirche	Filialkirchen	Gläubige 1744/45	1750	1755
Benzingen	Blättringen	525	521	529
Beuron	Bärental, Ensisheim, Irnndorf	1127	1030	980
Böttingen		434	464	420
Bubsheim		204	315	307
Dautmergen		321	343	368
Deilingen	Delkhofen, Hohenberg	636	541	536
Dormettingen		416	471	506
Dotternhausen		439	442	410
Egesheim	Königsheim	560	568	523
Frohnstetten		476	443	455
Gosheim		416	428	433
Gutenstein	Dietfurt, Langenhart, Vilsingen	882	884	813
Harthausen a. d. Scher		475	483	459
Harthheim	Unterdigisheim	550	562	574
Hausen am Tann		539	536	510
Hausen im Tal	Schloß Hausen, Langenbrunn, Neidingen	328	278	350
Heinstetten		216	360	297
Kreenheinstetten	Thiergarten	472	472	439
Lautlingen	Margrethausen	699	766	815
Leibertingen	Lengenfeld	436	425	362
Nusplingen		495	514	593
Obernheim		425	498	507
Reichenbach am Heuberg		284	316	274
Roßwangen		220	234	273
Schömburg	Ratshausen, Weilen u. d. R.	1489	1380	1411
Schörzingen		435	429	450
Schwenningen, Sigmaringen	Werenwag	550	464	552
Stetten a. k. M.	Nusplingen, Oberglashütte, Unterglashütte	891	994	978
Storzingen		175	186	181
Straßberg	Kaiseringen	791	817	790
Wehingen	Harras	560	600	637

Umäzen: 1749 – 1900

(1. Teil) – Von Gustav Rieber

Hören wir das Wort „äzen“, denken wir an die Vogelbrut, die mit Piepsen und Schnabel aufreißen die Vogeleltern daran erinnert: Ihr müßt für uns sorgen, ihr müßt unsern Hunger stillen. Diesen Sinn hatte auch das Wort „äzen“ einst in der Dorfgemeinschaft: den Bedürftigen über die schlimmste Zeit hinweg zu helfen, aber auch gleichzeitig Forderungen, die die Dorfgemeinschaft belasten könnten, scharf abzuweisen oder abzustellen. Ob es nun weltliche oder kirchliche Obrigkeit war, geholfen wurde in der Not – aber nur in engsten Grenzen. Alte Sitten und Bräuche bestimmten alles, und mancher wurde schroff abgewiesen mit seinem Anliegen, auch wenn ein oberamtlicher Befehl zur Hilfe dazu vorlag. Die „Commun-Kaße“ mußte geschont werden. Sah man aber handfeste Vorteile für die Commun, so genierte sich keiner, dies sofort auszunützen.

In Teuerungsjahren und Kriegszeiten nahm der Gassenbettel stark zu. Allen Verboten zum Trotz zogen Leute im Land umher, weil sie nur mit Bettel ihr Leben fristen konnten. Vom Oberamtman wurden die Vögte deshalb angehalten, „nicht mehr läßig zusein und den Bettel nicht zu gestatten. Die Spießträger und die Scharwächter müssen alle Fremdbden und Einheimische austreiben. Dene Einheimischen wird von dem Heiligen (Vogtei) in der Noth ge-

holfen und die Fremdbden sind nicht zu dulden.“ (1749)

Bei Nacht sollen auch „die Stunden fleißig geschrien“ werden, damit man vor dem Einbruch gesichert sein möge. Auch sollen „General-Straifen durchgeführt“ werden und „kein Innwohner soll einem Vaganten oder Bettler Unterschlupf gewähren. Dieses Gesindel muß überall ausgetrieben werden.“

1758 gibt es wieder eine Menge Bettler, Va-

Gustav Rieber befaßt sich in diesem Beitrag mit der Vergangenheit von Laufen – dem heutigen Albstädter Stadtteil. Wie zu früheren Zeiten die Laufener lebten, so war es – mit kleinen Abweichungen – auch in den anderen Ortschaften unserer näheren Heimat. Unter welchen Umständen damals Menschen ihr Dasein fristeten, ist heute kaum mehr zu begreifen.

ganten und Gauner, die sich „durch keine Bestrafungen abtreiben lassen und eine Gefahr bei der jetzigen Kriegszeit sind. Zum Zweck der Ausrottung und Vertilgung dieses so gemeinen und schädlichen Gesindels“ ergeht ein Decret: Ausländische Bettler, die abgewiesen wurden, aber wiederkommen, sollen ins Zucht- und Arbeitshaus Ludwigsburg gebracht werden. Inländische hingegen sollen in ihren Geburtsort gebracht und dort unterhalten werden. Die „Stummen, Blöden, Krippel, mit den fallenden Waih brehaftete und besthafte Personen müssen vom Bettel abgehalten werden.“ Und: „Almosen reichende Bürger werden ohn Ausnahm mit 1 Pfund Heller bestraft. Dem Anbringer (Anzeiger) ist $\frac{1}{4}$ davon zu reichen. Die Bettelvögt haben fleißig auf dieses Treiben zu achten. Auch ist wahr geworden, daß die Armen dem Bettel und Almosen fordern lieber nachlaufen als mit Handarbeit ihr Stückerle Brod vor sich und die ihren zu erwerben suchen. So daß wohl Eltern als auch Kinder sich dem Müßiggang ergeben haben. Im Flecken ist auf diese Müßiggänger und Faulenzer genau Obsicht zu tragen, weil sie sich zu Geschäften der Bürgergemeinde nicht gern anstellen lassen. Diesen Faulenzer, es seien Manns- oder Weibsbilder, das 1. Mal einen Verweis geben, das andere mal aber an das Oberamt berichten, damit diese Faulenzer und Tagediebe mit Ernst zum Geschäft angetrieben werden können. Da solche zur Last fallenden Leuthe unter dem Stock stehen und damit abzustrafen sind.“

Streng verfuhr der Oberamtmann von Balingen gegen „Leuthe, die seine Verbote nicht einhielten. Als er allhier durch geritten ist, hat er einen armen Mann von Waldstetten beim Almosen betteln angetroffen und deshalb gleich ins Zuchthäusle gesprochen. (1775). Die dreie aber, die ihm Almosen gegeben haben, jeden mit 1 Pfund Heller Straf angesehen.“

Im April 1793 wurde der Bizer Ludwig wieder zu den Soldaten eingezogen. Weil nun sein Weib und die Kinder „dischperad und nirgends etwas zu beißen im Haus hatten, so ist an Frucht, ab der Kirch vom Flecken weg, ihr abgegeben worden: 1 Scheffel, 4 Simry Dinkel und 2 Viertel Bohnen, die der Burgermeister mit 32 Kreuzern zahlt.“

Brauch war es, den Abgebrannten, aber auch armen Häuslebauern einen Bettelbrief auszustellen. Mit diesem Brief erhielten sie die Erlaubnis, im ganzen Land um milde Gaben zu bitten für einen Wiederaufbau oder Neubau. Weil in diesen Kriegsjahren (1804) soviele Bettler unterwegs waren, wurde das Ausstellen von Bettelbriefen verboten, selbst Abgebrannte erhalten keine mehr.

Zum Unterhalt des Zucht-Arbeits-Armen- und Waisenhauses mußte der Flecken auch seinen Beitrag leisten. Nach der „Brod-Tax“ waren es 1810 auf je 100 Einwohner 1 Simry 2 Viertel Dinkel. Bei 640 Seelen ergab dies 6 Gulden 30 Kreuzer.

Mit der Schelle wurde im Flecken bekanntgemacht, daß „die Ludwig Bizers Wittib für 1 Jahr veraccordiert wird (in Kost, Pfleg und Wohnung geben). Da sich aber niemand gemeldet, so wurde sie der Merzen Wittib wieder überlassen, ihr anbedungen, daß sie in gesunden und kranken Tagen warten müsse und wenn sie bettlägrig wird, betten, warten und dergleichen.“

Von Georgi 1813 an muß nun der Flecken seine Armen selbst verhalten. „Die Heiligen-Pfleg in Balingen hilft, so wie es ihre geringen Mittel ermöglichen, bei der ganz schwerer Noth noch mit. Dem nun gegründeten Armen-Verein zur Unterstützung der unbemittelten Innwohner-Claß wurde nun von der Commun gegeben:



BILD DER HEIMAT: Unter der Lochen ist der Frühling eingkehrt; im Hintergrund der Lochenstein. Foto: Gerd Schneider

5 Scheffel 5 Simry und zwei Viertel Dinkel, 1 Scheffel 7 Simry Haber, 1 Scheffel 2 Simry 2 Viertel Bohnen, 1 Simry 1 Viertel Mehl und 55 Gulden 18 Kreuzer.“

Wer in der Fremde schwer erkrankte, wurde, wenn möglich, in seinen Geburtsort zurück geschickt, der für den Unterhalt verpflichtet war. „Des Schuhmachers Bizers Tochter wurde mit 2 Ohnehelichen Kindern auf einem Fuhrwerk hierher transportiert. Weil sie im Flecken gar keinen Unterschlupf wußte, wurde solche in der Jetterin Häusle, das zu $\frac{1}{4}$ für 3 Gulden accodiert (gemietet) wurde, untergebracht.“ Und:

„1817 ist wieder eine große Theuerung. Von der Obrigkeit wird dies nicht so angesehen, ihrer Meinung nach ist die Theuerung schon vorbei. Deshalb sind alle Bettler sofort in ihre Heimat zu verweisen.“

Doch schon 5 Monate später ist die Obrigkeit anderer Meinung: „Die Noth der armen Menschen nimmt täglich zu. Wegen dem Mangel an Nahrung gibt die zunehmende Kraftlosigkeit

und Ausmangelung vieler Leben Anlaß zu Besorgnis. Unreife Früchte von der kommenden Ernte werden in Unmengen gegeben und schaden deshalb mehr als sie nutzen. Die Communen werden aufgefordert, denen ganz Armen 1 oder 2 mal wöchentlich Schafffleisch umsonst oder zu ganz billigem Preis zu geben, damit diese Menschen wieder zu Kraft kommen.“

Im Herbst 1819 wurde dem 7jährigen „Bieble“ der Schlegelin Anna vom Gaul des Glunzen-Müller der Arm abgeschlagen. „Die Schlegelin ist ein ganz armes Weib und der Chirurg Eppler von Lautlingen verlangt für die Behandlung 10 Gulden und 4 Kreuzer, die sie nicht zahlen kann. Von der Commun bekommt sie nichts, sie meint, der Müller soll zahlen. Für Arzneien von der Bahlinger Apotheke und für Öhl, Honig, Branntwein und Weißbrod, weil des Bieble nichts anderes essen konnte, noch 5 Gulden 32 Kreuzer.“ Im „Dischkus“ einigte man sich schließlich darauf, daß der Müller, weil ihm der Gaul eigen ist, die Hälfte zahlt. Der

Wegknecht ein Viertel, weil er „anstatt selbst den Gaul aus der Wies zu treiben, das Bieble angewiesen hat. Und ein Viertel zahlt der Hirt, weil er auf seine Herd nicht aufgepaßt hat. Dem Weib und dem Chirurgen wurde noch der Rath gegeben, wenn sie mit weniger zufrieden wären, brauchen die andern weniger zu zahlen. Der arme Burger Christian Schlegel, der den Fuß gebrochen hat, soll dem Barbier zu Dürrwangen für Kurkosten 11 Gulden zahlen, deshalb bittet er die Commun um Hilfe. 1/3, also 3 Gulden und 40 Kreuzer, will sie dazu beisteuern, mehr nicht.“

Weiter heißt es: „Philipp Wenzel, 38 Jahr alt und schon lange im Dienst in Reutlingen, aber jetzt krank und ganz mittellos, ist wieder nach Laufen gekommen. Weil er nun gar keine Verwandten hat, muß er von der Commun verhalten werden, weswegen mit der Wittib Gözen verabredet wurde, ihn aufzunehmen. Für die Woche verlangt sie 48 Kreuzer, aber nur 42 Kreuzer werden ihr zugestanden.“

Wie es dem armen Wenzel erging

Im November wurde der Wenzel, ein armer, elender, kränklicher Mensch „im Flecken herum gebotten, wer ihn in Kost und Wohnung nehmen wolle, solle sich melden. Für die Woche fordert nun der Schneider Stoz 1 Gulden 20 Kreuzer, nach Meinung der Commun viel zu viel. Nach vielem Zuspruch wäre er mit 50 Kreuzern zufrieden. Ein anderer will nun mit 48 Kreuzern zufrieden sein und bekommt damit den Zuschlag für den Wenzel.“ Sobald aber der Wenzel wieder in Dienst gehen kann, hört das Kostgeld auf. Schon im Jänner wird dem Wenzel angesetzt, daß er bis Lichtmeß wieder in einen Dienst gehen muß, andernfalls muß er gewärtig sein, daß er „umgeätzt wird“ (Kost, im ständigen Wechsel bei den Burgern, selbst holen).

Infolge der Krankheit ist der Wenzel so geschwächt, daß er nie mehr arbeiten kann. Die Commun muß für ihn eintreten. Zum Wohnen wird er zu seinem Vetter, dem Schneider Göz, eingewiesen. Was das Essen anbelangt, so muß ihm jeden Tag ein anderer Bürger das Essen geben und der Wenzel soll zu ihm ins Haus laufen. Kann er aber wegen seiner Krankheit nicht mehr gehen, muß ihm jeder das Essen ins Haus bringen. Erlaubt war es denen Armen, zweimal in der Woche, am Dienstag und am Samstag, im Flecken herum zu gehen und „bei den beßer gestellten um Almosen zu bitten. Bei Zuchthauslestraß blieb's an andern Tagen verboten. Der Polizeidiener hat genau darauf zu sehen und jede Übertretung zu melden.“

1834 wird im Gemeinderath darüber beraten, welche Einrichtung zur Versorgung für die Commun besser sei: „Soll die Kost, Unterkunft und Pfl eg der von der Gemeind zu besorgenden Armen im Abstrach veraccor diert werden.“ (Bei dieser Versteigerung der Armen gaben in der Hauptsache auch nur schlecht gestellte Leute ein Gebot ab, damit ein paar Gulden ins Haus kamen. Wer am wenigsten verlangte, bekam den Zuschlag).

Monatsweise in Kost und Wohnung

Oder sollen die Armen von den Bürgern wochen- oder monatsweise im Wechsel in Kost und Wohnung genommen werden: „Umäzen“. Pfarrer und Schultheiß sind der Meinung, daß nach ihren Erfahrungen „das accor dieren auf ein Jahr für Arme, Kranke und Kinder von Vorteil sei, der ständige Wechsel beim umäzen wäre nicht so gut auf die Betroffenen.“

In die Blindenanstalt Gmünd soll jetzt „der blinde Bu der ledigen Catharina aufgenommen“ werden. Die Gemeinde ist bereit, 15 Gulden für Kleider und Fuhrlohn nach Gmünd auszugeben, dazu jährlich nochmals 15 Gulden für den Unterhalt des Buben. Die Mutter des Buben soll noch 15 Gulden jährlich dazu zahlen. Man hofft nun, daß sie kein zweites Kind mehr bekommt, sonst müßte die Gemeinde für alle Kosten des Buben allein aufkommen. (1836)

Oft wurden Kranke in ihren Heimatort, der

für sie sorgepflichtig war, mit dem Fuhrwerk transportiert. Auf einem Leiterwagen mit einer Strohschütte drauf brachte ein Bauer von Boll die kranke Tochter des verstorbenen Johannes Hertters hierher. Die Gemeinde mußte nun für sie einen Hauszins schaffen. Bei der Haugen wurden für 10 Wochen 2 Gulden 30 Kreuzer bezahlt. Zur Unterstützung dieser Person wird noch 1 Simry Kernen (gegerbter Dinkel) und 1 Pfund Schmalz von der Commun angeschafft.

Schon seit 7 Jahren ist der blinde Bub von Laufen in der Blindenanstalt Gmünd. Versprochen wurde von Laufen, bei der Aufnahme des Buben, jährlich 15 Gulden zu zahlen, den gleichen Betrag soll die Mutter geben. Aber bis heute ist noch kein Heller gezahlt worden. Jetzt will die Blindenanstalt wissen, warum bis heute nichts zum Unterhalt des Buben gegeben, das Versprechen nicht eingehalten wurde. Hier ist man nun der Ansicht, weil Laufen eine der ärmsten Gemeinden des Oberamts ist, jährlich 8 Gulden für die Anstalt aufzubringen, aber keinen Heller mehr. Mit dem Geld müssen sie zufrieden sein.

Die Mutter des Buben, die auch nie 1 Heller zum Unterhalt ihres Kindes beitrug, möchte nun heiraten. Im Sommer 1842 verlangt sie von der Gemeinde ein Prädikats-Zeugnis, damit sie im Badischen heiraten könne. Weil sie noch nie bereit war, etwas für ihr Kind zu zahlen, ist der Gemeinderat der Ansicht, daß auch vom Heiraten nicht mehr gesprochen wird, sie also kein Prädikats-Zeugnis bekommt. (1842)

Der Papierers-Gesell Johann Georg Öhrle ist jetzt alt und kann nicht mehr schaffen. Seine Schwester, des Fuhrmann Stozen Weib, ist bereit, ihren Bruder in Kost, Pflege und Wohnung zu nehmen. Sie verpflichtet sich, ihn in kranken und gesunden Tagen zu pflegen, ein Haus

zu geben und ihn zu kleiden. Dafür erhält sie von der Commun wöchentlich 36 Kreuzer und jährlich bei der Burgerholzabgabe soviel Holz, wie die Aigenbrödlerrinnen (= Ledige) bekommen. (1844)

„Ludwig Stoz, vulgo Kaiser, wurde heute von einem Botten von Ebingen hergebracht. Dieser Mann ist schon einige Zeit irre, läuft herum und macht Possen. Weil man ihn nicht mehr laufen lassen konnte, hat man ihn gleich in Thurm gethan. Dorten hat er sich nakend ausgezogen, den Ofen abgebrochen und ist ins Schürloch gekrochen, aber nicht mehr rausgekommen. Daraufhin hat man ihn ins Irrenhaus abgeliefert.“

Heuer wurde dene ganz armen Aigenbrödlerrinnen (Ledige), achte wahrens, wieder eine Unterstützung mit 2 Gulden gegeben. Dene 3 Halbarmen aber nur 1 Gulden.

Philipp Wenzel, schon längere Zeit von der Commun alimentiert, pflegt und ernährt schon längere Zeit das Kind der Schweizerin Bierenstil, hat aber selbst nichts zum beißen. Wenzel bittet deshalb um eine Unterstützung für das kleine Medle. 4 Gulden und 4 Kreuzer werden ihm gewährt.“

Auswärtigen wurde auch unter die Arme gegriffen – wenn es sein mußte. „Die Anna Marie Stoll von Dürrwangen sucht beim hiesigen Gemeinderath um ein Baumstämme um Gottes Willen nach und bringt vor, daß ihre Mutter schon 10 Jahre krank darnieder liege und kein Vermögen habe, womit sie ihr Häusle, dem der Einsturz drohe, renovieren könne. Da man überzeugt ist, daß die Armuth groß ist, soll der Stollin ein grings Baumstämme um Gottes Willen gegeben werden.“

(wird fortgesetzt)

Genoveva bevorzugte „Ausländer“

Eine belegbare Geschichte aus Schömberg – von Wolfgang P. Bernhard

Leute aus Seitingen oder Leibertingen (beispielsweise) galten vor 200 Jahren in Schömberg als Ausländer. Sie waren nicht Unterthane des in Vorderösterreich regierenden Erzherzogs. Viele nicht sehr weit von der Stadt Schömberg entfernte Orte gehörten oft einem anderen Herrschaftsgebiet zu; ihre Bewohner unterstanden einer anderen Obrigkeit.

Leibertingen – etwa 30 bis 35 Kilometer von Schömberg entfernt – war fürstenbergisch; Seitingen, südlich von Spaichingen, gehörte zu Konzenberg, einer kleinen geistlichen Herrschaft. Von Seitingen nach Schömberg mögen es ebenfalls etwa 35 Kilometer sein.

Als Genoveva Bernhard, Tochter des damals bereits verstorbenen Schömberger Stadtschreibers Raymund Bernhard, 1786 den aus Leibertingen stammenden Bierwirt Joseph Knittel ehelichte, war dieser als „Ausländer“ von der städtischen Obrigkeit nicht gern gesehen, wenngleich er sich für 300 Gulden als Bürger in Schömberg „eingekauft“ hatte, wie es hieß. 300 Gulden waren damals sehr viel Geld. Und so fanden sich die Stadtväter eben mit dem Ausländer ab.

Nachdem Joseph Knittel am 28. Dezember 1793 gestorben war, wollte Genoveva in der ersten Jahreshälfte 1794 einen Joseph Kraus aus Seitingen heiraten. Hierzu verweigerte der Schömberger Magistrat aber seine Zustimmung, „weil die Stadt Schömberg eine Menge junger, der Bräuerei ebenso gut oder noch besser erfahrene und weit vermöglichere Bürgersöhne hat, unter welchen die Joseph Knittliche Witwe nach Belieben wählen und sich bessere Zukunft als bey einem Fremden versprechen kann.“ Schließlich meinte der Magistrat, daß schon ihr erster Ehemann ein Ausländer gewesen sei. „Warum soll sie also auch das zweyte mal wieder einen solchen haben.“

Anfang September 1794 trug sich Genoveva dann mit der Absicht, den Bierbrauer Xaver Honer zu ehelichen, dem sie das von ihrem ersten Ehemann (Joseph Knittel) ererbte Brauhaus verkaufte. Aber auch das fand nicht den Beifall des Magistrats. Namens des Bürgermeisters und des Rats schrieb Christoph Hofer (seines Zeichens Deputierter und Bevollmächtigter) an die Hochlöbliche VÖ Regierung und Kammer in Konstanz: „Der unterzogene Magi-

strat findet sich genöthigt gegen die von der verwittbten Bierwirthin Genovefa Knittlin mit dem ledigen Bierbräuer Xaver Honer aus dem Hohenbergischen Marktflecken Spaichingen nach der Anlage vorhabende Heurath und zu diesem Endzweck gesezwiedrig geschehenen Verkauf des Breyhauses aus nachstehenden Gründen abermal zu protestieren... Dieser Honer sucht in Schömberg blos als Hintersäß angenommen zu werden.“

Uns Heutigen erscheint es unmöglich, wenn ein Magistrat einer Witwe vorschreiben will, wen sie heiraten sollte und wen nicht. Ausschlaggebend war damals, daß der Auserwählte möglichst vermögend und vor allem ein Sohn der Stadt war. Es waren also nicht nur die Eltern, die für ein Mädchen im heiratsfähigen Alter den Ehepartner aussuchten. Bei einer Witwe wollte sogar der Magistrat ein Wort mitreden.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Wolfgang P. Bernhard, Schillerstraße 39, 7247 Sulz a. N.
Dr. Peter Thaddäus Lang, Johannesstraße 5, 7470 Albstadt 1.
Gustav Rieber, Steinbergerstraße 45, 7470 Albstadt-Laufen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 37

30. April 1990

Nr. 4

Harte Jahre für das Städtchen Schömberg

Truppendurchmärsche und Einquartierungen plagten die Bürger und strapazierten die Stadtkasse

Von Wolfgang P. Bernhard

Zu Beginn des Ersten Koalitionskrieges vor rund 200 Jahren war Schömberg von Truppendurchmärschen und Einquartierungen geplagt. Alle dortigen Wirte und auch viele Privathaushalte mußten am 26. und 27. Mai 1792 Truppen des (wahrscheinlich) ausrückenden kaiserlichen Heeres verpflegen, die auf dem Durchmarsch Richtung Frankreich gewesen sein dürften.

So hatte der Löwwirth Anton Bernhard von der „ersten Kollon“ 17 Mann und tags darauf von der zweiten Kolonne 18 Mann zu verpflegen. Wie aus Unterlagen jener Zeit (die im Stadtarchiv Schömberg verwahrt sind) hervorgeht, erhielt er dafür aus dem Stadtsäckel 17 Gulden 30 Kreuzer. Der Ochsenwirt Johann Bernhard hatte am 27. Mai insgesamt 35 Mann zu verpflegen, der Lammwirt Dominicus Feyrer 17 Mann. Am 23. Juli des selben Jahres waren es bei einem weiteren Truppendurchzug noch einmal je zehn Mann. Dabei handelte es sich um Angehörige von zwei Compagnien des „Waraschiner und Bantal Gränz Bataillons“.

Im Winter 1792/93 bezogen Truppeneinheiten in Schömberg Winterquartier. Sie blieben fast vier Monate. Aus diesem gewiß unliebsamen Anlaß hatte der Löwenwirt „in der Logie“: Lieutenant v. Boße 116 Nächte, Lieutenant Jon 85 Nächte und Hauptmann Boß 33 Nächte. Er wurde dafür von der Stadt mit insgesamt 15 fl. entschädigt.

„Matheus Schwenk hat gehabt“ einen Offizier namens Dabrix 31 Tage; Ignaz Riedlinger Gerber „hat gehabt Hauptmann v. Griboet 29 Nacht“; Baltas Koch „hat gehabt Lieutenant Schwebel 116 Nächte“; Karl Rottler beherbergte Capitain Dirrie 116 Nächte; Joseph Knittel hatte den Hauptmann Gallois 14 Nächte und den Hauptmann Wekerle 37 Nächte. Johann Faulhaber, der Sohn des Bildhauers Urban Faulhaber, hatte den Lieutenant Sponsel 90 Nächte. Allein der (damals bereist pensionierte) Schultheiß Johann Baptist Söll ließ sich dafür, daß er den Obristleutenant v. Günzberg im Quartier hatte, keine Entschädigung zahlen.

„Untern 24ten März 1793 ist wegen dem Winterquartier deren Hhl. Officers, mit denen Bürgern abgerechnet und das Schlafgeld aufgenommen worden“, wie folgt: „Dominikus Feyrer Lammwirt hat in der Logie gehabt Oberlieutenant Leonhard und Wilhelm 116 Nacht... Johann Bernhard Ochsenwirt hat Hl. Lieutenant Derege und Langlet 116 Nacht, Hl. Santmischel 38 Nacht“.

Im Winter 1793/94 ging es weiter mit militärischen Aktivitäten: Die Schömberger Wirte mußten Soldaten verköstigen. So erfahren wir aus Schömberger Archivalien, daß beispielsweise der Ochsenwirt am 15. Dezember 1793 „Fleisch hergeben“ mußte, wofür er von der Stadt 16 fl. 20 X bekam. Ferner mußte er verköstigen: „1 Feldwebel samt noch 3 Personen Mittag- und Abend Essen, 3 Maß Wein, 3 Maß Bier und Brot für 22 Mann auf der Hauptwacht und 8 Mann im Haus“. Insgesamt bekam er dafür 29.52 Gulden.

Der Löwenwirt Anton Bernhard hatte am 15. Dezember 1793 den „Unterfeldscherer samt der Frau“ über Nacht. Bei den einquartierten Truppen dürfte es sich um kaiserliche auf dem Rückzug gehandelt haben, denn erst im Frühjahr 1794 kam es zu einer erneuten (wenn auch nur

kurzzeitigen) Wende, wobei die Österreicher im Elsaß einrückten.

Als während des Winterquartiers der Truppen des Prinzen Condé (in der Zeit vom 29. Januar bis 17. März 1794) „Mehl, Brod, Fourage, Gewöhr und Mundung“ und darüber hinaus auch erkrankte Soldaten transportiert werden mußten, war daran auch der Ochsenwirt Johann Bernhard beteiligt. Er fuhr vierspännig und bekam dafür (für Fahrten nach Beffendorf, Oberndorf und Schramberg) insgesamt 44 Gulden. Der Müller Mathias Feyrer bekam für ähnliche Fahrten 50 Gulden.

Während eines Durchmarsches von 26 K.K. Artilleristen machten diese in Schömberg Rast und legten (am 27. März 1794) einen Ruhetag ein. „Was solche bey den allhiesigen Wirten verzehrt“ bekamen die Wirte von der Stadt ersetzt. Der Ochsenwirt, und auch der Bärenwirt Johann Eha, bekamen für Verzehr jeweils 5 fl. 36 X.

Im selben Jahr haben der Lammwirt Isak Tod und der Ochsenwirt Johann Bernhard Heu „verführt“. Der Lammwirt erhielt dafür 216 Gulden, der Ochsenwirt 286 Gulden. Bei so gewaltigen Mengen Heu – für 200 Gulden bekam man damals ein ganzes Haus zu kaufen – kann es sich nur um Truppenbedarf gehandelt haben.

Die Wirte wurden stets entschädigt; sie hatten lediglich gewisse Unannehmlichkeiten zu ertragen. Die Stadt hingegen mußte bluten. Für sie waren es teure, fast ruinöse Jahre.

Die vorderösterreichische Regierung war vorsichtshalber von Freiburg nach Konstanz übersiedelt. Von dort aus erledigte Regierungsrat Graf von Bissingen die laufenden Geschäfte. Im Sommer 1796 wurden die Beamten sogar ermächtigt, nach eigenem Ermessen zu erwägen, sich in Sicherheit zu bringen. Vom damaligen Schömberger Stadtschreiber, Thaddäus Kuen, dürfen wir annehmen, daß er geblieben ist. Er starb am 1. April 1800 im Alter von 53 Jahren in Schömberg. Anfang 1799 war die Regierung des Landes nach Günzburg verlegt worden. Erst am 25. Dezember 1800 kam es zu einem Waffenstillstand. Am 9. Februar 1801 folgte dann der Friede von Lunéville.

Inventuren und Teilungen als Quellen in der historischen Forschung

Von Ingrid Helber

Diese Quellenart bietet für die Sachforschung eine Fülle von Informationen. Die in den Inventaren verzeichneten Gegenstände sind Objekte, die zeitlich und örtlich genau fixiert sind. Sie gehörten namentlich aufgeführten Personen in Städten und Dörfern. Die aufgeschriebenen Gebrauchsgegenstände lassen unmittelbare Beziehungen zu ihrem Besitzer herstellen. Da die Inventare auch Liegenschaften und Geldbesitz sowie Schulden aufzeigen, läßt sich auch eine Zuordnung in die Sozialschichten des Wohnortes vornehmen.

Im Stadtarchiv Albstadt-Ebingen lagern über 10 000 Inventur- und Teilungsakten ab dem Jahre 1705 bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Leider fehlen die Bestände zwischen den Jahren 1759 bis 1789. Zum Beispiel wurden in Nürtingen Inventuren schon im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts angefertigt¹⁾. Diese Vermögensverzeichnisse wurden einerseits bei Heiraten angelegt, nämlich die Bebringensinventare, und andererseits bei Todesfällen die Verlassenschaftsinventare. Bei Realteilungen wurde der Nachlaß gleichmäßig unter die Erben verteilt, da in Württemberg die Realteilung als Erbfolge gesetzlich vorgeschrieben war, im Gegensatz zu anderen Gebieten mit dem Anerbenrecht. Die Inventare dienten als Nachweis für Erbschaftsansprüche.

Bei Eventualteilungen wurde das Vermögen zwar inventarisiert, jedoch nicht aufgeteilt, da die Erben noch minderjährig waren. Im ersten Landrecht von 1555 gibt es bereits Hinweise für die Durchführung solcher Inventuren²⁾. Ein weiterer Gesichtspunkt, der zur Anfertigung derselben führte, lag im Interesse des württembergischen Herzogs. Jeder zehnte Pfennig des

Erbes wurde als eine Art „Erbschaftssteuer“ eingezogen. Es ergingen am 24. Juli 1620 folgende Weisungen an die Amtsleute, Bürgermeister und Gerichtsverwandten³⁾:

„Zum andern haben Wir auch befunden/ daß die/ Uns gebührende Abzüg/ von den Erbfällen/ jeweilen zurück geblieben/ Auch nicht aller Orten der schuldigkeit nach gerechtfertigt/ noch Unser Angebühr eingezogen worden.“

Auch finden wir in demselben Ausschreiben Herzog Johann Friedrichs von Württemberg (1608–1628) Anweisungen, innerhalb welcher Frist die Inventur zu erfolgen hatte und welche Strafen bei Nichtbeachtung erfolgen mußten. Innerhalb von drei Monaten nach der Trauung sollten die Eheleute inventieren, der überlebende Ehegatte in Monatsfrist nach der Beerdigung.

Da diese Vorschriften anscheinend von den Untertanen nicht richtig beachtet wurden, erfolgten dazu mehrere Generalreskripte. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde die amtliche Inventarisierung unumgänglich⁴⁾.

Zum Inventurverfahren wurden Anweisungen erteilt, nicht nur das Eigentum des Verstorbenen, Liegenschaften und Mobilien, aufzu-

zeichnen, sondern auch das des überlebenden Ehegatten sowie eventueller Zugewinn oder Einbuße⁵⁾. Die Erben achteten wohl auch darauf, möglichst vollständige und hohe Wertschätzungen zu erhalten, um nach Abzug von Schulden, für die sie haftbar waren, einen angemessenen Erbteil zu erhalten. Es gab Vorlagen für die formale, schriftliche Form der Inventuren, zum Beispiel den „Hausstirer“⁶⁾.

Es ist ein Vorteil, daß sich die Art und Weise der Inventarisierung während des gesamten Zeitraums kaum verändert hat. Die württembergischen Schreiber hielten sich ziemlich genau an die Vorlagen. Die Angaben zu den einzelnen Gegenständen beziehen sich auf Art, Anzahl, Zustand, Material, Farbe und Wert. Über den Standort der Objekte im Gebäude werden keine Angaben gemacht.

Welche Informationen kann man aus den Inventuren gewinnen?

Wir wollen dem formalen Aufbau der Quelle folgen.

1) Zuerst kommen Aussagen zur *Art des Inventars, Name und Beruf, bei Heiraten auch die Berufe der Väter, Heirats- oder Todesdatum, Name der Erben*.

2) Danach beginnt die Beschreibung des Vermögens mit den *Immobilien* (Häuser, Wiesen, Gärten mit Lagebeschreibung). Hier ist vor allem der Wert der Häuser und die Lage, eventuell am Marktplatz, und die Art der landwirtschaftlichen Nutzung (z. B. Weinanbau) von Bedeutung. 3) Die *Fahrnis oder Mobilen* sind in viele Rubriken untergliedert:

a) *Bargeld*: Es ist sehr aufschlußreich aus welchen Ländern Gold- und Silbermünzen im Umlauf sind. Dies weist auch auf die Tätigkeit ihrer Besitzer hin (Kaufleute, Wirte).

b) *Kleinodien und Silbergeschmeide*: Man erfährt hier welcher Schmuck von Frauen und Männern bevorzugt getragen wurde (Ketten aus Korallen, Granaten, Agat, angefaßte Geldstücke, Ringe, Ohrringe usw.). Nur bei Frauen mit sehr geringem Vermögen findet man in Ebingen keine Halskette.

c) *Bücher*: Zum Bücherbesitz wurden bereits mehrere Untersuchungen vorgelegt⁷⁾. Überwiegend findet man religiöse Literatur und Fachbücher zu verschiedenen Berufen und Handwerken.

d) *Mannskleider und Waffen*: Innerhalb dieser Kategorie wird immer nach einem bestimmten Schema vorgegangen: Mantel, Rock, Kamisol, Brusttuch, Hosen, Hut und Kappe, Handschuhe, Strümpfe, Schuhe, Flohr, Hemden. Außerdem erfolgt immer eine Angabe zur Art des Materials, der Farbe, der Qualität und des Wertes (1 mittelmäßig schwarz zeugen Mantel 1 Gulden (fl.), 12 Kreuzer (x)).

e) *Weibskleider*: Auch bei der Kleidung der Frauen wird immer dieselbe Reihenfolge in der Aufzählung eingehalten. Gerade für die Kleiderforschung sind die Inventare, neben originalen Kleidungsstücken, schriftlichen und bildlichen Quellen sowie kirchlichen Akten eine sehr aufschlußreiche Quelle⁸⁾. Untersuchungen über einen längeren Zeitraum zeigen die Veränderungen in der Kleidung auf.

f) *Bettgewand* (Bettwäsche)

g) *Leinwand* (Bettwäsche, Handtücher, Tischdecken)

h) *Küchengeschirr* aus Messing, Kupfer, Zinn, Eisen, Blech, Holz.

i) *Schreinwerk*: In den Beibringensinventaren der neu vermählten Paare ist meist nur eine gehimmelte Bettlade, ein Schrank oder eine Truhe, ein Tisch und Stühle aufgeführt. Bei den Teilungen können generell nach einigen Jahren vollständige Einrichtungen festgestellt werden. Ein großer Unterschied zeigt sich auch zwischen armen und sehr reichen Haushalten.

Desweiteren folgen *Faß- und Bandgeschirr, Gemeiner Hausrat, Fuhr- und Reitgeschirr, Vieh, Getränke, Früchte, allerlei Vorrat, Küchenspeisen* und dergleichen, *Kaufmannswaren oder Handwerkszeug*. Weiterhin wurden dann *Aktiva und Passiva* (Forderungen und Verbindlichkeiten), die Auskünfte über Geschäftsverbindungen geben, verzeichnet. Aus den Vorräten und Küchenspeisen können auch Rückschlüsse auf die Ernährung gezogen werden. Nicht jeder

besaß Vieh und man kann durchaus lesen, daß eine Kuh vier Eigentümern gemeinsam gehörte. Inventare von Kaufmannsläden bieten uns die Möglichkeit, das Warenangebot an einem bestimmten Ort zu prüfen. Nur in den Inventaren der reichsten Bürger sind alle diese Rubriken vertreten.

Es ist zu beachten, daß die in den Inventaren aktenmäßig erfaßten Bürger eines Ortes *nicht die gesamte Sozialstruktur* darstellen. Die Bewohner mit sehr wenig Vermögen, die Knechte und Mägde ohne Vermögen, die Ortsarmen und die Obdachlosen sind in dieser Quelle ausgeschlossen. Vergleiche mit den Kirchenbüchern sind hier notwendig.

Anhand von Band 1 (1705–12) der Inventuren und Teilungen der Stadt Ebingen folgt ein Beispiel zur Auswertung bezüglich des Vermögens bei der Eheschließung (Bei- oder Zubringensinventare)⁹⁾. Die Inventuren wurden zwei bis dreimal im Jahr durchgeführt, meist Anfang, Mitte und Ende des Jahres. Zur Aufzeichnung gelangten im Jahre 1705 an Zubringen 12, 1706 waren es 13, 1707 folgten 17, 1708 dann 13, 1709 nur 10, 1710 gab es 19, 1711 wurden 11 aufgezeichnet. Das Jahr 1712 weist nur 4 Inventare auf, da der Band nur die Zusammenstellung von Januar und Februar enthält. Es sind insgesamt 99 Inventare, von denen 3 unvollständige nicht berücksichtigt werden.

Das größte Beibringen eines Mannes betrug 969 Gulden (fl.). Zu seinem Eigentum zählte „eine halbe Behausung auf dem Markt“ mit 470 fl. angesetzt und „eine halbe Behausung Richtung Landgraben“ für 440 fl. Sein Schuhmacherwerkzeug war 2 fl. und 15 x . wert. Er war der Sohn eines verstorbenen Seilers¹⁰⁾. Das väterliche Erbe war wohl nicht unbeträchtlich. Seine Frau dagegen brachte nur 72 fl., einschließlich einer Wiese für 50 fl., mit in die Ehe. Die Witwe eines Seilers hatte auf der Seite der Frauen das größte Vermögen: 1.261 fl.¹¹⁾. Eine Müllers-Witwe besaß annähernd gleich viel Eigentum¹²⁾. Die reichste ledige Frau, mit 710 fl., war die Tochter eines verstorbenen Wirts, dessen Erbe wohl bereits verteilt war, denn das Zubringen des Bruders war gleich hoch¹³⁾. Dagegen sieht ihr Ehemann, ein Metzger, mit 106 fl., nicht gerade vermögend aus.

Nur 9 fl. waren das Eigentum eines Hafners, der damit am niedersten Punkt der Skala liegt. Das hinderte ihn jedoch nicht, die Tochter eines Gerichtsverwandten zu heiraten, die 102 fl. einbrachte und vielleicht noch eine gute Erbschaft erwarten konnte¹⁴⁾. Die Tochter eines Webers, die einen Maurer mit 110 fl. heiratete, besaß mit 26 fl. das geringste Vermögen der Frauen¹⁵⁾. Aus den 96 Inventaren brachten 79 Frauen mehr Vermögen mit in die Ehe als die Männer, in 17 Fäl-

len besaßen die Männer mehr. Der Grund dafür ist wohl, daß die Frauen von ihren Vätern eine Aussteuer als eine Art vorgezogenes Erbe erhielten.

Die folgende Aufstellung ist eine Aufschlüsselung der Vermögensverhältnisse, um die Sozialstruktur aufzuzeigen.

Vermögen	Anz. Männer	Frauen	gesamt	%
bis 20 fl.	5	0	5	2,60
bis 100 fl.	49	21	70	36,46
bis 200 fl.	27	41	68	35,42
bis 500 fl.	10	29	39	20,31
bis 1000 fl.	5	3	8	4,17
über 1000 fl.	0	2	2	1,04

Man sieht, daß nur wenige „geringe“ Vermögen und ebenfalls nur wenige „große“ Vermögen feststellbar sind. Die meisten Zubringen liegen im Bereich von über 20 Gulden bis 500 Gulden. Das durchschnittliche Vermögen beider Ehepartner (aus 96 Inventaren) zusammen beträgt: ca. 341 fl. Die Frauen bringen durchschnittlich 204 fl., die Männer 137 fl. ein. Dabei ist aber zu beachten, daß die sehr hohen Vermögen den Durchschnittswert anheben.

(Fortsetzung folgt)

1) Benschmidt, Anja R., Kleinbürgerlicher Besitz, Nürtinger Handwerkerinventare von 1660–1840, Münster 1985.

2) ebenda, S. 7

3) Deß Hertzogthumbs Württemberg Gemeine LandtsOrdnungen. Denen etlich Fürstliche GeneralAußschreiben so nach Publication angeregter LandtsOrdnungen seithero ins gantze Hertzogthumb außgangen als Novellae Constitutiones, zuend angehenckt, Stuttgart 1621, S. 340f.

4) Benschmidt, S. 7.

5) LandsOrdnungen, S. 342.

6) John, L. F. (Hg.), Inventur-Büchlein oder Hausstirer, Ein Handbuch zum Gebrauche für Oberamtsrichter, Notare, Ortsvorsteher, Waisenrichter, Inventirer und alle Diejenigen, welche mit Privat-Inventuren- und Theilungenfertigen sich beschäftigen, Stuttgart 1856²⁾.

7) Neumann, Hildegard, Der Bücherbesitz der Tübinger Bürger von 1750–1850. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des Kleinbürgertums, Diss. Tübingen 1955.

8) Kempf, Karl, Nagolder Bücherwelt um 1765, in: 1200 Jahre Nagold, Konstanz 1985, S. 95–118.

9) vgl. Bischoff-Luithlen, Angelika, Der Schwabe und sein Hä, Stuttgart 1982.

Knüttel, Barbara, Manns- und Weibskleider in Unterfranken, Nachlaßinventare aus den Gerichtsbezirken Dettelbach, Kitzingen, Ochsenfurt und Sommerhausen als Quellen zur Bekleidungs-forschung, Würzburg 1983.

Könenkamp, Wolf-Dieter, Wirtschaft, Gesellschaft und Kleidungsstil in den Vierlanden Während des 18. und 19. Jahrhunderts, Zur Situation einer Tracht, Schriften zur Niederdeutschen Volkskunde 9, Göttingen 1978.

Mannheims, Hildegard/Roth, Klaus, Nachlaßverzeichnisse, Internationale Bibliographie, Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 39, Münster 1984.

9) Stadtarchiv Albstadt-Ebingen: Die Vermögensangaben sind dem von Herrn Dr. Stettner angelegten Verzeichnis zu den Inventuren und Teilungen entnommen, S. 15–22.

10) Stadtarchiv Albstadt-Ebingen, Inventuren und Teilungen, Bd. 1, S. 160.

11) ebenda, S. 476.

12) ebenda, S. 29.

13) ebenda, S. 545 und 574.

14) ebenda, S. 581.

15) ebenda, S. 264.

Lebensraum für Eulen

Von Anton Grözinger

Die Schleiereule (*Tyto alba*) ist äußerlich durch ihren einteiligen, herzförmigen Gesichtsschleier von anderen Eulenarten gut zu unterscheiden. Da Schleiereulen ihre Brutplätze praktisch ausschließlich innerhalb menschlicher Siedlungen wählen, bietet sich für uns eine echte Chance an, zur Erhaltung dieser Spezies beizutragen. Die zurückliegenden milden Winter waren geeignet, den Bestand dieser Eulenart zu verbessern. Die Bemühungen des DBV und der Arbeitsgemeinschaften zum Schutze bedrohter Eulenarten blieben nicht ohne Erfolg.

So sind in den vergangenen Jahren eine Vielzahl von Brutkästen aufgestellt worden. Für Brutkästen liegen die günstigsten Abmessungen bei 120 x 120 x 70 cm. Baupläne können beim DBV Ortsgruppe Schömburg angefordert werden. Durch geeignete Nisthilfen kann der Schleiereule verloren gegangener Lebensraum ersetzt und auch völlig neuer Lebensraum geschaffen werden.

Kontrollen während der Brutsaison müssen unbedingt unterlassen bleiben. Nur in Ausnahmefällen kann kontrolliert werden – dann muß aber jemand hinzugezogen werden, der Erfahrung mitbringt.

Heuschöber eignen sich ganz besonders für Nisthilfen. Das Einflugloch soll auf der Ostseite angelegt werden und mindestens 12 x 20 cm betragen. Wird dem Anflugloch direkt ein Nistkasten mardersicher angeschlossen, ist jedenfalls eine weitere Öffnung anzubieten, von der aus der Eulenvogel in das Innere des Heu-

schobers gelangt. Denn dort kann er sich im Winter seiner Hauptnahrung, den Mäusen, bedienen.

Außerst vorteilhaft erweist es sich, wenn in der Scheune im Winter Maiskolben ausgelegt werden, die von den Mäusen sehr begehrt sind – und damit folglich die Eule besser Nahrung findet. Sind Einfluglöcher nicht unbedingt mardersicher, so bietet eine an der Außenwand angebrachte Blechtafel, die unter dem Einflugloch angebracht wird, in der Abmessung 30 x 80 cm, einen ausgezeichneten Schutz.

Ein Anpassungskünstler und perfekter Fortpflanzungsstrategie

Schleiereulen haben unter den Eulen und den ökologisch vergleichbaren Greifvögeln eine einmalige Strategie des Überlebens entwickelt: Die Vorfahren der bei uns heute vorkommenden Schleiereulen stammen vermutlich aus den Tropen. Heute sind Schleiereulen mit Ausnahmen

großer Wüstengebiete und Polarregionen weltweit verbreitet, sie sind einige der wenigen echten Kosmopoliten in der Tierwelt.

Ein Großteil der Tierwelt dieser Gebiete bewältigt den Winter durch das Anlegen von Fettreserven (von denen sie in der harten Jahreszeit zehren können) oder durch irgendeine Form der Winterruhe. Im Gegensatz hierzu sind die Schleiereulen bis heute eigentlich nicht winterhart geworden: sie können kein Reservefett anlegen.

Unter dem Druck hoher Verluste in harten Wintern haben die Schleiereulen die Strategie des „Gelegenheitsbrütens“ wie keine andere Eulenart optimiert: Schleiereulen nutzen zwar ein sehr breites Nahrungsangebot, haben aber ihren Brutrhythmus besonders auf die Populationszyklen bestimmter kleiner Nagetiere in Mitteleuropa, der Feldmaus (in England der Erdmaus) eingestellt: in Jahren mit einem geringen Feldmausangebot werden nur wenige Junge aus kleinen Gelegen (drei bis fünf Eier) aufgezogen; Im Gegensatz dazu kommt es in Erfolgsjahren regelmäßig zur Ablage von Zweitbruten; sogar Drittbruten werden begonnen. Die Fortpflanzungsbereitschaft erstreckt sich bei diesen Eulen über mehr als sechs Monate im Jahr! Auch hier hält die Schleiereule den Rekord unter den anderen Eulen- und Greifvögeln. In besonders

schlechten Mäusejahren fällt das Brutgeschäft bei einem Teil der Population dafür vollständig aus: so wird keine Energie unnötig mobilisiert, die Eulen sparen sich den ohnehin wohl kaum von Erfolg gekrönten Aufwand, eine Brut aufzuziehen.

So schwankt der Fortpflanzungsaufwand und -erfolg von Jahr zu Jahr in Anpassung an das Beutetierangebot um ein Vielfaches, und es wird begreiflich, wie die Eulen dank eines dermaßen hohen Fortpflanzungspotentials und einer genau eingepaßten Strategie, den Brutaufwand zu verteilen, selbst katastrophale Winterverluste innerhalb kurzer Zeit wieder ausgleichen können.

Bei Nahrungsüberschuß können sich junge Schleiereulen gegenseitig füttern! Bei einem Zusammenbruch des Nahrungsangebots kommt es zu einem anderen Extrem: von den verschiedenen alten Jungeulen, die entsprechend ihrem Lebensabstand geschlüpft sind, werden die Schwächsten benachteiligt. Diese sterben schließlich und dienen dann den überlebenden Jungen noch als Nahrungsreserve.

In solchen Mangeljahren sind die Eulen vermutlich territorial und verteidigen ihre Reviere gegen art eigene Eindringlinge, während die Schleiereule bei hohem Nahrungsangebot eine große Dichte-Toleranz entstehen läßt.

Umäzen in Laufen: 1749 – 1900

(2. Teil) – Von Gustav Rieber

In den Hungerjahren 1846-48 blieb vielen nichts anderes übrig, als mit Betteln um Almosen sich durchs Leben zu bringen. Kinder gingen anstatt zur Schule auf den Bettel. „Der 12jährige Johann Martin Jetter war deshalb auch viel unterwegs und wird nun wegen ständigem Betteln und Schulschwänzen in Kost gegeben. Reiseprediger Werner von Reutlingen, der in der Gegend predigt, ist bereit, dem Buben in seinem Heim in Reutlingen einen Platz zu geben. Heute wird nun der Bu mit 36 Kreuzern als Reisgeld auf den Weg nach Reutlingen geschickt. Die neue Theuerung (ab 1851) bringt wieder viele in Noth. Die Lebensmittel-Preise steigen, manchem wird dies unerschwinglich. Der Tagelöhner Jacob Jetter hat den blödsinnigen Jacob in Kost und Wohnung für 55 Gulden, die vorn und hinten nicht mehr langen. Wenn er in dieser jammervollen Zeit nicht mehr erhalte, will er den Jacob nicht länger behalten. Jetzt bekommt er 60 Gulden jährlich, womit er zufrieden ist.“

Jedes Jahr auf Jahresmitte wurden die Ortsarmen neu im Flecken „herum gebotten und veraccordiert“ – diesmal waren es fünf (1855). „Von der Commun-Caß wurden letztes Jahr 1 Gulden und 17 Kreuzer für Medikamente aus der Bahlinger Apotheke für die ledige Barbara bezahlt. Weil sie der Caß das Geld nicht mehr zahlen wollte, wurde ihr ein Kleid abgenommen und zum Verkauf ausgesetzt, damit das Geld wieder rein kommt. Jetzt zahlte sie plötzlich die Schuld, damit sie ihr Kleid wieder bekommt.“

Jacobs Weib, die Anna, „muß jetzt 20 Tage in den Arrest nach Balingen. Weil sie keine Lebensmittel hat, zahlt die Commun für ihre 2 Kinder der Schwester 24 Kreuzer in der Woche. Das 3. Kind will sie in den Arrest mitnehmen, da sie es noch säugen muß.“ – Weiter heißt es:

„1856 ist durch Schenkung der Parzelle Gräblensberg die Wittwe des Peter Stotz und ihr Sohn, 36 Jahr alt, der Gemeind Laufen zur Alimentierung zugefallen. Sie wurden nun unter der Burgerschaft veraccordiert. Die Wittwe für 45 Gulden und der blödsinnige Sohn Peter für 45 Gulden nach Hossingen. Die Empfänger dieser Personen haben dieselben in guten und schlechten Tagen zu versorgen. Bei der Stotz Wittwe erhält der Empfänger noch ein Bett, das noch Eigenthum der Stotz ist. Nach dem Vertrag geht das Bett an den Nächsten über, der sie verpflegt. Sollte die Stotz vorher mit Tod abgehen, so darf der Empfänger dasselbe behalten, muß aber dafür auf seine Kosten das vergraben bezahlen.“

Das Armenhaus oben am Gaisbühl war der hiesigen weltlichen und kirchlichen Obrigkeit schon lange ein Dorn im Auge wegen seiner Lage. Jetzt ist das Haus des Johannes Bizer, neben der Kirche „unten an der Eyen, fail (zum Verkauf). Doppelt soviel Leuthe könnten hier untergebracht werden als oben am Gaisbühl.“

Hauptsächlich aber soll das Haus gekauft werden, weil es „auf dem Gaisbühl an einem abgelegenen Platz steht und in der Regel lauter Leuthe dort untergebracht werden, die in kei-

nem guten Ruf stehen. Dort können sie mit frevelhafter Holz- und Feldfrüchte-Entwendung ungehindert aus- und eingehen. Auch sind dort ledige Weibsbilder, die uneheliche Kinder erzeugten und, wie die Erfahrung zeigt, sich ungehindert dem Laster der Unzucht hingeben. Gehört das Haus Nr. 92 an der Eyen der Commun, dann sind solche Leuthe der Aufsicht der Burger ausgesetzt und können nicht mehr soviel Lumpereien machen“ (1858).

Zur Unterstützung der Armen wurde 1863 in Ebingen vom Dekanat ein Verein gegründet. In den Kreis der Bedürftigen wurde auch Laufen eingeschlossen und der hiesige Pfarrer gebeten, die Ärmsten vorzuschlagen. 11 Kranke und Witwen waren es. Auf Weihnachten schickte der Frauenverein „Weiberhäs, Biber, Selbenschuh, Kissenziechle, Mehl und 3 Gulden und 36 Kreuzer.“ 24 Personen wurden unterstützt.

Von Pfarrer Baumann wurde auch bemängelt, daß von seiten der Gemeinde so wenig für die Augustenhilfe in Ebingen getan wird. Er schlägt deshalb dem Pfarrgemeinderat vor, jährlich eine Kollekte in Naturalien für die Augustenhilfe zu veranstalten – womit alle einverstanden sind. Auch über die Gaben vom Paulinenverein in Stuttgart und dem Ebinger Frauenverein war man Gott froh. Jedesmal konnte Hilfe gegeben werden, zu der „dem hiesigen Armenverein einfach die Mittel fehlen“.

Beim Bau der Eisenbahnlinie durch den Laufener Flecken mußte auch das Wohnhaus der Wagners Melcher Fritz Witwe weichen. Weil im Flecken keine Gelegenheit war, eine andere Wohnung zu kaufen, war sie gezwungen, mit ihrer Familie nach Dürrwangen zu übersiedeln. „Wegen dieser Übersiedelung wird sie nun ihren Burger- und Allmendnutzen verlieren, wenn sie nicht bis zum 15. Sept. 1776, mittags 12 Uhr, ihren Herd in Laufen nicht wieder gegründet hat.“ Philipp Öhrles Weib im Armenhaus kann sich wegen ihres hohen Alters nicht mehr selbst durchbringen und ist in einer ganz dürftigen Lage, deshalb bittet sie um eine Un-

terstützung. Zugestanden wird ihr 1 Mark für die Woche (1880).

Und die 80jährige Annemarie im Armenhaus beschwerte sich beim Oberamt wegen ihrer Unterstützung. 50 Pfennig soll sie wöchentlich „aus der Ortsarmencaß“ bekommen. Außerdem hat sie „noch 2 1/2 Morgen Allmende und das Holz vom Burgernutzen, das sie verkauft. Ihr schönes elterliches Vermögen hat sie ja auf verschwenderische Art verpraßt.“

Für Waisenkinder wieder eine Familie und eine Heimat zu finden, war oft schwer. Im evangelischen Sonntagsblatt wurden unentgeltliche Unterkommen gesucht. Für 3 Waisen fand man Häuser. „Das 9jährige Lisbethle kommt nun nach Hösslinswarth, Amt Schorn-dorf, ihre fünfjährige Schwester Mariele nach Ottenbronn, Amt Calw und das 5jährige Mariele Kathrele wird nach Laupheim gegeben.“ (1884)

Das Krankenversicherungsgesetz vom 15. 6. 1883 soll nun auch im hiesigen Flecken in Kraft treten. „Begeistert ist man nicht davon, weil im hiesigen Flecken die Beschäftigung der meisten nur Nebenberuf ist, wäre eine Zwangsversicherung nicht gerechtfertigt. Hier ist nur eine kleine Anzahl Versicherungspflichtiger. Der ortsübliche Taglohn beträgt für 1 Arbeiter 1 Mark, für 1 Arbeiterin 75 Pfennig. Jugendliche von 12-16 werden hier nicht beschäftigt.“

Seit jeher wird der Zinsertrag aus den Armenstiftungen alljährlich dazu verwendet, Armenbrot zu backen. Dieses Jahr (1892) bäckt der Johannes König 268 Pfund, das Pfund zu 17 1/2 Pfennig. Verteilt wird dieses Brot an 32 Leute, hauptsächlich Familien. – Eine große Sorge bestand darin, daß die Versorgung der Kranken und Vorbeuge gegen Krankheiten Not litt.

Denkt man sich das alte Laufen vor 1900, in dem zeitenweise bis zu 1000 Menschen gewohnt haben, wird mancher fragen: Wo hat man alle untergebracht. Alte Laufener können davon noch manches erzählen. Der Kindersegen war groß. Wurde es in der Kammer zu eng, kamen die größeren Kinder mit dem Bett auf die Bühne, ein Laub- oder Strohsack war schon noch da. Gut daran waren noch diejenigen, die auf der Bühne die Verschlüge mit Brettern verschalen und mit Mehlbab Zeitungen aufkleben konnten, damit die Ritzen dicht wurden. Drei oder vier Kinder in einem Bett waren nichts besonderes. Ging's noch sparsamer zu, waren nur die Dachplatten die Abschrümung gegen Regen, Wind und Schnee. Im Winter war es keine Seltenheit, daß dann der Schnee zwischen den Platten durchfegte und bis aufs Bett kam. Es gab sogar Familien im Flecken, die für ihre Kinder überhaupt keine Betten hatten. Da wurde der Nachwuchs zum Schlafen aufs Heu geschickt. Hart ging das Leben mit diesen Menschen um – aber ausgestorben sind sie deswegen doch nicht.

Eine Folge dieses kargen Lebens waren jedoch Krankheiten. Ob gesund oder krank, ohne Unterschied war alles nah beieinander. Das Wissen über die Ansteckung war bei ihnen noch nicht bekannt. Weitsichtige Männer und Frauen machten sich schon lang Gedanken, wie eine bessere Krankenversorgung und Vorbeuge möglich wäre, die besonders den ärmsten Gemeinden mit ihrem großen Armenanteil, zu denen Laufen gehört, zugute kommen würde.

Am 1. 5. 1896 wurde in Balingen der Bezirksverein für Anstellung von Krankenpflegerinnen gegründet und im Herbst d. J. wurde Laufen auch Mitglied dieses Vereins. Eine geschulte Krankenschwester, die unentgeltlich allen in der Not helfen konnte, war ein Glücksfall. In der Gemeinde ist ein trauriger Fall vorgekommen. Ein Mann hat sich selbst das Leben genommen. Auf dem neuen Friedhof ist nun kein Platz für Selbstmörder abgesteckt. Wegen dem beschränkten Raum auf diesem Gottesacker will man es nun wie in den umliegenden Gemeinden machen und in der gewöhnlichen Reihe begraben. Die Verwerfung und Abscheu über eine solche That von Seiten der Gemeinde drückt sich schon darin aus, daß der Selbstmörder ohne Sang und Klang, auch nicht beim läuten der Mittagsglocke vergraben wird (1880).

Chirurgen und Hebammen

„Dene Unterthanen wurde 1780 bei schwerer Straf verboten, sich bei schwerer Krankheit an onerfahrene Ärzte oder Stümpler zu wenden und von ihnen Arzneimittel verwenden. Das medicieren ist niemanden als den Phisico-Ordinari erlaubt oder, wenn der Patient kein Vertrauen zu dem hat, bei einem anderen privilegierten medico Rath zu suchen. Im Nothfall kann man den Apotheker oder den Chirurgos nehmen. Mit Mißfallen wird wahrgenommen, daß viele Leute sich verleiten lassen, bei ohnwißenden, heimatlosen Stümplern und sogar Weibern Rath holen.“

Fremde Personen schleichen sich im Land herum und führen Öle und Medicamente mit sich, wie Steinöl, Pommeranzenöl, Spiridus, Balsam und wie sie alle weiter heißen, die sie verhausieren und denen Unterthanen aufschwätzen wollen zur Heilung von Krankheiten bei Mensch und Vieh. Denen Italienern, Thüringer, Schweizer, Tiroler und anderen Wurzelkrämer und Ölträgern, die mit diesen Sachen hausieren, ist die ganze War zu confiscieren und mit einer Geldstraf von zehn Gulden zu belegen.“ (1831)

Eine wichtige Person im Flecken war die Hebamme. So arm die Gemeinde auch war, so reich war der Kindersegen. In den Jahren von 1820 – 1833 schwankte die jährliche Geburtenzahl zwischen 25 und 40 Kindern bei einer Seelenzahl von 750. Die Sterblichkeit bei diesen Kleinkindern war groß. Kinderkrankheiten, gegen die damals noch kein Kraut gewachsen war, holten jedes Jahr ihren Anteil.

Der überreiche Kindersegen wurde durch das karge Leben auf ein erträgliches Maß herab gesetzt. Der Pflege, Reinlichkeit und Ernährung wurde keine übertriebene Bedeutung zugemessen. Nur die kräftigsten und gesunden Kinder überstanden die ersten Lebensjahre. An Mangel an elterlicher Liebe fehlte es nicht. Man neigte vielmehr der damaligen Auffassung zu: Es sei eine gute Tat, wenn dem unschuldigen Kind dieses irdische Jammertal erspart bleibe. (Im Volksmund „Himmeln“ oder „Engel machen“ genannt.)

Heiraten war einst gar nicht so einfach. Konnte das Brautpaar nicht soviel Vermögen vorweisen, daß der Nahrungsstand gesichert war, durften sie nie ans Heiraten denken. Diese harten Bedingungen von seiten des Landes sorgten dafür, daß zu den vielen Armen mit ihren Kindern, die der Commun zur Last fielen, nicht noch neue Sorgen aufgehaßt werden.

Johannes Georg Schlegel hat eine Braut aus Kännershindern, Canton Basel, die er nun heiraten will. Sie kann ein Heiratsguth von 900 Gulden, die sie nach dem Tod der Eltern erhält, nachweisen. Weil nun dieses Vermögen erst nach dem Tod der Eltern zu erhalten ist und der Schlegel nichts hat und auch nichts bekommt, kann er keine Familie gründen. Sein Gesuch wird abgelehnt (1843).

1857 hat Johannes Krimmel, ledig und volljährig (25) die Absicht, sich mit Anna Hils von Boll, Amts Sulz zu verheiraten und sucht um das Bürgerrecht für seine Braut nach. An Vermögen hat sie 125 Gulden 42 Kreuzer. Der Nahrungsstand ist nun zwar nicht gesichert, weil der Krimmel kein Vermögen hat. Aber weil die Braut in gesegnetem Umstand ist, wird sie ins Bürgerrecht aufgenommen gegen Zahlung von 50 Gulden an die Commun und 30 Kreuzern Sporteln ans Königl. Oberamt.

Teuer wurde es für fremde Männer oder Frauen, wenn sie in den Flecken einheiraten wollten. Am Hilarytag 1807 wurde ein alter Brauch im Flecken schriftlich festgehalten. Vogt, Richter und Gemeindegemeindepriester beschloßen, daß in Zukunft, wenn ein junger fremder Bursch „sich sollte in unseren Flecken einheiraten“, muß er als Bürgergeld zum Bürgermeisteramt erlegen 40 Gulden und jedem Bürger 12 Kreuzer, dene Richter wie es bisher gebräuchlich ist, ein Mittagssmahl mit essen und trinken und dene Gemeindepriester zwei Gulden bezahlen.

Ein uraltes und doch immer wieder neues Problem, vom Adam und der Eva, wurde oft beraten, aber bis heute gelang es keinem, es abzustellen. „Wie kann der Schaden in der hiesigen Gemeind wegen denen Unzuchtvergehen gesteuert werden? Was ist zu thun gegen gefallene Mäd-



BILD DER HEIMAT: der Stausee bei Schömberg.

Foto: Gerd Schneider

chen? Der Wirtshausbesuch, der leichtsinnige Umgang beider Geschlechter und die Nachschwärmerei müßen von der Cantzel aus angeprangert werden. Heute werden die beiden schwangeren Mädchen, die Katharine und die Anna Maria vor den Pfarrgemeinderath geladen und ihnen ihr liederliches Leben vorgehalten und sie ernsthaft zur Besserung angemahnt.“ (1858)

„Wegen der Sorge mangels Zucht und Ehrbarkeit und dem daraus entstehenden Einfluß auf Jugendliche (25 Jahre) wurde beschloßen, den Unfug des Wirtshausgeläufes von seiten der ledigen Mädchen besonders zu beschränken. Dem Polizeidiener wird befohlen, alle ledigen Mädchen in denen Wirtshäusern aufzuschreiben und dem Kirchengemeinderath zu melden, damit man sie wieder ermahnen, wieder Zucht und Ehrbarkeit anzunehmen.“ (1869)

Die Bräuche waren streng, und daß sie eingehalten wurden, dafür sorgten schon die Älteren (1898). Das Tragen eines Myrtenkranzes als Hochzeitschmuck des unbescholtenen Mädchens wurde hochgehalten. Versuchte trotzdem ein nicht mehr dazu berechtigtes Mädchen einen Myrtenkranz zu tragen, war die Empörung im Flecken darüber groß, der Myrtenkranz mußte weg. Deflorierte Mädchen wurden deshalb darauf aufmerksam gemacht, daß das Tragen eines Myrtenkranzes für sie durch kirchliches Gesetz verboten ist.

Lehre

Eltern, die ihren Sohn bei einem Handwerksmeister in die Lehre geben wollten, hatten manchmal kein Geld, um das geforderte Lehrgeld zu bezahlen. In der Not wandten sie sich an die Commun, damit ihnen dieses Geld vorgestreckt würde, manchmal wurde der Beutel aber erst auf oberamtlichen Befehl aufgemacht. Der Anna Schlegelin ihr ohnehelicher Sohn soll nun auf oberamtl. Befehl zu einem Handwerk angehalten werden. Schneidermeister Johann Caspar Linder von Ebingen wäre bereit, diesen Buben vier Jahre in die Lehre zu nehmen für 24 Gulden. Nach längerem Zureden gab er sich mit 20 Gulden zufrieden. Zehn Gulden jetzt und zehn Gulden in 1 1/2 Jahren. Diese vorgeschossenen 20 Gulden muß die Mutter oder der Lehrbu bei gegebener Zeit wieder zahlen. (1826)

Pfarrer Dr. Fraas in Stuttgart hat seit einigen Jahren den hiesigen Johs Öhrle unentgeltlich ins Haus aufgenommen. Jetzt ist er aus der Werktagsschule und soll nun ein Handwerk erlernen. Die Mutter des Buben möchte ihn aber zum Betteln und Landstreichen wieder daheim haben. Dr. Fraas bittet deshalb darum, ihm die Vaterpflicht zu übertragen, damit der Bub etwas Ordentliches lernt, was ihm auch vom Gemeinderath zugestanden wurde.“ (1856)

„Johannes Stotz, Schneiders Witwe, bringt beim Gemeinderath vor, daß ihre beiden Söhne kein Handwerk gelernt haben, aber jetzt das Manchester weben anfangen thäten. Sie sei aber nicht in der Lage, zwei Webstühle anzuschaffen und frage nun, ob man ihr zum Kauf von zwei Webstühlen behilflich sei, vom Verdienst werde alles baldigst zurück bezahlt. Mit dem war der Gemeinderath einverstanden.“ (1856)

Beim Schreinermeister Matz in Lautlingen könnte der Peter, 15jährig, das Schreinerhandwerk erlernen. Weil der Schreiner 20 Gulden Lehrgeld verlangt, seine Mutter, die ledige Barbara Haug keines hat, bittet sie die Gemeinde um Vorschuß. Als Faustpfänder wolle sie ihre Kleider und was sie sonst noch habe, hinterlegen. Auf Wiederersatz werden ihr zehn Gulden nach Ablauf der Probezeit und zehn Gulden nach Ende der Lehrzeit gewährt.

Ein Handwerk zu erlernen, ohne dem Handwerksmeister Lehrgeld zu zahlen, war auch möglich. Meister gab es, die kein Lehrgeld nahmen, dafür aber eine über Jahre verlängerte Lehrzeit ausmachten, damit sie für den Aufwand und die Mühe in den ersten Lehrjahren entschädigt wurden.

Quellen:
Befehlsbücher 1760 – 1844
Gerichtsprotokoll 1760 – 1833
Bürgermeister-Rechnung
Gemeindepfleg-Rechnung 1810 – 1900
Schultheißen-Amtsprotokoll 1844
Stiftungs-Rath-Protokoll 1843, 1875, 1879
Heiligen-Pfleg 1828 – 1836
Stiftungs-Pfleg 1848, 1849, 1872/73/76/80/81/82
Pfarr-Gemeinderath 1852 – 1872
Kirchen-Gemeinderath 1889 – 1911
Kirchen-Convent 1871 – 1890
Gemeinderaths-Protokoll 1834 – 1900

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Wolfgang P. Bernhard, Schillerstraße 39,
7247 Sulz a. N.
Anton Grözingen, Schillerstraße 17,
7464 Schömberg
Ingrid Helber, Westerwaldstraße 17,
7460 Balingen-Frommern
Gustav Rieber, Steinbergerstraße 45,
7470 Albstadt-Laufen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 37

31. Mai 1990

Nr. 5

Die Sonnenuhr am Turm der Evangelischen Stadtkirche zu Balingen

von Eugen Gröner, Balingen

Vielleicht ist mancher schon einmal vor dem mächtigen Turm der Balingener Stadtkirche gestanden und hat einen Blick auf die an der Südostseite des Turmes angebrachte Sonnenuhr geworfen. Vielleicht hat er sich auch schon Gedanken darüber gemacht, wie es zu dieser Sonnenuhr gekommen ist und warum sie gerade an diesem Platz, 17 bis 23 Meter über dem Erdboden, angebracht wurde. Ein Stockwerk tiefer hätte die Uhr ebenso gut Platz gehabt. Es dürfte inzwischen allgemein bekannt sein, daß die Sonnenuhr 1760 von dem damaligen Theologiestudenten Philipp Matthäus Hahn, dem später so berühmt gewordenen Onstmettinger Pfarrer und Begründer der feinmechanischen Industrie des heutigen Zollernalbkreises, gefertigt wurde.

Entstehung der Sonnenuhr

Lassen wir darüber Hahn selbst berichten. Er schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „Als ich einstmals wieder in den Ferien zu Hause war (in Onstmettingen, wo sein Vater seit 1756 Pfarrer war), schrieb der Oberamtmann in Balingen an mich, ob ich nicht an ihren Kirchturm eine Sonnenuhr zeichnen wolle. Ich nahm den Auftrag an und fertigte solche in einem Hängegerüst durch Hilfe der mir untergebenen Handlanger an. Als es zum Bezahlen kam, wollte ich mit Wenigem vorliebnehmen, aber auch da sorgte Gott für mich, daß mir 30 Gulden ausbezahlt wurden. So reich war ich noch nie.“

„Über eine andere Vakanz vikarierte ich eine Zeitlang bei dem benachbarten Pfarrer in Pfeffingen, welcher drei Filialen hatte (Zillhausen, Streichen und Burgfelden). Da die Uhren so ungleich gingen, wenn er in diesen Orten ankam, so ließ er mich an jedem Ort eine einfache Sonnenuhr an die Kirche zeichnen, für deren jede er mir einen Gulden gab.“ Um zu ermessen, was die für die Balingener Uhr bezahlten 30 Gulden damals wert waren, müssen wir wissen, daß ein Vikar in jener Zeit ein Jahresgehalt von 25 Gulden hatte.

Auftraggeber war also der Oberamtmann (entspricht dem heutigen Landrat) Gottlieb Friedrich Faber, der im Jahre 1760 das damalige Oberamt Balingen verwaltete. Nun verstehen wir auch, warum die Sonnenuhr gerade in dieser Stelle angebracht werden mußte, nämlich, daß sie der Herr Oberamtmann von seinem Fenster aus sehen konnte. Auch die Größe der Uhr ist damit verständlich, sie nimmt eine ganze Seite der Turmwand ein, ist 4,70 Meter breit und 5,60 Meter hoch. Die Uhr bedeckt also eine Fläche von 26,32 qm, mehr als $\frac{1}{4}$ Ar ...

Beschreibung der Sonnenuhr

Die Balingener Sonnenuhr ist eine sog. „Vertikaluhr“, ihr Zifferblatt steht senkrecht. Bei dieser Art von Uhren muß der Schattenstab genau parallel der Erdachse stehen. Der Schattenstab zeigt also genau nach Süden. Da die Fläche der Sonnenuhr nicht nach Süden, sondern nach Südsüdosten gerichtet ist, sind die Stundenzahlen nicht symmetrisch angebracht, sondern auf der linken Seite stehen sie eng beisammen, auf der rechten Seite dagegen weit auseinander. Dies hat aber den Vorteil, daß schon morgens um fünf Uhr die Zeit abgelesen werden kann, während nachmittags schon um drei Uhr Schluß ist – weil die ganze Fläche später im Schatten steht.

Die Zeit ist viertelstundenweise ablesbar. Für die vollen Stunden sind die römischen Zahlen V – XII und I – III und die dazu gehörenden Pfeile

angebracht, für die halben Stunden Punkte und Striche ohne Pfeil, die Viertelstunden können an einem umlaufenden Band, rot und gelb abgesetzt, abgelesen werden. Der Punkt über dem Zifferblatt, aus dem der Schattenstab austritt, ist zugleich der Punkt, an dem alle Pfeile und Striche zusammenlaufen.

Die Sonnenuhr zeigt die Ortszeit an, nicht die mitteleuropäische Zeit – und schon gar nicht die Sommerzeit.

Geschichte der Sonnenuhr

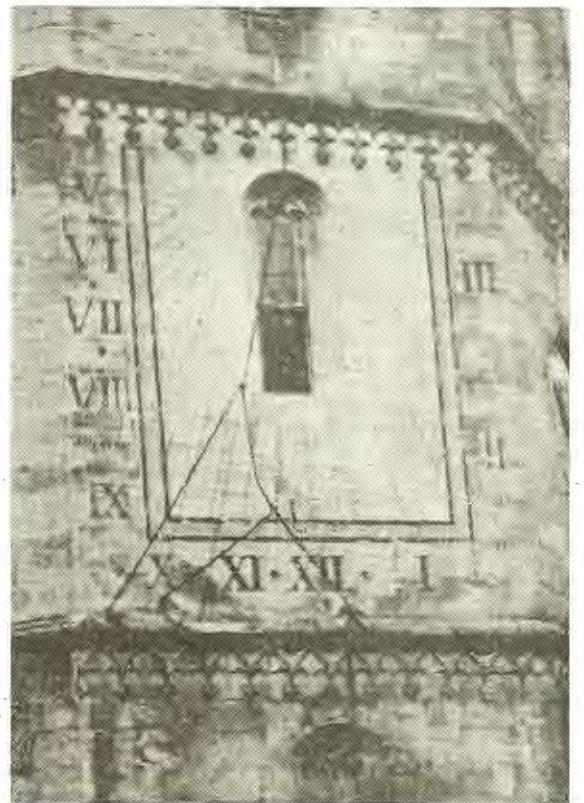
Es ist eigenartig, daß Oberamtmann Faber 1760 einen Theologiestudenten von Onstmettingen mit der Schaffung der Sonnenuhr betraut hat. Wahrscheinlich war ihm zu Ohren gekommen, daß Hahn sich schon in frühester Jugend mit Sonnenuhren befaßt hatte. Lassen wir Hahn wieder selbst berichten:

„Schon im achten Jahr machte ich bei heiterem Sonnenschein Beobachtungen über den Verlauf des Schattens an jedem Nagel im Hause und zeichnete seine Länge und seinen Ort von Stunde zu Stunde. Es verdroß mich aber, daß dieser Schatten in einigen Tagen nicht mehr auf Zeit und Stunden zutreffen wollte. Endlich bekam ich eine Cylinder-Sonnenuhr aus Elfenbein, die ich aber lange nicht verstehen konnte, so mannigfaltige Proben ich auch damit anstellte; auch mein Vater konnte mir nicht die geringste Erklärung geben. In der Folge fand ich in seiner Bibliothek eine Himmelskugel samt einer Beschreibung, die mich lange Zeit ergötzte. Aus ihr lernte ich in meinem 10. Jahr etliche Sternbilder am Himmel zu erkennen und den Lauf der Sonne durch die zwölf himmlischen Zeichen verstehen.“

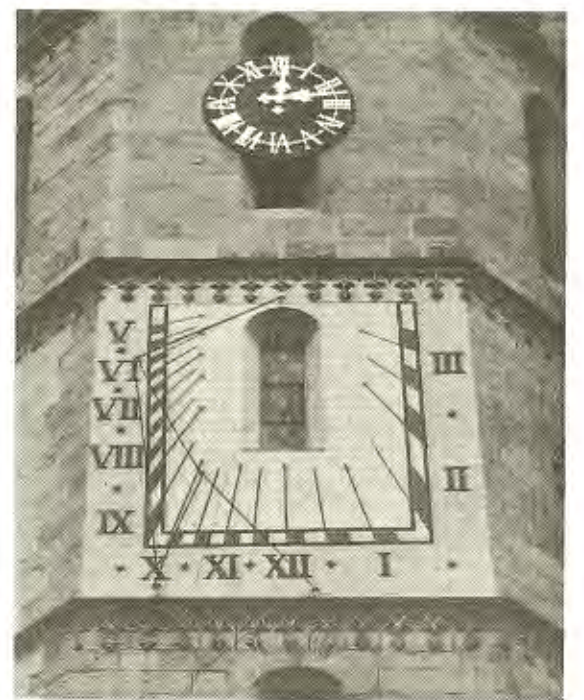
Ich zog die Karte auf Pappendeckel, lernte solche auf gegenwärtige Zeit des ungefähren Aufgangs der Fixsterne finden. Im 13. Jahre bekam ich ein kleines Sonnenuhrtraktätchen von einem Konstabler in Eßlingen, der verschiedene Sonnenuhren machte, zu Gesicht. Ich entlehnte solches und schrieb zu Hause mit Freunden Tag und Nacht daran ab, auch machte ich die Risse nach, ohne sie zu verstehen. Nach und nach kam ich zur Einsicht und machte Sonnenuhren.“

Über das Schicksal der Sonnenuhr im 18. und 19. Jahrhundert ist so gut wie nichts bekannt. Man kann nur vermuten, daß sie bei dem großen Stadtbrand des Jahres 1809, bei dem rings um die Kirche alles zerstört wurde, nicht unbeschädigt blieb.

Bei der großen Außen- und Innenrenovierung 1913/14 erhielt auch die Sonnenuhr einen neuen Anstrich. Es fand sich eine Inschrift: „Renoviert



Die Balingener Sonnenuhr am Turm der Stadtkirche: vor der Restaurierung von 1963.



1963 wurde die Sonnenuhr restauriert, ein bleiverglastes Mittelfenster eingesetzt. 1982–1984 wurde der ganze Turm restauriert und gefestigt. Bild nach Abschluß der Renovierungsarbeiten.

Ebinger Übernamen im 19. Jahrhundert

Von Gerhard Lauth, Albstadt

In unseren heutigen Adreßbüchern findet man sämtliche Einwohner des betreffenden Ortes alphabetisch aufgelistet mit Familiennamen, Vornamen, Beruf und Wohnung. Das erste Ebinger Adreßbuch, 1889 handschriftlich erstellt von Kaufmann und Stammbaummaler Carl Beck dagegen nennt nur die volljährigen Männer und die (wenigen) alleinstehenden Frauen und Witwen. Dem aufmerksamen Betrachter fallen dabei einige häufige Familiennamen auf, wie Beck, Binder, Krimmel, Landenberger oder Rieber.

Bei etwa 1400 Eintragungen sind es allein 75 Träger des Namens Beck, und davon heißen 23 Johannes mit Vornamen! Man kann sich leicht vorstellen, daß der Volksmund deshalb für die einzelnen Personen Bei- und Zunamen, oder auch Über- und Spitznamen prägte, die zum Teil für das ganze Geschlecht galten. Für die Entstehung dieser Beinamen gab es die verschiedensten Anknüpfungspunkte, so zum Beispiel:

Beruf – Färberhannesle, Versenker
Herkommen – Burgfelder Hansjörgle, Stokkahauser
Wohnung – Gänglemetzger, Bühlschultes
Gestalt – Dickebua, Herkules
Redensarten – Siehdifür, Meisail
Eigenschaften – Profitbäuerle, Prozentschuster
Ungeschick – Tapp in d'Schüssel, Ulmerspatz

und andere mehr.

Bei einer Vielzahl dieser Übernamen läßt sich die Herkunft heute nicht mehr klären, ebenso ist in manchen Fällen der Familienname unbekannt. Der kundige Leser vermag im einen oder anderen Fall vielleicht eine Lösung aufzuzeigen.

In seiner „Chronik von Ebinger II-ter Teil und erstes Adreßbuch von 1889“ hat uns Carl Beck hinterlassen:

„Beinamen, Zunamen, Übernamen und Spitznamen von alten Ebinger Bürgern, Persönlichkeiten und Geschlechtern vom Jahr 1800 bis 1900 in Ebinger Mundart.“

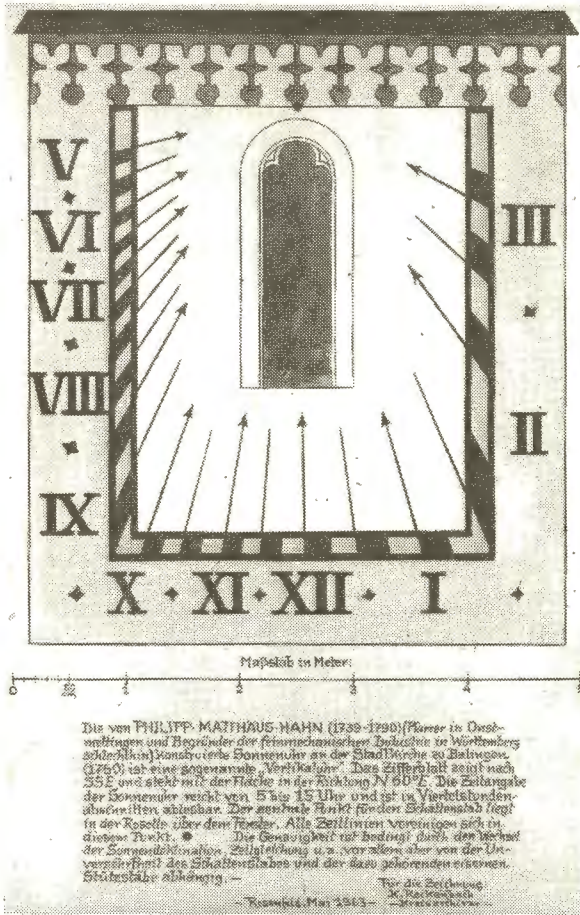
Die mundartliche Schreibweise wurde originalgetreu übernommen, ebenso die alphabetische Reihenfolge, die allerdings, wohl durch spontane Einfälle, sowie durch nachträgliche Ergänzungen gelegentlich von der Regel abweicht.

Es existiert noch eine beträchtliche Zahl hier nicht erwähnter Ebinger Übernamen, die entweder dem Verfasser unbekannt waren, oder – wahrscheinlicher – späteren Ursprungs sind.

Hier nun ein Auszug aus Beinamen, Zunamen, Übernamen und Spitznamen von alten Ebinger Bürgern, Persönlichkeiten und Geschlechtern vom Jahr 1800 bis 1900 in Ebinger Mundart.

Ähräth	Frank
Alt-Ottle	Ott Jakob
Alt-Seizle	Totengräber Seiz
Allaweil	Kirchner
Amerikanker-Engel	Engel
Ännehs	Maag
Äpfelmartha	Daiber
Apostele	Rieber Jakob
Annabobbenzusel	
Adett	Kaufmann
Babalz	Binder
Bahnmarkles-Friederle	
Balinger-Marie	Wolfer
Barchetblätz	Beck
Barometermacher	Hoch Adam
Bärbabeißer	Zizmann
Bätschen-Adam	Rieber
Batterie	
Bäs	Binder
Bartlemina	Binder-Beck
Becka-Frieder	
Becka-Philipp	Beck
Beerevetterle	
Bell	Schäuffele-Wörnle
Bernhardafriederle	Landenberger
Bettsaicher	Beck
Betzadapp	
Bibbelehans	Rieber
Bierabrater	Rehfuß
Binder-Ammei	Binder-Beck
Binders Friederle	Fabrikant J. F. Binder

Bicher	Beck
Blesslegerber	Haux
Bliere	Musikanten-Streich
Blindbua	Groz
Blotterhaf	Binder
Blotterhansle	Binder
Blotter-Adam	Binder
Blüschin-Agath	
Blusa-Fritz	Streich
Bockzimmermändle	
Bodenmaurer	
Bobohle	Schuhmacher Beck
Bockerle	Rominger
Bocksneider	Rominger
Boxel-Amei	Krimmel
Boxel-Beck	Krimmel
Bruck-Beck	Kaufmann
Bruck-Landenberger	
Brui-Daiber	Bierbrauer
Broatschuah	
Bubell	
Bulla-Frieder	Orgeltreter Maurer
Butelle-Johann	Beck
Büffelocho	Beck
Bühlschultes	Keppler
Burgermasters-Daneel	Beck
Buchbinder Jakobe	Friederle
Burgfelder Hansjörgle	Eppler
Charfreitiggucker	Groz
Danbeck	Gottlieb Ott
Daubadreck	Kaufmann auf d. Schütte
Dampfschulmeister	Streich
Danele	Maag
Daneela Hanskasper	Beck
Daumaule	Daiber
Daved	auf der Schmeihe
Dicka-Kasper	Rümmelin
Dick-Göbel	
Dohla-Christinle	Doberer
Dohla-Hans	Hoch
Doppelhoak	Rehfuß
Drecket-Becke	Conzelmann
Drille	Daiber
Dumma-Bua	Groz
Dampfgerber	Wohnhas
Eckmetzger	Rieber
Ebenerda	Ebner Jakob
Einst und Jetzt	Ludwig Allgaier
Elaus	Hummel Stadtrat
Elias	
Elisle	Stierle
Elisle-Hans	Stierle
Elisa-Balthas	Stierle
Eisabeißa Ameile	auf der Schmeihe
Engele Gottlieb	Bankkassier
Engele Hammarth	Fuhrmann
Entagreifer	Krimmel
Eßlinger Riekele	Daiber
Eschinger	Bühler
Esselfrieder	Binder
Ev	Binder
Färber-Balthas	Schmid
Färber Daneel	Engel
Färber Hannesle	Beck
Färber Jakoble	Beck
Färber Ludwig	Wohnhas
Felsa-Kasper	Maute
Ferdinande	Wolfer
Frachtweber	Maag
Friedrichle	Krimmel
Futtle	Rieber
Färbhausgerber	Wohnhas
Fabrik Haux	rote Haux
Fuchs Jakoble	Fuß
Gaißbua	Schick
Gaißenrechts	Keppler
Gägele	Engel
Gängele	Metzger Rieber
Gnörgelbua	Uhrenrichter
Geldkasper	Maute



Wilhelm Beck, Malermeister, Balingen 1913.“ Beck war der Großvater des Malermeisters Walter Beck in der Wilhelm-Kraut-Straße.

1960, als die Sonnenuhr 200 Jahre alt war, befand sie sich in einem jammerwürdigen Zustand. Sie war völlig verblaßt, die Pfeile und Striche kaum noch sichtbar, das Mittelfenster, ein gewöhnliches Holzfenster, war zerbrochen. Ich habe damals in einem Zeitungsartikel auf die Dringlichkeit einer Renovierung hingewiesen, aber erst 1963, als die Zifferblätter der Turmuhr erneuert wurden, ging man auch an die Renovierung der Sonnenuhr. Umfangreiche Vorarbeiten waren dazu nötig. Für eine originale und maßgetreue Wiederherstellung mußten genaue Anhaltspunkte vorhanden sein.

Kurt Rockenbach, der damalige Kreisarchivar, fertigte eine genaue Zeichnung im Maßstab 1:20, nach der die Renovierung vorgenommen werden konnte. Alle Punkte im Mauerwerk, die für eine genaue Wiedergabe von Punkten, Linien und Ziffern nötig waren, wurden mit rostfreien Stahlstiften markiert. Trotz dieser Maßnahme, die der Nachwelt spätere Renovierungen erleichtern sollten, wurde bei der großen Turmrenovierung 1983/84 eine der Stützstäbe falsch eingesetzt, so daß auch der Schattenstab nicht mehr ganz genau sitzt.

Bei der Untersuchung über die Art des Putzes, des Malgrundes und der verwendeten Farben stellte sich heraus, daß die Sonnenuhr ursprünglich bemalt war. Zwischen den gotischen Maßwerkrosetten zeigten sich unter dem zarten Schlammgrund ein dunkelblauer Himmel, weiter unten die Reste eines feurig roten Farbtones. Da die Farbreste sehr kümmerlich waren, konnte die Bemalung nicht mehr gerettet werden, die Sonnenuhr wurde dann so wiederhergestellt, wie wir sie heute sehen. Die farbliche Seite der Renovierung lag in den Händen des Malergeschäfts Stegmaier, dessen Meister Saueressig seit intensiv für die richtige Gestaltung einsetzte.

Das Mittelfenster der Sonnenuhr wurde 1963 ebenfalls erneuert, es erhielt ein bleiverglastes Fenster von der Firma Derix in Rottweil.

So hat man in Balingen – zwar nicht mehr in der ursprünglichen Bemalung, aber sonst originalgetreu wiederhergestellt – noch eine Erinnerung an den großen „Mechanikerpfarrer“ Philipp Matthäus Hahn, den Begründer der feinmechanischen Industrie des Zollernalbkreises.



*Fuhrmann Beck
d'r Mondenschein s' Mauseheile*



*Amtsdienner Binder
d'r Leizentälespfaff*



*Mühlenmacher Binder
d'r Plotterhaf, soñtags*

Gersta-Fritz	Hipp
Gigeck-Gisgadi	Polizei Gern
Glaser Hammarth	Engel
Glaser-Kaspar	Engel
Glaser-Frieder	Engel
Glocka	Maute
Glocka-Hans	Maute
Gogga-Käther	Stierle
Gogga-Weber	Stierle
Goagel-Metzger	Engel
Gottleab	Krimmel
Gräfle	Stierle
Grofaküfer	Stierle
Grüngalle	
Grüngalles Frieder	
Grulagerber	
Graislamädle	Groz
Gsellabua	
Gutterle	Rehfuß
Gäulekrämer	
Häbsle	
Häfnerklein	Gern
Hambobel	Frei
Hamfrieder	Wehinger
Hamburger	Wohnhas
Halbgraucht	Groz
Hammarthe	Wohnhas
Hammelmärtele	Rehfuß
Hammichele	Streich
Hannahle	Kaufmann
Hannahle-Dasper	Kaufmann
Hannehafner	Spanagel
Hasafanger	Wolfer
Häuble-Geiger	Geiger
Hannuschele	Schuhmacher Beck
Hannockele	Landenberger
Hansbäste	Weinheimer
Hans im Markt	Maag
Hans-Jörgle	Armbruster
Hasenbalthesle	Binder
Hauba Zusanna	Krimmel
Hausanbrenner	Weinheimer
Hauzigschuah	
Hebämmle	Schreiner
Heda	Krimmel
Helletag	Rieber
Helferle	Bilfinger
Herzensfreund	Wolfer
Herrehans	Kaufmann
Hebamm-Madele	Keller
Hansgurgel	Haux
Heinerle-Philipp	Beck
Hierother	Krimmel
Hinterlader	Sauter
Hiöle	Fuhrmann Beck
Hirthle	in der Burg
Hirschhörnle	Brunnenmeister
Hoalig-Hansmarthe	Binder
Hölzleagath	Haux

Hofbauer	Lessing
Hofroth	Grotz im Markt
Hollandtante	Kaufmann
Hudeleweber	Danhamer
Humuthle	Wohnhas
Hundsbäck	Maag
Hutheimer	Rominger
Hutzla-Hannesle	
Husäre	Spitalmaurer
Jesusbäck	Weinheimer
Johannele	Streich
Jörg-Frieder	Landenberger
Jörg-Philipp	Rieber
Jörgele	Müller
Johann-Ädame	Krimmel
Instrumentenmacher	Beck
Imama	Daiber jung
Imamändle	Daiber alt
Isäkle	Landenberger
Kaffeebohnaspalter	Landenberger
Kalmuck	Hoch
Kappelau	Keller
Kappeleine	
Karl-Ludwig	Binder
Käsman	Maute
Käspen-Rösle	Koch
Käthle	Binder
Kastenknecht	Beck
Katzawädele	Müller
Katzabaiger	Daiber
Kaufmändle	Kaufmann
Kellerküfer	
Kellermädles-Hanskasper	
Kemmlerschneider	
Kirchenwirt	Geiger
Kizele Gerber	
Klöpfhaf	Spanagel
Knapper	Krimmel
Kölner	Krimmel
Käzlemacher	
Kasperbärbel	
Kuhbeckle	
Krumme-Amei	
Kirchenmelcher	
Krabbenzacher	
Krachhans	Rieber
Lahm-Madele	
Lammshuhmacher	Beck
Lederstreich	
Leisabauer	v. Straßberg
Leizetälespfaff	Binder
Lehhäfner	
Letschle	
Lisebas	
Lorchebäck	Landenberger
Löwenmaute	
Lugamatheis	
Madel	
Madelee	Beck

Mauseheile	Beck
Mäuseweber	
Meiah	Schmid
Martle-Agath	
Mandle	
Melcher-Kuah	
Meisail	Wehinger
Mehlbalure	Rümmelin
Mehlsack	
Melcherle	Stierle
Menne-Johannesle	Beck
Metzgerbua	Rieber
Metzler-Gottfried	Keller
Michelbua	
Milchbauch	Weinheimer
Missionskäther	
Mölle	Bauer
Mohrlehans	
Muckenschnapper	
Muckle	
Mühle-Andreas	Weinheimer
Mullegerber	Krimmel
Muhrama'	
Nagelbomber	
Napoleon	Beck
Narren-Ebner	
Närrsch-Bärbel	
Näsler-Adam	
Nikola	Fritz
Nussabatist	
Ochsastupfer	Haux
Ölbäckle	Rieber
Ölkäspen	Rieber
Ölmüller-Jakob	
Olgeschreiner	Beck
Ottle-Wilhelm	
Pfaffakäther	
Pfäffle	
Pfiznei's-Dorle	
Philippheiner	
Plüschle	
Postbäs	
Postgottlieb	
Posthannsles Sophie	
Postlouis	Brecht
Postsattler	Schmid
Prozent-Schuster	Engel
Raitale-Hammarth	
Randantel	
Rattakarle	
Raot-Geiger	
Riebeke	
Roa-Häfner	
Rote-Geiger	
Rot-Lisele	Groz
Rotliseses Ludwig	Groz
Rölle-Hammarth	
Rümmeles Lisabeth	

(Schluß folgt)

Das Kriegsende 1945 in Südwestdeutschland

1. Teil – Von Rudolf Töpfer

In den letzten Jahren sind vom Verfasser in den „Heimatkundliche Blätter Balingen“ zahlreiche postgeschichtliche Abhandlungen erschienen, denen jeweils auch heimatkundliche Bezüge zugrunde lagen. Dabei hat sich gezeigt, daß zum Beispiel über den großen Balingen Stadtbrand von 1809 erst 55 Jahre später im „Amts- und Intelligenzblatt für den Oberamtsbezirk Balingen“ ein ausführlicher Bericht veröffentlicht worden ist – weil, wie es hieß, damals nur noch wenige Augenzeugen lebten und die näheren Umstände dieser verhängnisvollen Katastrophe noch überschaubar waren, aber wohl bald der Vergessenheit anheimfallen würden. Wenn eine Stadt wie Balingen nach Blitzschlag weitgehend niederbrennt und jeder um Leben, Eigentum und Zukunft bangen mußte, wer wohl hätte bereits in den ersten Jahren nach dieser Brandkatastrophe sachlich-fundiert darüber berichten können?

Ähnlich verhält es sich bezüglich des Kriegsendes 1945 in unserem Raum. Seither sind 45 Jahre vergangen. Nach und nach kam entsprechendes Material zusammen, das nun geordnet dargelegt werden soll. Gewiß passen Kriegsdarstellungen nicht mehr so recht in unsere Zeit, da auf schrittweise Abrüstung gehofft werden kann. Andererseits können Schilderungen derart schrecklicher Ereignisse zusätzlich zu ernsthaften Abrüstungsbemühungen mahnen. Zudem haben diese Vorgänge ebenfalls postgeschichtliche Aspekte. Die Postämter und sonstigen Postdienststellen mußten nämlich damals Zug um Zug vor den vorrückenden alliierten Truppen zurückweichen. Auf diese Weise kamen die Deutsche Feldpost und die Deutsche Reichspost gegen Kriegsende immer mehr zum Erliegen. Zudem wurde jeder Postverkehr von den einmarschierenden alliierten Truppen zunächst generell untersagt.

Doch wenden wir uns nun dem Kriegsende 1945 in Südwestdeutschland zu:

a) Allgemeine Lage

Nach mehr als fünf Jahren Krieg hatten die Alliierten im Januar 1945 die Grenzen des Deutschen Reiches überschritten. Nun wurde das von Bomben zerstörte Heimatgebiet zum Kriegsgebiet. Die Bevölkerung geriet in die Schlacht. – Während die Kampfhandlungen für die Alliierten zum unerläßlichen Abschluß des Krieges führen mußten, also zur endgültigen Niederwerfung der Wehrmacht und des NS-Regimes als dem eigentlichen Kriegszweck, wurden die Kampfhandlungen von den verbliebenen deutschen Truppen meist nur noch mit halber Kraft geführt. Erschöpfung, Materialmangel und das Gefühl der Aussichtslosigkeit weiteren Kampfes kennzeichneten die letzten Operationen.

In der Schlußphase des Zweiten Weltkriegs in Europa ist das Deutsche Reich durch die Westalliierten und die Sowjetunion restlos besetzt worden. Im Zusammenhang mit dem Thema interessiert vor allem der Verlauf der Kämpfe in Südwestdeutschland, an denen sich auch französische Truppen beteiligten. Sie haben sich dadurch künftige Besatzungszonen in Deutschland und Österreich erstritten, deren Abgrenzung man unmittelbar aus der militärischen Besetzung ableiten kann. Für die Amerikaner waren die Kämpfe in Südwestdeutschland von untergeordneter Bedeutung; für die Franzosen hingegen sind Baden und Württemberg einziger und damit Hauptkriegsschauplatz gewesen.

Da die Stadt Balingen, wie sich ergeben hat, in die Französische Besatzungszone zu liegen kam, sollen zunächst in großen Zügen die damaligen Verhältnisse in Südwestdeutschland geschildert werden. Wer kann sich schon heute noch zuverlässig erinnern?

Aus Berichten süddeutscher Behörden ging hervor, daß die Bevölkerung befürchtete, der Krieg könne für Deutschland „ungünstig enden“. Die Stimmung sei unverändert ernst und gedrückt. In vielen Familien fehlten die Väter und die Söhne; sie waren eingezogen, verwundet, in Gefangenschaft geraten, vermißt oder gefallen. Die Hauptlast des täglichen Lebens hatten die Frauen zu tragen; auch von ihnen waren viele dienstverpflichtet.

Aus Furcht vor Strafe wurde im allgemeinen wenig über die Kriegslage gesprochen. Man lebe in steter Angst vor Bomben- und Tieffliegerangriffen. Nur Schlechtwetter mit tief hängenden Wolken ermögliche einen bescheidenden Stra-

ßenverkehr. Auch die allgemeinen Lebensumstände hatten sich regional unterschiedlich verschlechtert. Die Lebensmittelrationen waren ständig herabgesetzt worden. Auf die Bauern kam eine Massenbettelei zu. Brennmaterial besorgte man sich im Walde. Flüchtlinge und Evakuierte belasteten zusätzlich. Tauschanzeigen in den Zeitungen ließen erkennen, daß es einfach an allem fehlte.

Ein Elend anderer Art war das der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen. Auch diese hatten gemerkt, daß der Krieg in seine Schlußphase getreten war. Von ihnen konnten problematische Entwicklungen ausgehen. Im Gebiet des jetzigen Zollernalbkreises hat es damals Zivilarbeiter aus dem Osten, Femdarbeiter und Zwangsarbeiter sowie alliierte Kriegsgefangene gegeben. Ein Problem besonderer Art war, daß man, als gegen Ende des Krieges in Deutschland der Treibstoff für Panzer und Flugzeuge knapp wurde, aus dem ölhaltigen Posidonierschiefer des Albvorlandes Schieferöl zu gewinnen versuchte, das letzten Endes zu Benzin weiterverarbeitet werden sollte. Dazu wurden hier ab Ausgangs 1943 nach und nach an 10 Plätzen Ölschiefer-Schmelzwerke errichtet und in fensterlosen Güterwagen aus dem Konzentrationslager Natzweiler-Struthhof im Elsaß eigens KZ-Häftlinge abtransportiert, um, gegen Bezahlung an das genannte UZ-Lager, diese schwere Arbeit zu verrichten. Das ganze Unternehmen erhielt den Tarnnamen „Wüste“. Bis Kriegsende konnten jedoch nur vier der zehn Werke einen provisorischen Betrieb aufnehmen.

Neben den KZ-Häftlingen, die in insgesamt 7 Arbeitslagern als sogenannte Außenkommandos dieses KZ-Lagers primitiv hausten, waren auch Kriegsgefangene, ausländische Fremdarbeiter und einheimische Arbeitskräfte eingesetzt. Die KZ-Häftlinge wurden schlecht gepflegt, unzureichend bekleidet und menschenunwürdig behandelt. Es müssen schier unbeschreiblich schlechte Zustände geherrscht haben. Infolge harter Arbeit, Krankheiten, Seuchen usw. sind KZ-Häftlinge in großer Zahl umgekommen. Heute gibt es hier mehrere KZ-Ehrenfriedhöfe, so bei Schömburg/Schörzingen, Bisingen und Dautmergen/Dormettingen. Allein in Bisingen liegen 1158 Tote, in Schömburg sind es 1777 und in Dautmergen/Dormettingen mehr als 2000. Dabei sagen diese Zahlen nicht alles aus, weil Todkranke und Sterbende noch vor ihrem Ableben weiterverschickt wurden.

Bei Zepfenhahn lag eine solche Arbeitsstätte, deren Ruinen man nach Kriegsende von einem Wald, dem Eckerwald, überwachsen ließ. Eine Initiative „Gedenkstätte Eckerwald“ hat seit Mitte 1987 daran gearbeitet, das Dickicht zu roden und längs dieser ehemaligen Arbeitsstätte einen Gedenkpfad anzulegen, damit die Nachwelt dieses dunkle Kapitel der deutschen Geschichte nie vergißt.

Als sich das Kriegsende abzeichnete, wurden Mitte April 1945 die Lager geräumt und die KZ-Häftlinge in Richtung Dachau abtransportiert. Andererseits kamen in dem Durcheinander jener Tage noch etwa eintausend Häftlinge in Dormettingen neu an, die aus verständlichen Rachegefühlen ihrerseits ein Internierungslager mit Hunderten von Häftlingen einrichteten und nun diese quälten. Erst im Herbst 1946, nach Auflösung der sogenannten Ausländerlager, wurden die Verhältnisse wieder ruhiger.

Ab 1933 gab es auf dem Truppenübungsplatz Heuberg bei Stetten am kalten Markt ein NS-



Im Eckerwald bei Schömburg/Schörzingen ist 1989 als Mahnmal die überlebensgroße Bronzefigur eines knienden Häftlings aufgestellt worden, die vom Rottweiler Bildhauer Siegfried Haas geschaffen wurde. Sie stellt eindrucksvoll einen gefolterten und geschundenen Menschen dar.

Schutzhaftlager (KZ), das neun Monate bestanden hat und in dem die Nazis z. B. den späteren SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher, den früheren Landtagspräsidenten Albert Pflüger, den ehemaligen Landtagsabgeordneten Karl Ruggaber, den späteren Oberbürgermeister Oskar Kalbfell und andere festhielten. Dort, bei der Dreitrittenkapelle auf dem Heuberg, ist 1983 ebenfalls ein Mahnmal errichtet worden. Es zeigt von Stacheldraht umgebene Arme, die sich nach Freiheit strecken.

Auch die Brigade 999 bedarf hier der Erwähnung. Als nämlich die Wehrmacht nach dem großen Sterben im Osten „weiteres Menschenmaterial“ brauchte, ordnete das Oberkommando der Wehrmacht am 2. Oktober 1942 die Aufstellung der ersten Einheit „aus ehemaligen Wehr-unwürdigen“ an, eben der Brigade 999. Standort der 999 er war zunächst der Truppenübungsplatz bei Stetten am kalten Markt, wo es, wie man sagt, Dreivierteljahr Winter und Einvierteljahr kalt ist. Die Verpflegung war miserabel, der Drill unerträglich und die Vorgesetzten ließen ihren Aggressionen freien Lauf. Insgesamt knapp 30 000 Mann nun „bedingt würdige“, die sich im Kampf bewähren sollten, gehörten diesen Bewährungsbataillonen an, die in der Landessprache „Strafbataillone“ hießen und fast alle die Nummer 999 trugen.

Damals sind hier 39 Strafsoldaten wegen geringer Vergehen erschossen worden. An sie und andere Kriegsoffer 1939 – 1945 erinnert auf dem Soldatenfriedhof des Truppenübungsplatzes Heuberg ein Gedenkstein. In unmittelbarer Nachbarschaft liegt der sogenannte Russenfriedhof aus dem 1. Weltkrieg. – Auch in dieser Gegend hat es Mitte Mai 1945 seitens ehemaliger Kriegsgefangener Plünderungen und Schlimmeres gegeben.

Die Verfasser:

Eugen Gröner
Hofmannstraße 6, 7460 Balingen
Gerhard Lauth
Mehlbaumstraße 46, 7470 Albstadt
Rudolf Töpfer
Stingstraße 47, 7460 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7818.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 37

30. Juni 1990

Nr. 6

Gesucht: Riedern bei Schwenningen/Hbg.

Überlegungen zur Lage und Besitzgeschichte eines abgegangenen Ortes an Hand urkundlicher Nennungen und älterer Karten – von Heinrich Stopper, Meßstetten

Erste urkundliche Nachricht von Riedern

Königs- und Kaiserurkunden haben es an sich, daß ihnen in der Geschichtsforschung breite Beachtung zuteil wird, besonders dann, wenn sie einer an schriftlichen Quellen armen Epoche entstammen. Ebenso nachhaltig wie wissenschaftlich ausführlich diskutieren nahmhafte Forscher¹⁾ die nachstehende, in Auszügen wiedergegebene Urkunde:

1005 X.1. Unter diesem Datum verlegt König Heinrich II. das bisher auf der Bergfeste Hohentwiel gelegene und St. Georg geweihte Kloster nach Stein am Rhein. Das neugegründete Kloster wird dem Bistum Bamberg unterstellt und reichlich mit Besitz ausgestattet. Die Güterschenkungsliste für das Kloster Stein am Rhein umfaßt 14 Orte: Arlen, Etwihl, Hilzingen, Nagold, Epfendorf, Fischingen, Oberiflingen, Effringen, Rotfelden, Sindelstetten, Heinstetten (oder Kreenheinstetten?), Riedern, Schwenningen und Straßberg.²⁾

Obwohl die Urkunde als eine Fälschung des 12. Jahrhunderts erkannt wurde, wird an ihrer Aussage hinsichtlich der dargestellten Güterübertragung nicht gezweifelt. Man glaubt dabei an eine echte Vorgängerkarte.

Zuerst hat JÄNICHEN für das in der Urkunde genannte „Hoensteta“ das heutige Heinstetten im Zollernalbkreis vorgeschlagen.³⁾ DECKER-HAUFF weist dann das urkundliche „Burg“ als Straßberg nach und schließt daraus, daß mit „Suaninga“ eigentlich nur das in der Nähe liegende Schwenningen (Kreis Sigmaringen) gemeint sein kann. Schließlich vermutet er „Riedern“ 14 km schmiechaaufwärts von Straßberg in der Rietmühle südlich von Onstmettingen. Der 1450 schon abgegangene Weiler Rietmühle scheint eine eigene Gemarkung besessen zu haben, die später zur Onstmettinger Gemarkung dazugeschlagen wurde.⁴⁾ Zu einer genaueren, weil urkundlich belegten Lokalisation von Riedern gelangt schließlich KRAUS, indem er auf das im Schaffhauser Staatsarchiv aufbewahrte Steiner Cartular des 15. Jahrh. hinweist.⁵⁾ Hier wird Riedern in engen Zusammenhang mit der Feste Werenwag und Schwenningen gebracht. Für das Jahr 1416 findet sich im Cartular die folgende, interessante Mitteilung, die es wert scheint, ausführlich wiedergegeben zu werden:

1416. „Das ist ain brief von den aigen lüt und guetern ze Schwenningen.“

Ritter Heinrich von Hoerningen und seine Frau Maetzy von Rischbach bekennen: Es bestanden Spann, Stöße und Mißhellung mit dem Abt Johannes und Konvent des Kl. Stein betr. der Vogtei wegen der Feste Werenwag, die der gen. Ritter innehat und der darin gehörigen Eigenleute und Güter des Gotteshauses Stein zu Schwenningen und anderswo. Es wird friedlich geschlichtet: Klösterliche Eigenleute in obiger Vogtei sollen vom Vogt von der Flucht abgehalten und alle Nutzungen gemeinsam geteilt werden. Der Abt darf seinen Eigenleuten nicht er-

lauben, aus der gen. Vogtei zu ziehen ohne Zustimmung des Vogts. Solche dürfen auch nur mit beiderseitiger Zustimmung sich „zusammen gefründen“, wie bisher. Wenn einer sein Kind mitberaten (verheiraten) will, falls es zu Tagen gekommen ist, soll er ihm gebieten, daß es in der „Genossami“ bleibe. Die Gotteshausleute werden vom Kloster sowohl, als auch vom Vogt aufzeichnet und das Verzeichnis ausgetauscht.

Wenn von auswärts solche Gotteshausleute zuziehen, haben sie dem Kloster beim Tod den Fall und das „Geläß“ zu geben, ohne Einrede des Vogts. Sie müssen alle in der Vogtei Werenwag dem Vogt gehorchen und gegenwärtig sein mit Vogtrecht, Steuer und Diensten wie bisher, sowie dem Kloster jährlich ein Fastnachtshuhn liefern, wie auch dem Vogt. Von dem Hofe zu Riedern, der dem Kloster gehört, sollte der Vogt jährlich 4 ß hlr und gewöhnliche Dienste erhalten, die aber lange ausstanden, da der Hof wüst lag. Diese rückständigen Abgaben werden anmit niedergeschlagen. Dafür hat das Kloster diesen Hof jetzt um jährlich 1 Mlt Vesen und 2 Mlt Haber dem genannten Vogt geliehen und während der Leihe sollen sie und der Hof dem Vogt keine Vogtsteuer oder Dienste schuldig sein.

Falls die Feste Werenwag als Pfand von der Herrschaft Österreich gelöst wird, soll der Hof Riedern mit Zubehör dem Kloster wieder anheimfallen. Etwaige Streitfragen werden die Ritter Hans von Stuben und Heinrich von Randegg zu Stoffeln schlichten. Heinrich von Hoerningen und seine Frau Mätzy siegeln und dazu noch Konrad von Rischach zu Gaienhofen. Zeugen sind Propst Friedrich vom Kloster Öhningen, Ritter Hans von Stuben, Heinrich von Randegg zu Stoffeln, Herr Heinrich von Ah, Konventherr zu Öhningen, Herr Hans Beringer, Chorherr zu Schienen, Walther von Aspasingen, Schultheiß der Stadt Stein, Galcatz ein Bürger daselbst zu Stein.“

Der enge Zusammenhang zwischen Riedern und Schwenningen kommt in der vorliegenden Urkunde deutlich zum Ausdruck. Es ist deshalb konsequent, wenn KRAUS den abgegangenen Hof auf Schwenninger Gemarkung sucht. In Ermangelung eines wörtlichen „Riedern“ begnügt er sich mit der Flur „im Ried“. Diese findet sich links der Straße von Schwenningen nach Stetten a. k. M., etwa dort, wo die Zubringerstraße zum Truppenübungsplatz abzweigt. Spuren, die auf eine ehemalige Siedlung „im Ried“ hinweisen könnten, sind nicht erkennbar.

Vielleicht hat sich darum KRAUS selbst in Schwenningen um mündliche Zeugnisse umgesehen. Dabei wurde er tatsächlich fündig, bestätigt doch ihm gegenüber am 21. 5. 1953 ein Schwenninger Bürger, daß sein Vater ihm öfters von einem Hof im Ried erzählt habe.⁶⁾ Leider läßt sich diese Aussage nicht durch älteres Kartenwerk stützen. Im Übersichtsplan für die Gemarkung Schwenningen und den Arbeitsplänen hierzu, gefertigt etwa um 1870⁷⁾ findet sich keine Spur auf einen Hof im Ried, wogegen der dem

Ried benachbarte, um 1830 bezeugte „Horenhof“⁸⁾ kartiert ist. Das läßt zumindest Raum für die Vermutung, ob der Horenhof und das abgegangene Riedern etwa identisch sind.

Auffallend am nördlichen Gemarkungsteil von Schwenningen ist einiges. Von der Schwenninger Kirche bis zum nördlichsten Zipfel der Gemarkung, dem heute weit im Truppenübungsplatz liegenden „Streitwäldle“, sind es gute 5 km. Es ist kaum vorstellbar, daß das dortige „obere Seetal“ von Schwenningen aus erschlossen und landwirtschaftlich genutzt wurde. Denkbar wäre, daß im Bereich der ausgedehnten nördlichen Schwenninger Gemarkung einst eine eigene Gemarkung bestand, die später in der Schwenninger Gemarkung aufging. JÄNICHEN zeigt an einigen Beispielen, wie durch Wüstungsvorgänge sich lebensunfähige Siedlungen mit angrenzenden Gemarkungsflächen vereinigten.⁹⁾

Eine Wüstung besitzt auch die Gemarkung im Norden Schwenningens. Dort, wo die Straße nach Heinstetten die „Enge“ verläßt, biegt nach rechts, genau in nördlicher Richtung der alte Ebinger Weg ab. Rechter Hand davon haben wir die „Wüste“. Der Name der Wüstung ist wie die Siedlung selbst abgegangen. Dagegen hat sich ganz in der Nähe um den verlassenen Horenhof ein ganzer Kranz an Flurnamen erhalten, die alle auf „Horen“ hinweisen (Auf Horen, Hinter Horen, Höremer Häuptle, Horemer Holz). Folgt man einer Flurnamendeutung von Isingen, wo es gleichfalls ein Horen als Flurnamen gibt, dann haben wir Eigentum einer Herrschaft vor uns (Herren = Horen).¹⁰⁾

Auf Schwenninger Verhältnisse übertragen, erscheint eine solche Erklärung auf den ersten Blick plausibel, angesichts des großen zusammenhängenden Gebiets mit Horen-Namen. Wer allerdings etwas dem örtlichen Dialekt nachspürt, kann leicht zu anderen Ergebnissen kommen. Im Lied von der „Schwäbsche Eisebahna“ packt der Bauer den Geißbock bei „de Hore“, womit nicht die Haare, vielmehr die Hörner gemeint sind. So ergibt sich unschwer eine sprachliche Brücke zu den südlich Auf Horen vorkommenden Flurnamen Horn, Am Horn und Hinter dem Horn. Horen und Horn sind also gleichbedeutend. Alle hier genannten Flurnamen beziehen sich auf den auffallenden, felsendurchsetzten Bergrücken nördlich von Schwenningen. Von Schwenningen ausgehend dürften diese Flurnamen auch geprägt worden sein, wobei unklar bleibt, warum nur ein Teil der Horen-Namen nach Horn eingedeutscht wurde. Man kann wohl sagen, daß unser Horenhof wenigstens sprachlich gesehen nie ein Herrenhof war.

Gesucht ist aber nach wie vor Riedern! Umgangssprachlich sind „Rieder“ auch heute noch genau das, als was sie in Fischers Schwäbischem Wörterbuch erklärt werden, nämlich lange Reihen von Heu.¹¹⁾ Riedern als Flurname bezeichnet demnach Wiesengelände das landwirtschaftlich durch Heuen und Öhmden genutzt wird. Namen

mit Riedern und Namenverbindungen daraus kommen bei uns häufig vor. Ein Riedern findet sich auf der Gemarkung von Mühlheim/D., einen Riederwasen besitzt die Gemeinde Hausen a. T., ein Riederwäldle hat die Gemeinde Frohnstetten und nicht zuletzt benennt sich auch Adel nach Oberriedern im unteren Linzgau.¹²⁾

Das alles braucht uns nicht zu beschäftigen, da unser Riedern mit Schwenningen und Werenwag zusammen genannt wird. Da nun die Schwenninger Gemarkung nicht das erhoffte Ergebnis liefert, ist es naheliegend, die Nachbargemarkungen näher anzuschauen. Wörtlich genommen fordert die Einigungsurkunde von 1416 zur Suche an anderen Orten geradezu auf, berichtet sie doch von „Eigenleuten und Gütern des Gotteshauses Stein zu Schwenningen und anderswo.“ Dann kann mit „anderswo“ eigentlich nur der einige Zeilen später erwähnte Hof zu Riedern gemeint sein.

Riedern bei Werenwag?

Auf neuen Karten nicht mehr verzeichnet ist die in der alten Gemarkungsübersicht von Langenbrunnen¹³⁾ etwa 1 km westlich von Werenwag gelegene „Riederhalde“ an der Einmündung des Finstertales in das Donautal. Die steilen bewaldeten Halden des Donautales weisen in diesem Abschnitt mit ihren Namen alle auf Siedlungen im Tal und mehr noch auf der Höhe hin (Schloßlehalde-Ruine Hausen, Schloßhalde-Schloß Werenwag, Langebrunner Halde-Langenbrunn). Was liegt also näher, als im Bereich der Riederhalde das abgegangene Riedern zu suchen?

Unterhalb der Riederhalde haben wir die „Mühle zu Langenbrunnen“, die als solche bereits für das Jahr 1468 in einer Urbarabschrift der Herrschaft Werenwag genannt wird. Da Riedern ebenfalls noch im 15. Jh. genannt wird, scheidet die Talaue der Donau für unsere Suche aus. Oberhalb der Riederhalde, hinter der Talkante, breitet sich der Tiergarten aus, ein Buchenwald, der sich zum Finstertal hinzieht und in das größere Distrikt „Hüttenbrun“ übergeht. Die aus diesen Waldgebieten herausgeschnittenen kleinen Ösche, nämlich das zweigeteilte Hüttenbrunösch und das südlichere Veitenöschle, deuten auf eine Störung eines einst geschlossenen Zelgverbandes hin. Heute haben wir noch nördlich von Werenwag die drei großen Zelgen Mittel-, Kapell- und Staudenösch. Neben Werenwag könnte hier also noch eine zweite Ansiedlung bestanden haben. Auch der Name Hüttenbrun ist ein sicheres Siedlungsindiz.

Hierzu paßt das in der erwähnten Karte¹³⁾ als Haus- und Gartenland kartierte Rechteck, das durch einen eigenen Weg erschlossen ist. Die nur wenige Jahre früher, 1847 angefertigte fürstbergische Forstkarte¹⁴⁾ gibt darüber nähere Auskunft. Danach hatte der fürstbergische Waldhüter hier seine Wohnung. Das Anwesen umfaßte drei Gebäude. 1893 aber bewohnte der Waldhüter mit seiner Familie Schloß Werenwag¹⁵⁾. Mit dem Umzug aus der Wohnung im Veitenöschle um etwa 1850 dürften die Häuser dort aufgegeben worden sein.

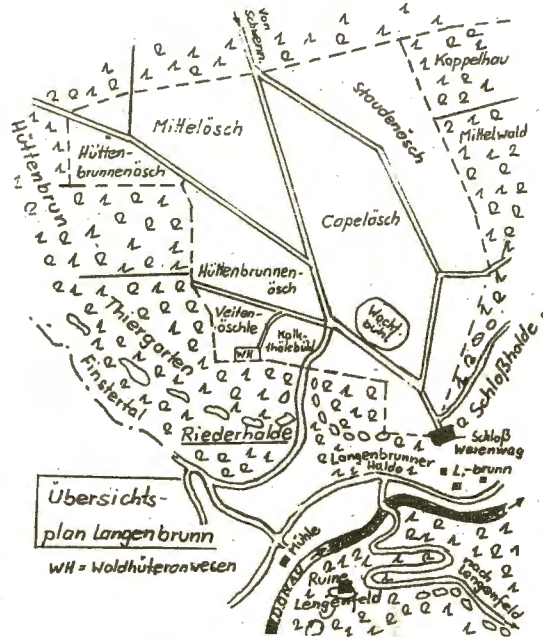
Heute steht an der Stelle des ehemaligen Waldhüteranwesens eine Fichtenschonung. Wahrscheinlich durch das Pflanzen der Fichten wurden Tonscherben und Ziegel an die Oberfläche befördert, die dem ausgehenden 17. Jh. zuzurechnen sind.¹⁶⁾ Der Beruf des Waldhüters läßt sich weit zurückverfolgen. Schon die Stiftungsakten des Kl. St. Georgen verzeichnen einen Waldhüter.¹⁷⁾ Man darf daher die Siedlung nördlich der Riederhalde ruhigen Gewissens einige Generationen zurückdatieren, wird dadurch aber nicht die zeitliche Lücke bis zur letzten urkundlichen Erwähnung Riederns im 15. Jh. schließen können.

Die Maier von Riedern

Zweimal tauchen die Maier von Riedern in Urkunden auf. Verkürzt auf das wesentliche erfahren wir:

- 1) 1405 X. 17. Eberhard von Hausen (i. T.), Hagens sel. Sohn, verkauft dem Ritter Hans von Stuben, seinem Oheim, Leute, Stücke und Güter für 350 fl.

Als Stücke und Güter werden der Brenzkofer Zehnte und ein Haus zu Sigmaringen angespro-



chen. Unter den verkauften Leuten wird der „maier von Riedern“ aufgeführt.¹⁸⁾

Interessant an der Urkunde ist noch die Tatsache, daß der Käufer Hans von Stuben im Zusammenhang mit Riedern in der Urkunde von 1416 wieder auftritt, dort als Zeuge neben anderen Zeugen mit denen er zwei Jahre später noch in besondere Beziehung treten sollte: Hans von Stuben war für kurze Zeit unmittelbarer Nachbar von Werenwag, saß er doch 1403 auf Schloß Hausen.¹⁹⁾ Doch bereits 1417 mußte Hans von Stuben das Land verlassen. Zusammen mit Heinrich von Randeck hatte er seinen Vetter Michael von Reischach im Schloß zu Gaienhofen ermordet.²⁰⁾ Über beide Täter verhängte Kaiser Sigmund 1418 die Aberacht.²¹⁾

- 2) 1394 Landsteuer (Schatzung) der Herrschaft Hohenberg²²⁾

In dieser Steuerliste wird das Vermögen der Schwenninger Leute wie folgt geschätzt: Walter Hug 80 fl, Hans Gesun ..., Hartmutter 60 fl, Hans Bühler 40 fl, Der Startzler 40 fl, Bentz Kieser 1 fl, Schikk 1 fl, Der mayer von Riedern 20 fl, Der Sprenger ..., Bernhart H. ...

Andere Hohenberger Gemeinden werden in derselben Steuerliste in ihrem Gesamtvermögen weit höher veranschlagt. Schon STETTNER fragt sich, welche besonderen Umstände das Schwenninger Vermögen damals in dem Maße gemindert haben könnte.²³⁾ Dasselbe läßt sich in Bezug auf Riedern fragen. Sein Maier hat 1394 nur noch ein geringes Vermögen zu versteuern, 1405 wird er gar von seinem Leihherr verkauft und 1416 liegt der Meierhof zu Riedern schon wüst darnieder. Wenn das Kloster Stein zuletzt den Hof an den Werenwager Vogt Heinrich von Hoerningen gegen geringen Zins verleiht (1 Mlt Vesen und 2 Mlt Haber), bedeutet das den Schlußakt in einem sicher länger dauernden Prozeß des Niedergangs.

Erinnern wir uns an die Schenkungsurkunde von 1005, in der dem Kloster Stein u. a. Besitz in Schwenningen und Riedern zufällt. Um nun in den Genuß des Besitzes zu gelangen, mußte das Kloster dort eigene Meierhöfe einrichten. Auf die besondere Stellung der Meierhöfe hat insbesondere ERNST verwiesen.²⁴⁾ Danach „entstand der Niederadel aus Nachfahren der Urmeier, jener Männer, die von Gründung der Siedlung an als Sippenhäupter je den größten Hof im Dorf bebauten oder von Klöstern und anderen als Maier oder Hofbauern auf solche Höfe gesetzt waren. Sie übernahmen den militärischen Schutz ihrer Dörfer und bauten feste Burgen. Ihre Untertanen und Hörigen mußten ihnen dafür zinsen und fronen usw.“²⁵⁾ Zu den besonderen Rechten gesellten auch besondere Pflichten der Maier. Die Lage Riederns an der Steige ins Donautal erforderte sicher die Organisation von Wegebaumaßnahmen und Organisation von Vorspanndiensten.

Bei allen Spekulationen über das Alter der Feste Werenwag, dürfte diese sicher nicht vor dem Jahre 1005 – der Erstnennung Riederns – entstanden sein. Der erste Adel, der sich nach Werenwag nennt, tritt aber erst 1216 als Zeuge in

einer Urkunde auf. Zwischen 1253 und 1381 werden die von Werenwag als Dienstmänner der Grafen von Zollern und Hohenberg genannt.²⁶⁾ Zufall oder nicht, jedenfalls läßt sich nicht übersehen, daß die Bedeutung Riederns zu einer Zeit schwindet, da Werenwag ins Licht der Geschichte tritt.

Hat sich aus dem Meierhof Riedern Werenwag herausentwickelt? Der Gedanke ist nicht abwegig, wenn man berücksichtigt, daß der Besitz des Klosters Stein zum Stiftungsgut des Bistums Bamberg zählte. Mit Graf Adalbert von Haigerloch war aber etwa ab 1080 ein Zoller mit der Vogtei über den Besitz des Hochstifts Bamberg in Schwaben belehnt. Von den Grafen von Zollern wird die Vogtei an die verwandten Hohenberger Grafen gekommen sein.²⁷⁾ JÄNICHEN äußert nun den begründeten Verdacht, daß die Grafen ihre Stellung als Vögte dazu genutzt haben könnten, ihr Territorium auf Kosten Bambergers zu erweitern.²⁸⁾ Wie einträglich eine Vogtei über Klostergut sein kann, wird im nächsten Kapitel berichtet.

Literatur

- 1) Borgolte Michael, Das Königtum am oberen Neckar (8.-11. Jh.), in: Franz Quarthal, zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, Thorbecke Verlag Sigmaringen 1955, S. 102/103
- 2) MG DHII 21; Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, 3: Die Urkunden Heinrichs II. und Arduins, Berlin 1957, 2. Auflage, S. 654-656, Nr. 511
- 3) Jänichen Hans, Baar und Huntari, in: Grundfragen der Alemannischen Geschichte, Thorbecke Verlag Sigmaringen 1955, S. 102/103
- 4) Decker-Hauff Hansmartin, Die Ottonen und Schwaben, in: Zeitschrift für Württ. Landesgeschichte XIV. Jahrg. 1955, Kohlhammer Verlag Stuttgart 1955, S. 236, Anmerkung 19
- 5) Kraus J. A., Schwenningen und Riedern bei Werenwag, in: FDA 1957, S. 346-348
- 6) derselbe, S. 348
- 7) Übersichtsplan der Gemeinde Schwenningen, Staatl. Vermessungsamt Sigmaringen
- 8) Siber Johann, unveröffentlichte Chronik von Schwenningen, S. 63a
- 9) Jänichen Hans, Markung und Allmende und die mittelalterlichen Wüstungsvorgänge im nördlichen Schwaben, in: Vorträge und Forschungen, Sigmaringen 1964, VII, S. 163-222
- 10) ohne Verf., Was die Flurnamen erzählen, in: Heimatkundliche Blätter Balingen, August 1986, S. 560
- 11) Fischer, Schwäbisches Wörterbuch
- 12) Schmid Hermann, Die ehemaligen salemischen Besitzungen Oberriedern und Gebhardsweiler, aus: FDA, 108, 1968
- 13) Übersichtsplan der Gemarkung Langenbrunnen, Staatl. Vermessungsamt Sigmaringen
- 14) Plan über die Waldungen der Fürstlichen Standesherrschaft Fürstberg auf der Gemarkung Werenwag, 1847
- 15) Stöckle Josef, Werenwag im Donauthale, Meßkirch 1893, S. 56
- 16) Scheff Jürgen, nach Augenschein
- 17) Stettner Walter, Zollerisches aus den St. Georgener Stiftungsakten, in: Hohenzollerische Heimat, 1960, S. 20
- 18) Schnell Eugen, Die frühen Dynasten-Geschlechter in Hohenzollern, insbesondere die Herren von Weitingen, in: Mitteilungen des Vereins für Gesch. u. Altertumskunde in Hohenzollern, VIII. Jahrgang 1874/75, S. 93/94
- 19) Edelmann Hieronymus, Geschichte der Herren von Hausen im Donauthale, S. 16
- 20) End Gotthard, Die Burgen der Höri und ihre Besitzer, Im Selbstverlag 1940, S. 133/34
- 21) Regesta Imperii XI, Die Urkunden Kaiser Sigmunds, Innsbruck 1896, S. 260, Nr. 3708
- 22) Müller Karl Otto, Quellen zur Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte der Grafschaft Hohenberg vom Übergang an Österreich bis zum Ende der Reichsstädtischen Pfandschaft (1454), 1. Teil, in: Württ. Geschichtsquellen, 24. Band, Kohlhammer Stuttgart 1953, S. 94
- 23) Stettner Walter, Aus alten Steuerlisten, in: Heimatkundl. Blätter für den Kreis Balingen, Juni 1969, S. 747
- 24) Ernst Viktor, Die Entstehung des niederen Adels, Stuttgart 1916
- 25) Kraus J. A., Vom hohen und niederen Adel, in: Hohenz. Heimat, Jahrgang 1964, S. 10
- 26) Lonhard Otto-Günter, Vom Adel zum Bürgertum, Die Familie von Werenwag, VFWK, Juni 1985, S. 61
- 27) Stemmler Eugen, Zollern und Hohenberg vom 12. bis 16. Jahrhundert, in: Hohenzoll. Jahreshefte, 21. Band, 1961, S. 32
- 28) Jänichen H., Der Besitz des Kl. Stein am Rhein (zuvor Hohentwiel) nördlich der Donau vom 11. bis zum 16. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Stat. Landeskunde von B.-W. 4 (1958) 76-86

Ebinger Übernamen im 19. Jahrhundert

2. Folge (Schluß) – Von Gerhard Lauth, Albstadt

Von A bis R reichte die Reihe der in der vorigen Ausgabe wiedergegebenen Ebinger Übernamen im 19. Jahrhundert. Hier nun der Schluß mit den Buchstaben S bis Z:

Sachsagerber		Schachtlaschreiner	
Salomon		Schlöble-Pumpes	Krimmel
Saile		Stadtwirt	Haux
Sailerhans	Daiber	Stadtwirts-Hansjörgle	
Soalerfriederle		Stäuße-Schuhmacher	
Sarabua		Stäuße-Sofie	
Saragerber		Sternen-Hans	Eppler
Sardiner		Stecken-Andreas	
Seinersail		Stoffelbeckle	
Sara-Fläschnerle		Stockahauser	
Seckesbäck		Spittelmaster	
Siehdifür		Stuba-Herrget	Rehfuß
Sofietante		Stäpfeles-Krämer	
Spanägele		Staigbeck	
Speckbua		Tanzbär	
Schäufesleschneider		Tapp in d'Schüssel	
Scharro	Allgaier	Thorhans	
Schenkel-Dorle		Tollaurig-Schneider	
Schenkel-Maurer	Rieber	Trautabäck	
Schinder-Maneele		Tulpe-Karline	
Schmozle		Tuttlinger	Beck
Schlakob		Uhre, Ure	Totengräber Beck
Schlankeler		Uhrefritz	
Schleiferbua		Uhretitel	
Schlossermändle		Ulmerspatz	
Schlosserfrieder		Ulmerschick	
Schlosserhoare		Vesperer	
Schluckbeck		Vogelweber	Binder
Schloßgerber	Eppler	Vögelebäck	
Schlöblebombs		Versenker	Totengräber Beck
Schnäpperle		Waber	
Schnaubartschreiner		Wachtel-Hammarth	
Schnude	Wagner Hoch	Weißgerber	
Schnitz-Adamle		Wible	
Schnitz-Ricke	Krimmel	Wibleschneider	
Schottle		Wildemannwirts-	
Spritzavetter		Frieder	
Schuffterle		Wischa-Bäck	Fuß
Schüttelkrämer		Wullemann	Dreher
Schüttlerhans		Wächtele	
		Wolfamändle	
		Welschle	
		Wäscherkleine	
		Zeisle	Kaufmann
		Zibille	



Mühlenmacher Binder, d'r Plotterhaf werktags

Ziegler-Adam
Zimmermändle
Zinkenist
Zollbreuter
Zollergerber
Zuckerbäckle Rieber
Zwetschgen-Streich
Zipfelschneider
Zizigäg
Zwerger
Ziehamriemen

Quellen:
Chronik von Ebingen II-ter Teil und erstes Adressbuch von 1889 von Carl Beck
Fotos: Ebinger Originale um 1890
Stadtarchiv Albstadt

Das Kriegsende 1945 in Südwestdeutschland

2. Teil – Von Rudolf Töpfer

Auf dem Truppenübungsplatz Heuberg hat sich in jenen letzten Kriegswochen aber auch ein für die Raumfahrt historisches Ereignis abgespielt. Am 4. März 1945 startete dort am Ochsenkopf der 23jährige Leutnant Lothar Sieber freiwillig in der flüssigkeits- und feststoffgetriebenen Ein-Mann-Rakete „Natter“. Diese bemannte Waffe sollte einmal zur Bekämpfung hochfliegender Feindflugzeuge eingesetzt werden und der Pilot erst dann mit dem Fallschirm abspringen, wenn er seine Rakete auf das Ziel gelenkt hatte.

Nach dem Start stieg die mit Kurzflügeln ausgerüstete „Natter“ (Konstrukteur Erich Bachem) fast senkrecht in die Höhe. Kurz darauf wurde beobachtet, daß das Haubendach wegflog. Nach 55 Sekunden stürzte Leutnant Sieber in 10 km Entfernung vom Startplatz ab. Das Gerät wurde zerschmettert. Der Pilot verlor sein Leben. Er wurde in Stetten am kalten Markt begraben. Ein am Startplatz errichtetes Mahnmale aus Kalkstein erinnert an den anerkannten Wegbereiter der heutigen Weltraumraketen, denn einen Senkrechstart hatte es vor Sieber nirgendwo gegeben. Ein Modell seiner Rakete befindet sich im Deutschen Museum zu München.

Doch weiter zur allgemeinen Lage gegen Kriegsende: Daß man Anfang März 1945 den Jahrgang 1929, also 16jährige Buben, zu den Waffen rufen mußte, war ebenfalls ein schlechtes Zeichen. Der „Volkssturm“ galt als letztes

Aufgebot. Mangelhaft uniformiert und ausgerüstet sowie schlecht ausgebildet, kam ihm nur geringe Bedeutung zu. Wenige sogenannte Freischärler, „Wehrwölfe“ genannt, spielten ebenfalls kaum eine Rolle.

Im März/April 1945 hörte im Donaauraum der Schulunterricht auf, weil die Bomben- und Tieffliegerangriffe immer mehr zunahmen. Bahnverkehr und Postzustellung endeten. Mancherorts versagten Wasserversorgung und Stromzuführung. Noch war anfangs April die Front weit nördlich der Donau. Nur mit drakonischen Mitteln konnte Verteidigungsbereitschaft erzwungen werden. Keine Stadt sollte zur offenen Stadt und auch keine zur Lazarettstadt erklärt werden. Das Zeugen weißer Tücher oder Fahnen konnte den Kopf kosten. Auch bildeten sich Gruppierungen, die durch aktiven oder passiven Widerstand dem Krieg ein Ende bereiten wollten. Wie wirksam deren Aktionen waren, ist nachträglich kaum mehr feststellbar.

Auflockerung und Räumung schienen wenig sinnvoll und fast unmöglich; Lähmungen, Zerstörungen und Sperrungen konnten eher noch verwirklicht werden. Sollte man aber das ohnehin schwer mitgenommene Land durch eigene Hand weiter zerstören, um das Vordringen des Feindes zu behindern? Nach dem Krieg mußte man doch auch irgendwie weiterleben können! So kam man denn darauf, Schutzbriefe auszustellen etwa für Kraft- und Wasserwerke, für



Der 4800 ha große Truppenübungsplatz Heuberg bei Stetten am kalten Markt ist einschließlich des Lagers in der Zeit von 1910 bis 1916 durch das XIV. Badische Armeekorps eingerichtet worden. Die oben abgebildete Postkarte stammt von 1916.

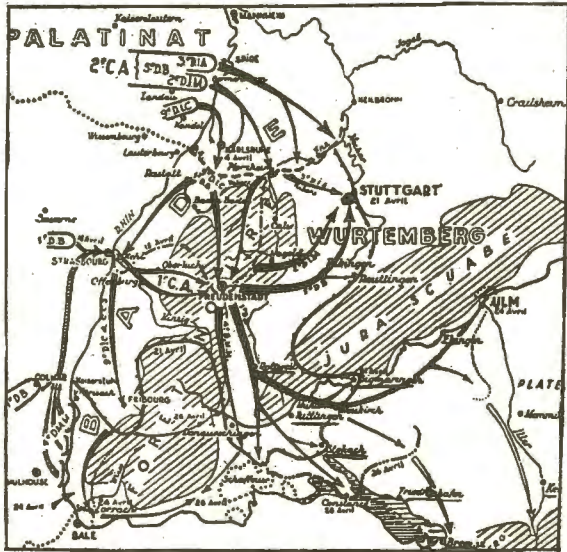
Brücken mit Versorgungsleitungen, Depots usw., in der Hoffnung, daß die zurückgehende eigene Truppe sich daran halten werde. Die einen wollten dem Feind eine Wüste hinterlassen, die anderen aber nur das Notwendigste tun. Erschießen lassen wollte sich niemand. Fliegende Feldgerichte waren unterwegs. „Fahnenflucht“, „Feigheit vor dem Feind“, „Zersetzung der Wehrkraft“ genühten als Urteilsbegründungen. Zudem bestand ein gewisser Befehlswirrwarr. Einzelne Befehlsstränge liefen deutlich durcheinander. So lagen Aufstellung und Führung des Deutschen Volkssturms bei den jeweiligen Gauleitern.

Der württ. Gauleiter Murr rief noch am 12. April „zum Kampf bis aufs Messer“ auf. Auch die Ortsgruppenleiter mischten sich ein. Die mi-

litärischen Kampfkommendanten der Städte hatten eigene Vorstellungen, selbstverständlich erst recht die Truppenbefehlshaber. Der Bevölkerung blieb kaum etwas anderes übrig, als das Schicksal auf sich zukommen zu lassen.

b) Die Kampfhandlungen in Baden und Württemberg 1945

Wie sich die Kampfhandlungen in Südwestdeutschland entwickeln sollten und in etwa auch entwickelt haben, ist aus dem abgebildeten französischen Operationsplan ersichtlich. Danach waren Karlsruhe und Stuttgart Angriffsziele; Freudenstadt galt als strategisch wichtigster Punkt.



Operationsplan betr. den Vormarsch der französischen Armeen nach Südwestdeutschland für die Zeit vom 31. März bis 26. April 1945 (aus „Schwarzwälder Bote“ vom 10. 4. 1975 „... 30 Jahre danach...“).

In der Nacht vom 30. zum 31. März 1945 setzten die Truppen der 1. franz. Armee unter General de Lattre de Tassigny bei Speyer und nördlich Gernersheim über den Rhein, wobei die amerikanische Militärbrücke bei Mannheim mitbenutzt werden konnte. Die badische Landeshauptstadt Karlsruhe ist von ihnen bereits am 4. April eingenommen worden. Pforzheim fiel teilweise am 8. April. Baden-Baden wurde am 12. April, Kehl am 15. April besetzt. Die französischen Truppen drangen auch in Richtung Freudenstadt vor, das sie am 17. 4. erreichten. Diese nicht auf eine Verteidigung vorbereitete Lazarettstadt wurde, was den Stadtkern betrifft, zerstört. Zwei französische Divisionen griffen dann über Rottenburg (18. 4.) in Richtung Tübingen bzw. Stuttgart weiter an und konnten diese Städte am 19. bzw. 21. April besetzen.

Andere französische Kräfte hatten Mitte April den Rhein bei Straßburg überschritten. Sie waren sowohl in Richtung Freudenstadt als auch rechtsrheinisch nach Süden vorgestoßen und nahmen am 21. 4. Breisach und Freiburg. Als dann wurde der südliche Schwarzwald aufgerollt, am 24. 4. Lörrach besetzt; man stieß auch in Richtung Osten vor und erreichte am 21. 4. Schramberg, Schwenningen, Villingen sowie am 20. 4. Horb, Sulz, Oberndorf und Rottweil.

Tuttlingen ist am 21. 4. von den Franzosen kampflos besetzt worden. Nach einer gedruckten Bekanntmachung der Militärregierung vom 24. April war die deutsche Sommerzeit die anerkannte Zeit. Die Bevölkerung hatte Ausgangsfreiheit von 6 bis 20 Uhr. Die Banken waren geschlossen. Wasser und Strom gab es in Tuttlingen den ganzen Tag, Gas dagegen nur zu bestimmten Stunden. Ebenfalls am 24. 4. mußten die Bäcker ihre Geschäfte öffnen und wie bisher gegen Abgabe von Marken Brot verkaufen. Die übrigen Geschäfte blieben geschlossen. Französische Polizei und deutsche Polizei in bürgerlicher Kleidung mit entsprechenden Armbinden war in der Stadt zu sehen.

Als sich die Franzosen der Stadt näherten, sind die beiden großen Eisenbahnbrücken befehlsgemäß gesprengt worden. Zur Sprengung der Straßenbrücken über die Donau in der Stadt

war es glücklicherweise nicht gekommen. Bald schon wurde Tuttlingen zu einer wichtigen Durchgangsstation für deutsche Soldaten, die in Kriegsgefangenschaft geraten waren. Die Tuttlinger halfen den bemitleidenswerten Gestalten mit dem Wenigen, was ihnen geblieben war. Dann aber waren es so viele, daß Rotes Kreuz und Bevölkerung ihre Bemühungen kaum mehr fortsetzen konnten. Allein am 4. Mai zählte man in Tuttlingen rund 10 000 Gefangene (nach einer Veröffentlichung in den „Tuttlinger Heimatblättern“).

Ebenfalls am 21. 4. haben französische Truppen Donaueschingen genommen, wo gegen 11 Uhr deutsche Pionierkommandos noch die Brigachbrücken gesprengt hatten; allein die Brücke bei der Stadtmühle blieb durch Zufall erhalten. Damit hatten die Franzosen nun auch bei Tuttlingen und bei Donaueschingen die Donau erreicht.

Am 21. 4. sind Einheiten der französischen Armee sowohl in Sigmaringen an der Donau als auch in Freiburg und in Stuttgart eingedrungen. General de Lattre de Tassigny wollte in Sigmaringen den Marschall Pétain, dessen Ministerpräsidenten Laval und andere Mitglieder der Vichy-Regierung gefangennehmen. Dazu kam es jedoch nicht, weil die Gesuchten, die seit September 1944 im Hohenzollernschloß Sigmaringen in einer Art Zwangsasyl gelebt hatten, von deutscher Seite bereits am 20. 4. 1945 nach Österreich abtransportiert worden waren – jedoch ohne Laval, der Anfang 1945 fliehen konnte.

Von hier aus stieß ein Teil der französischen Truppen weiter nach Süden bis zur Schweizer Grenze vor. Damit hatten sie den Schwarzwald in gut zwei Wochen erobert. Die sich dort noch befindenden deutschen Truppen waren abgeschnitten. Bereits im Schwarzwald und dann beim Austritt aus diesem in Richtung Schwäbische Alb haben die französischen Kampfgruppen sogenannte Untergruppen gebildet, die in Seitentälern gelegene kleinere Orte zu besetzen hatten. Das war auch am westlichen Albrand der Fall. Dieses Eindringen nach Württemberg detailliert zu schildern würde zu weit führen und nur verwirren. Daher soll mehr darauf eingegangen werden, wie es den Nachbarstädten Hechingen, Haigerloch, Balingen und Ebingen erging.

Am 20. April 1945 rückten französische Einheiten in die Lazarettstadt Haigerloch ein, die von Chefarzt Dr. Schlenzig übergeben wurde. Drei Tage später erreichte ein amerikanisch-englisches Sonderkommando „ALSOS“ unter US-Oberst Pash mit mehreren Fahrzeugen Haigerloch. Es machte auf deutsche Wissenschaftler Jagd, die es auch in Hechingen (24. 4.) und Tailfingen (25. 4.) suchte. Sie waren auf dem Gebiete der Atomforschung tätig und hießen Carl-Friedrich von Weizsäcker, Otto Hahn, Werner Heisenberg, Max von Laue, Karl Wirtz, Erich Rudolf Bagge u. a. Heisenberg konnte erst am 2. Mai in Urfeld/Oberbayern gefangen genommen werden, wohin er sich aus Haigerloch per Fahrrad abgesetzt hatte, da er in Urfeld ein Ferienhaus besaß, in dem sich seine Familie bereits aufhielt. Die Genannten waren sämtlich namhafte Wissenschaftler des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie in Berlin, das in der Nacht vom 11./12. Februar 1944 schwer gebombt worden war und am 24. März erneut getroffen wurde.

Heisenberg als Direktor des Instituts für Physik entschloß sich unter diesen Umständen zu einer Verlegung nach Süddeutschland, die ausgangs 1944/anfangs 1945 nach Hechingen, Haigerloch und Tailfingen erfolgte. Diesen Wissenschaftlern und ihrer Tätigkeit galt das Interesse des erwähnten Sonderkommandos. Die deutschen Forscher hatten nämlich im Felsenstädtchen Haigerloch am Fuße des steilen Schloßberges in einem vom „Schwanenwirt“ angemieteten Vorratskeller einen Uranbrenner errichtet, um in einem Großversuch festzustellen, wann dieser nach Art einer sich selbst unterhaltenden Kettenreaktion laufend Atomenergie abgeben würde. In einem zylinderförmigen Kessel hingen als Brennstoff an Ketten insgesamt 664 kleine Uranwürfel in schwerem Wasser als Bremsmittel. Schweres Wasser war nur in Nor-



Anfang März 1945 wurde die Rakete „Natter“ am Ochsenkopf auf dem Truppenübungsplatz Heuberg startklar gemacht. Der bemannte Start fand am 1. März 1945 statt. Der Flug endete nach 55 Sekunden mit einem Absturz in 10 km Entfernung vom Startplatz. Gerät und Pilot wurden dabei zerschmettert.

wegen erhältlich, das die Deutschen damals besetzt hielten.

Die Alliierten wußten um diesen „Engpaß“ der Deutschen. Durch in England gestartete „Fliegende Festungen“ ließen sie die Fabrikanlage und die benachbarte norwegische Stadt Rjukan bombardieren. Da den Deutschen Schweres Wasser fehlte, experimentierten sie auf einen Uran-Atomreaktor hin, etwa für U-Boote. Sie waren nicht mit der Entwicklung einer Atom-bombe befaßt, auch weil niemand die Schaffung einer solchen Bombe innerhalb absehbarer Zeit für möglich hielt, zumal der Krieg nicht mehr lange gehen könne. Deshalb hatte die deutsche Regierung dieses Ziel nicht vorgegeben, was den deutschen Wissenschaftlern insofern entgegenkam, als sie die schreckliche Wirkung der Kernspaltung als Waffe erahnten und deren Erfindung innerlich auch nicht wollten.

Das amerikanisch-englische Sonderkommando baute in Haigerloch die gesamte Versuchsanlage aus, beschlagnahmte alle Materialien, Aufzeichnungen, Dokumente usw. und verbrachte die gefaßten deutschen Wissenschaftler am 27. April 1945 unter Bewachung, aber bei ordentlicher Behandlung, zunächst nach Heidelberg, dann nach England. Es ging um das Know-how. Auch wollte man diese hochkarätigen Wissenschaftler nicht in andere Hände fallen lassen. Der Haigerlocher Felsenkeller ist seit Mitte Mai 1980 als Atommuseum allgemein zugänglich.

Doch wenden wir uns wieder dem Kriegsgeschehen im hiesigen Raum zu: Aus Richtung Haigerloch – Geislingen vorrückend haben französische Einheiten am 20. 4. die Stadt Balingen besetzt. Darüber war im Bericht „... 30 Jahre danach ...“ wörtlich folgendes zu lesen:

„30 Jahre danach ...“

„Am 20. April erteilte der Volkssturmkommandant von Balingen zwei Volkssturmluten gegen Mittag den Auftrag zu erkunden, wie weit die französischen Truppen schon vorgedrungen seien. Mit einem Privatauto fuhr die Gruppe, der sich noch ein Einwohner aus Ostdorf angeschlossen hatte, in Richtung Haigerloch. Unmittelbar vor Haigerloch-Stetten entdeckten sie eine Vorhut, deren Spitzenpanzer sie mit einer Maschinengewehrsalve empfangen; alle drei Volkssturmlute sind bei diesem Unternehmen ums Leben gekommen; der Arzt Dr. Kuttroff, der Oberregierungsrat Dr. Foth und der Straßenwärter Koch aus Ostdorf.“

(wird fortgesetzt)

Die Verfasser

Gerhard Lauth
Mehlbaumstraße 46, 7470 Albstadt
Heinrich Stopper
A-Färber-Straße 20, 7475 Meßstetten 1
Rudolf Töpfer
Stingstraße 47, 7460 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7818.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 37

31. Juli 1990

Nr. 7

Die Sozialstruktur der Stadt Ebingen zu Beginn des 18. Jahrhunderts

Handwerk hat goldenen Boden – Inventur- und Teilungsakten, 2. Teil – von Ingrid Helber

Die in dem ersten erhaltenen Inventierbuch der Stadt Ebingen verzeichneten jungen Leute standen erst am Beginn ihres Ehe- und Berufslebens. Nur bei drei Paaren war einer der Partner verwitwet, für alle anderen war es die erste Ehe. Alle Frauen und Männer waren frei von Schulden, aber meist noch nicht Hausbesitzer oder Anteilseigner. Die zum Zeitpunkt der Heirat eingebrachten Vermögenswerte konnten durch Erbschaften und Zugewinn, und dieser eigentlich nur aus Handelsgeschäften, vermehrt werden.

Ein Vergleich mit dem Kirchenbuch weist auf, daß Eheleute, die im angegebenen Zeitraum heirateten, ein Inventar anfertigen ließen¹⁾. Die gesetzlichen Bestimmungen wurden somit nicht eingehalten. Mit der folgenden Zusammenstellung soll aufgezeigt werden, wie viele Paare durch die Zubringen-Inventare erfaßt wurden²⁾:

Jahr	Anzahl der Heiraten	angefertigte Inventare
1705	23	17 = 74%
1706	23	13 = 57%
1707	21	14 = 67%
1708	16	9 = 56%
1709	17	11 = 65%
1710	22	19 = 86%

gesamt 122 83 = Ø erfaßt 67,2%

Die Zahl der angefertigten Inventare ist schwankend und für jedes Jahr ergibt sich ein anderer Prozentsatz. Im Durchschnitt sind in den fünf Jahren nur 67,2 Prozent der Eheschließungen in den Inventuren verzeichnet.

Welche Berufsgruppen oder sozialen Schichten fehlen in den Inventaren? Von den 40 Ehepaaren der Jahre 1705 – 1710 (aus dem Kirchenbuch entnommen), die keine Vermögensaufstellung durch ein Inventar anfertigen ließen, war in 20 Ehen je 1 Partner von auswärts³⁾. Es ist durchaus möglich, daß viele aus Ebingen stammenden jungen Menschen – nach der Heirat mit einem „Fremden“ – weggezogen sind. Möglicherweise wurde dann am neuen Wohnort ein Inventar verzeichnet. Nur bei drei Paaren war es für beide Partner eine Erstverheiratung. Bei 17 Ehepaaren war mindestens ein Partner verwitwet. Wahrscheinlich bestand ein „Inventierbuch“, in dem eine Eventual- oder Realteilung für die hinterlassenen Kinder eines verstorbenen Elternteils vorgenommen wurde. Bei der Wiederverheiratung des verwitweten Elternteils konnte dann das Zubringensinventar an das Teilungsinventar angehängt werden⁴⁾. Eine Untersuchung von mehr als 100 Zubringensinventaren (an 1711 anschließend), um ein noch breiteres Berufsspektrum zu erhalten, ist leider nicht möglich. Erst im „Inventierbuch B 5“, beginnend mit dem 22. Dezember 1732, sind wieder Zubringen enthalten. Es ist festzustellen, daß leider viele Akten vom Beginn des 18. Jahrhunderts verschwunden sind.

Im Jahre 1706 wurden in Ebingen 1858 Seelen gezählt⁵⁾. Geht man von ca. 60 Prozent erwachsenen Personen⁶⁾ aus, so sind mit den 97 Ehemännern aus dem „Inventierbuch B 1“ ca. 17 Prozent oder ungefähr 1/5 aller berufsausübenden Haushaltsvorstände erfaßt. Das Ergebnis aus den Zubringensinventaren deckt sich weitgehend mit den Angaben der Steuerliste von 1719⁷⁾.

Deshalb dürfte das zahlenmäßige Verhältnis der nachfolgend erwähnten Berufe der damaligen Bevölkerungsstruktur Ebingens entsprechen.

Folgende Berufe übten die Männer aus:

Zubringen	zusätzliche Berufe aus dem Kirchenbuch
12 Bäcker	+ 1
6 Metzger	+ 3
2 Biersieder	
Nahrungsmittelgewerbe ca. 20,6%	
5 Weber	+ 4
3 Leineweber	
3 Zeugmacher	+ 2
2 Tuchmacher	
1 Färber	
10 Schuster	+ 2
7 Hutmacher	
3 Schneider	+ 2
Textilgewerbe ca. 14,4%	
1 Strumpfstriker	
Bekleidungsgewerbe ca. 22,7%	
1 Säckler (Beutler)	+ 1
4 Weißgerber	+ 1
2 Rotgerber	+ 1
4 Schlosser	+ 1
4 Schmiede	
2 Nagelschmiede	+ 1
1 Siebmacher	
1 Küfer	
1 Kübler	
1 Wagner	
3 Maurer	
3 Schreiner	
1 Sattler	
2 Seiler	+ 1
3 Hafner (Töpfer)	+ 1
2 Müller	
1 Barbier	
1 Kürschner	
2 Tagelöhner	
1 Krämer	
1 Handelsmann	
1 Chirurg	+ 1

Berufe, die im Kirchenbuch erscheinen, über die aber kein Inventar besteht, sind von 1706 – 1710: 1 Zimmermann, 2 Wirte, 1 Glaser, 1 Kupferschmied, 2 Soldaten. Weiterhin gab es 1 Fuhrknecht, 1 Hirte, 1 Schäfer und 6 Ehemänner, die keine Berufsbezeichnung haben. Vielleicht waren sie Tagelöhner. Sicherlich zählten sie zur Unterschicht im Gesellschaftsaufbau der Stadt. Ebenfalls wohl diejenigen Männer aus den Inventaren, welche nur bis zu 30 fl (Gulden) mit in die Ehe brachten. Diese übten folgende Berufe aus: 2 Tagelöhner, 2 Schneider, 2 Weber, 2 Hafner, je ein Maurer, Leineweber, Küfer, Nagelschmied,

Schuster und Bäcker. Zu den verfeimten, „unehrlichen“ Berufen zählten neben den Schäfern auch die Kleemeister und Scharfrichter, die nur die Möglichkeit hatten, sich innerhalb „ihres Standes“ zu verheiraten⁸⁾.

Es mag Zufall sein, daß kein Lehrer-, Pfarrer und Apothekerhaushalt erscheint. Diese sozialen und beruflichen Gruppen bildeten aber zahlenmäßig eine verschwindende Minderheit der städtischen Bevölkerung.

Handwerk vorherrschend

Die 97 Männer aus den Inventaren übten 34 verschiedene Berufe aus. Vorherrschend war das traditionelle Handwerk oder Gewerbe⁹⁾. Meist wurde wohl in Kleinbetrieben gearbeitet, mit einem oder ohne Gesellen. Der prozentuale Anteil der Handwerker bei der Stadtbevölkerung in Ebingen ist außerordentlich hoch, nämlich 94,8 Prozent (Tagelöhner, Kaufleute und Freie Berufe ausgenommen). Die sog. „Mittelschicht“ (Mittelstand) spielte die wesentliche Rolle im Wirtschaftsleben der Stadt Ebingen. Immerhin übten 49 Söhne dieselben Berufe aus wie die Väter, 32 Söhne hatten andere Berufe und bei 16 fehlen die Angaben. Möglicherweise arbeiteten die Söhne bei den Vätern als Gesellen oder Knechte.

Es scheint eine Überfüllung bei den Bäckern, Schustern, Hutmachern, Metzgern und den textilen Berufen geherrscht zu haben. Diese Feststellung deckt sich mit den Angaben der Steuerliste von 1719¹⁰⁾. Die Handwerker waren meist in Zünften zusammengeschlossen. Diese regelten durch ihre Zunftordnungen alle Angelegenheiten des Gewerbes, zum Beispiel den Erwerb des Meisterrechts, die Zahl der Gesellen und Webstühle. Meistersöhne wurden bei der Aufnahme in die Zunft bevorzugt. Innerhalb der Zunft sollte durch Aufnahmebeschränkungen die „Nahrung“ gesichert werden¹¹⁾.

Trotz der Überbesetzung bei den Bäckern (Ø 234 fl Beibringen), Schustern (Ø 209 fl) und Hutmachern (Ø 140 fl) scheinen zwischen 1704 und 1711 die meisten noch ihr Auskommen gehabt zu haben. Innerhalb dieser Berufsgruppen herrscht kein einheitliches Bild hinsichtlich der Vermögen.

Die einzelnen Berufe in der Stadt verdeutlichen eine starke Differenzierung und Spezialisierung, wie zum Beispiel: Schmied, Nagelschmied, Kupferschmied, Siebmacher, Nadler. Die Arbeit der Tagelöhner könnte in der Landwirtschaft zu suchen sein. Die Festlegung auf einen Beruf scheint für die städtischen Bewohner außerdem schwierig. Die meisten Familien besaßen ja Immobilien, waren „Ackerbürger“. Bilder aus dem Skizzenbuch Johann Ludwig Krimmels aus den Jahren 1817/18 verdeutlichen dies¹²⁾. Fast alle Häuser der Schütte und Langwatte besaßen große Scheunentore. Bemerkenswert sind auch die niederen Zwischengeschosse zur Lagerung von Vorräten. Die Wiesen, Äcker, Hanf- und Krautgärten mußten bearbeitet werden. Sicherlich wurde auch die Arbeitskraft der Frauen und Töchter in dieser „Nebenerwerbs-Landwirtschaft“ eingesetzt.

Um den Eigenbedarf an Lebensmitteln zu decken oder um Überschüsse zu verkaufen, konnte man auch zusätzliches Land pachten, es selbst bearbeiten oder bearbeiten lassen¹³⁾. Nicht ein einziger „Bauersmann“ ist als Berufsbezeichnung angegeben, ganz im Gegensatz zur Ortschaft Bitz¹⁴⁾. Sicherlich wurde die Stadt Ebingen auch von den umliegenden ländlichen Ortschaft-

ten zusätzlich mit Nahrungsmitteln versorgt. Dort war auch oftmals das Vieh der Bürger eingestellt. Hier sei auch das „Marktrecht“ der Stadt zu erwähnen, die durch ihr Privileg zu einem Zentrum des Warenaustausches wurde.

Der verhältnismäßig kleinen Unterschicht tritt die ebenfalls schwach vertretene Oberschicht entgegen. Kürschner zählten zu den besonders qualifizierten Handwerkern. Sie fertigten hauptsächlich Luxusgüter für die vermögenden Bürger an. Krämer, Handelsmann und Chirurg sind die drei Berufe, die sich doch von den anderen abheben. Adam Hoch, der Krämer¹⁵⁾, hat wahrscheinlich mehr Detailhandel betrieben, der Handelsmann, Herr Johannes Krimmel, beteiligte sich eher am Fernhandel. Vielleicht lernte er auf einer seiner Handelsreisen seine künftige Frau kennen, die Tochter des Wirts vom „Guldenen Stern“ in Geislingen/Steige, das damals unter der Herrschaft der Reichsstadt Ulm stand. Krimmels Ansehen in der Stadt war sicherlich groß, denn er wurde schon in jungen Jahren „Herr“ genannt¹⁶⁾. Ebenso war der „Herr Chirurg“ (Wundarzt) hoch angesehen. Er hatte seine Prüfung in Tübingen abgelegt. Seine Ausbildung war eher praktisch als akademisch und schloß nicht mit dem Doktorgrad ab¹⁷⁾.

In den Inventaren und den Kirchenbüchern kann man auch einen Teil der „Gerichtsverwandten“ finden, denn immer wurden die Väter der Neuvermählten mit Stand und Beruf angegeben. Es gab in Ebingen zwölf Gerichtsverwandte¹⁸⁾. Heute würde man Gemeinderäte sagen. In Württemberg nannte man diese Männer auch die „Ehrbarkeit“. Die meisten von ihnen wurden als „Herren“ angesehen und angeredet, obwohl sie doch meist auch „nur Handwerker“ waren. Sie bildeten die „Oberschicht“ der Stadt und hatten in städtischen Angelegenheiten das Sagen. Die Väter von 17 Ehepartnern aus den Inventaren waren Gerichtsverwandte. Auch der Sohn des Amtsbürgermeisters, Herrn Hans Jacob Landenberger, wurde verzeichnet. Der „Stadtschreiber“, Herr Joh. Andreas Landenberger, feierte die Hochzeit seiner Tochter. Doch ist gerade ihr Inventar nicht in Ebingen aufgenommen. Ihr Ehemann war Bürger zu Tübingen. Als weitere Väter gab es noch den „Herrn Pfarrer“ und den „Herrn Doktor“ (Physicus practicus).

Das bedeutet, daß ca. 10 Prozent der jungen Leute einen Vater aus der „städtischen Oberschicht“ hatten. Die erwähnten Gerichtsverwandten waren:

Herr Hans Caspar Erhardt, Rotgerber (2 x)¹⁹⁾
+ Johannes Krimmel, Barbier (Chirurg)²⁰⁾
Herr Hans Georg Roll, Glaser²¹⁾
+ Herr Johann David Spanagel, Chirurg²²⁾
Andreas Schmid, Zeugmacher, resigniert²³⁾
Herr Fridrich Reinhold, Handelsmann, St.-Martins-Oberpfleger (2 x)²⁴⁾
Herr Daniel Hoch, Krämer (3 x)²⁵⁾
Herr Johannes Baur, Seiler (2)²⁶⁾
Herr Thomas Rechfuß²⁷⁾
Herr Jacob Spanagel, Hafner (2 x)²⁸⁾
Herr Johann Jacob, Kauffmann²⁹⁾
Herr Johannes Beck, Eisenfactor (im Kirchenbuch – kein Inventar)
Johannes Conzelmann, Metzger (im Kirchenbuch – kein Inventar)

Weitere angesehene Personen:

Hans Jacob Jerg, alter Stadtrechner und dermahlen St.-Martins-Pfleger³⁰⁾
Johannes Stierle, Barbierer und Stadtrechner³¹⁾
Hans Christoph Streich, derzeit Gerichtsadvokat³²⁾
Herr Hans Jacob Krimmel, Handelsmann³³⁾
Vogt zu Bitz, Johannes Schickh³⁴⁾

Anmerkungen

- 1) Die Untersuchung beruht auf dem Inventarbuch B 1, vom 9. November 1705 bis 8. Februar 1712. Es enthält die Beibringen der Eheleute, aber keine Erbteilungen. Drei unvollständige Inventare wurden nicht berücksichtigt. Ein Inventar, S. 593 Stierlin/Kemmler, war im Verzeichnis nicht aufgeführt, wird bei den weiteren Auswertungen aber berücksichtigt, so daß nun von einer Gesamtzahl von 97 Inventaren ausgegangen wird.
- 2) Die Eheschließungen des Jahres 1704, von dem nur die Inventur von November bis Dezember 1705 vorhanden ist, und die Heiraten des Jahres 1711, von denen nur die Inventur

von Januar und Februar 1712 aufgezeichnet ist, werden nicht berücksichtigt.

- 3) Ofterdingen, Schaffhauser Gebiet, Meßstetten, Straßberg, Hohentwiel, Tübingen, Winterlingen, Balingen, Tübingen, Metzingen, Pfullingen, Reutlingen, Ihringen/Markgrafschaft Durlach, Oberdisheim, Voghing?, Tübingen, Glatten, Weylen/Zürich, Tübingen, Glatten.
- 4) Stadtarchiv Albstadt-Ebingen, Inv. u. Teil. B 1, Groz, S. 60, Hinweis auf einen „Thailzettel vom 10. Febr. 1705“. Das erste noch erhaltene Inventarbuch mit Erbteilungen (B 2) beginnt am 28. Januar 1716.
- 5) Stettner, Walter, Ebingen, Die Geschichte einer württembergischen Stadt, m. e. Beitr. von Jürgen Scheff, Sigmaringen 1986, S. 148.
- 6) HStAS A 281, Bü 52. Seelen 1676: 914 Communicanten, 400 Catechumenoi, 135 Infantes entspr. ca. 63% Erwachsenen.
- 7) ebenda, S. 214
- 8) Stadtarchiv Albstadt-Ebingen, Inventuren und Teilungen, B 13, Widmann/Rittermann S. 769
- 9) Die körperliche Arbeit weist aber auf einen niedrigeren sozialen Rang hin, vgl. Isenmann, Eberhard. Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250 – 1500, Stadtgestalt, Recht, Stadtreform, Kirche, Gesellschaft, Stuttgart 1988, S. 246

- 10) ebenda, S. 214
- 11) Gerteis, Klaus, Die deutschen Städte in der frühen Neuzeit: zur Vorgeschichte der „bürgerlichen“ Welt, Darmstadt 1986, S. 125 – 136.
- 12) Stettner, Ebingen, Bildteil
- 13) ebenda, S. 137 – 146 und Stettner, Ebingen, S. 212 – 231
- 14) Stadtarchiv Albstadt-Ebingen, B 8
- 15) ebenda, B 1, S. 174, Hans Adam Hoch
- 16) ebenda, S. 84, Herr Johannes Krimmel
- 17) ebenda, S. 74, Herr Johann David Spanagel; Heimatkundliche Blätter Balingen, Jg. 24, 12, W. Stettner, Studenten aus Ebingen, Nr. 124
- 18) Stettner, Ebingen, S. 119
- 19) Inv. u. Teil. B 1, S. 1 und S. 468
- 20) ebenda, B 1, S. 18
- 21) ebenda, B 1, S. 63
- 22) ebenda, B 1, S. 74
- 23) ebenda, B 1, S. 90
- 24) ebenda, B 1, S. 90 und 115
- 25) ebenda, B 1, S. 174, 329 und 506
- 26) ebenda, B 1, S. 194 und 200
- 27) ebenda, B 1, S. 302
- 28) ebenda, B 1, S. 447 und 581
- 29) ebenda, B 1, S. 605
- 30) ebenda, B 1, S. 101
- 31) ebenda, B 1, S. 101
- 32) ebenda, B 1, S. 149
- 33) ebenda, B 1, S. 84
- 34) ebenda, B 1, S. 626

Fortsetzung folgt

Gesucht: Riedern bei Schwenningen/Heuberg (2)

Ein Riedern unter zollerischer Schirmvogtei

Von Heinrich Stopper, Meßstetten

Urkundlich belegt, verfügte das Kloster Beuron im 13. Jh. über umfassenden Grundbesitz. Es war allgemein üblich, klösterlichen Besitz gegen die Übergriffe weltlicher Mächte abzuschirmen. Nur mit der Berufung einflussreicher Schirmvögte vom Adel war dieser Schutz gewährleistet. Bis zum Jahre 1253 haben wohl die Grafen von Hohenberg, bzw. von Nellenburg dem Kloster Beuron die nötige Sicherheit gegeben.²⁰⁾ Bestimmt spielten Macht und öffentliches Ansehen eine Rolle, als man sich in Beuron nach einem neuen Schirmvogt umsah und diesen in dem Zollerngrafen fand.³⁰⁾

1253 IV., 22. „Propst Wolfrad von Beuron erwählt mit Rath seiner Mitbrüder den Grafen Friedrich von Zollern in widerruflicher Eigenschaft und unter Bezeichnung aller demselben zuständigen Rechte zum Schirmvogt für sich und seine Kirche samt allen ihren namentlich aufgeführten Besitzungen an Leuten, Orten, Gütern und Rechten, und Graf Friedrich übernimmt und beschwört die ihm übertragenen Pflichten.“

Für unsere Zwecke genügt es, wenn aus der langen, in der Urkunde aufgeführten Besitzliste nur der Anfang wiedergegeben wird. Danach besaß Beuron

- 1) den Talgang rechts der Donau von Oberhausen (abg.) bis zum Sperberloch, den Hof oberhalb der Leibertinger Steige mit Zubehör und eine Mühle im Tal,
- 2) Leute, Güter und Gericht zu Irndorf,
- 3) Leute, Güter und Gericht zu Oberschwandorf,
- 4) Leute und Güter zu Unterschwandorf,
- 5) Leute und Güter zu Buchheim,
- 6) Leute und Güter zu Talheim,
- 7) Leute und Güter zu Riedern,
- 8) das Gut zu Winzeln... und an weiteren 19 genannten Orten.

In Nr. 7 haben wir es wieder mit einem Ort Riedern zu tun, den man bisher nicht zu lokalisieren vermochte, vermerkt doch das Württ. Urkundenbuch hierzu: „Scheint ein abgegangener Ort, insofern wenigstens, die noch heutzutage bekannten württembergischen und badischen Riedern zu entfernt sein dürften.“³¹⁾ Zwischen Talheim südlich der Donau und Winzeln nördlich der Donau gelegen, erscheint in der Besitzliste Riedern. In der vorgegebenen Reihung läßt sich unser bei Werenwag vermutetes Riedern nicht nur geographisch gut einordnen, sondern auch besitzgeschichtlich. Ausgehend vom unmittelbar im Donautal beim Kloster gelegenen Gründungsgut wurde bei weiteren Besitzwerbungen Beurons die Nähe zum Kloster sicher angestrebt.³²⁾ Ist aber damit das Riedern des Jahres 1005 identisch mit dem des Jahres 1253? Niemand hat die Frage bisher gestellt. Selbst jüngste heimatgeschichtliche Werke halten sich nicht mit dem Versuch auf, Riedern zu lokalisieren.³³⁾

50 Jahre später erscheinen Udelhild, die Witwe Graf Friedrichs von Zollern, und ihr Sohn Graf Friedrich d. J., genannt von Merkenberg, als Nachfolger in der Schirmvogtei für Beuron. Entgegen dem Vertrag von 1253 verpfänden sie am 12. VI. 1303 neben ihrem Eigenbesitz Bronnen und Mühlheim auch noch den ihnen als Schirmvögten anvertrauten Beuroner Klosterbesitz um 1000 B hlr an den Bischof Heinrich II. von Konstanz. Der ganze, 1253 genannte Klosterbesitz, darunter auch Riedern, ist Pfandobjekt.³⁴⁾ Ob das Pfand innerhalb der gesetzten Frist wieder eingelöst wurde, ist nicht bekannt aber auch nicht auszuschließen, weil fast dieselbe Besitzmasse mit Einschränkungen in einer weiteren Urkunde nochmals als Pfandobjekt erscheint. Die Handelnden sind dabei dieselben. Bischof Heinrich II. zahlt am 3. II. 1305 sogar eine Pfandsumme von 1400 B hlr. Riedern ist wieder Bestandteil der Pfandmasse.³⁵⁾ Zwar wurden die Bedingungen der Pfandauslösung in einer Urkunde am Tag der Verpfändung ausgehandelt,³⁶⁾ doch ist nicht bekannt, ob es zur Auslösung kam. Damit verliert sich die Spur Riederns für einige Zeit.

Zur Besitzgeschichte Riederns

Es kann sich bei der folgenden Darstellung nur um ein grobes Raster handeln; zu groß sind die zeitlichen Lücken. Ebenso fehlen uns präzise Angaben über den Besitzumfang des jeweils zu Riedern genannten Besitzes. Da nun das Kloster Stein am Beginn und Ende der Liste erscheint, dürfte es wahrscheinlich über den ganzen Zeitraum zumindest Teilbesitz zu Riedern gehabt haben.

1005 Kg. Heinrich II. schenkt Riedern dem Kl. Stein/Rh.

zwischen 1083 und 1253 kommt Riedern an Kl. Beuron

von 1253-1303 unter der Schirmvogtei von Zoltern

1303/1305 Riedern wird an den Bischof von Konstanz verpfändet

1394 Riedern im Besitz der österr. Herrschaft Hohenberg

1405 Eberhard v. Hausen verkauft den „maiger von Riedern“ an v. Stuben

1416 Kl. Stein verleiht den wüst liegenden Hof Riedern an den Vogt zu Werenwag

Literatur:

29) Zingeler, K. Th., Geschichte des Klosters Beuron im Donauthale, Sigmaringen 1980, S. 58/59

30) WUB, Band IV, S. 19, Nr. 1258

31) WUB, Band IV, Anmerkungen S. 22

32) Ochs Karl, Studien zur Wirtschafts- und Rechtsgeschichte des Kl. Beuron von der Gründung bis zum Jahre 1515, in: Hohenz. Jahreshefte, Sigmaringen 1934, S. 24-26

33) Blessing Elmar, Mühlheim an der Donau, Geschichte und Geschichten einer Stadt, Sigmaringen 1985, S. 1-7

34) REC II, S. 49, Nr. 3326

35) REC II, S. 54, Nr. 3375

36) REC II, S. 54, Nr. 3376

Das Kriegsende 1945 in Südwestdeutschland

3. Teil – Von Rudolf Töpfer

Von Geislingen her fuhren etwa um 16 Uhr die französischen Panzer in die Stadt Balingen ein, wo sie sich zunächst einige Zeit auf dem Vorplatz beim Bahnhof aufhielten, wahrscheinlich um erst einmal die Lage zu erkunden. Als sich in der Stadt alles still verhielt, fuhren sie über die Robert-Wahl-Straße in Richtung Bundesstraße weiter, dabei immer wieder Fensternischen und Hauseingänge mit Maschinengewehrfeuer bestreichend.

Als erstes besetzten die „Befreier“ den Bahnhof und das Postamt. Die Fernsprechanlage verdankte nur der Initiative des Postamtmanns Jetter, daß sie vor der Zerstörung bewahrt blieb, die von deutscher Seite noch angeordnet war. Eine etwa 30 Mann starke Nachrichtenabteilung der deutschen Wehrmacht, die im Postamt stationiert war, geriet in französische Gefangenschaft.

Nun begann eine Plünderungsaktion, die sich über mehrere Tage erstrecken sollte. Für die ausländischen Arbeiterinnen und Arbeiter aus etwa 17 Nationen war dies eine willkommene Gelegenheit, sich für erduldetes Leid wieder schadlos zu halten. Auf dem Bahnhofsgelände abgestellte Güterwagen, die mit Kleidung, Medikamenten, Lebensmitteln und Tabak beladen waren, wurden restlos ausgeplündert.

In der Zwischenzeit pochte auch die französische Besatzungsmacht auf ihr Recht und meldete auf dem Rathaus ständig neue Wünsche nach Quartieren und Lebensmitteln an. Und die ausländischen Fremdarbeiter kamen mit nicht endenwollenden Forderungen. Sie hatten eigene

Kommandanturen und taten alles, um auch ein Stück vom Ausverkauf zu erhaschen. Landrat Robert Wahl machte schließlich seinem Herzen gegenüber den Franzosen Luft: „Ich glaubte, sie seien als Befreier gekommen, offenbar aber wollen sie uns lediglich noch von dem befreien, was übrig geblieben ist.“ Sein Mut hat Balingen vor Schlimmerem bewahrt. Vielleicht verzichteten die Besatzungstruppen deshalb auch auf Repressalien, als in Dotternhausen ein Munitionszug in die Luft flog und man Sabotage vermutete.

Dotternhausen ist am 21. 4. einer französischen Panzergruppe kampfflos übergeben worden. Schömberg wurde von den Franzosen bereits am 20. 4. von Dautmergen her genommen.

Von Balingen aus rückten andere französische Einheiten über die Lochen nach Tieringen und Oberdisheim vor.

Aus Richtung Schwenningen kommend fuhren am 22. April französische Panzer in Stetten am kalten Markt ein. Von dort aus gingen sie in Richtung „Lager Heuberg“ vor, wo es zu kleineren Schießereien kam und die gefangengehaltenen Franzosen, Russen und Polen befreit wurden, die nun ihrerseits das Lager und im Ort plünderten. Es muß aber auch festgehalten werden, daß oft ehemalige kriegsgefangene Franzosen mit Erfolg darum bemüht waren, daß Ortschaften ohne Beschuß durch die kämpfende Truppe besetzt worden sind.

Die Zollernstadt Hechingen ist am 22. 4. aus Richtung Rottenburg von den Franzosen kampfflos genommen worden. Eine motorisierte Abteilung zog über die Unterstadt ein, um alle wichtigen Plätze zu besetzen, darunter auch das Postamt Hechingen, in dem sich damals noch die Fernsprecheinrichtungen befanden. Wie allerorten üblich, so wurde auch in Hechingen der gesamte Postverkehr stillgelegt.

Von Mössingen her stießen die Franzosen am 21. 4. gegen den westlichen Albrand vor. Am 24. 4. nahmen sie Burladingen im Killertal und zogen in Richtung Gammertingen – Riedlingen weiter, wo sie die Donau erreichten. Die Amerikaner konnten am 22. 4. Ehingen an der Donau besetzen.

Die Stadt Ebingen ist den von der Bitzer Steige her vorrückenden französischen Truppen am 24. 4. um 14 Uhr vom damaligen Bürgermeister Rilling kampfflos übergeben worden. Daß Kampfhandlungen nicht stattfanden, verdankt die Stadt vielleicht auch zum Teil der Initiative des französischen Kriegsgefangenen Professor Schmitt, der als Vermittler auftrat und im Zivilleben Dozent an der Sorbonne in Paris gewesen ist. Ebenfalls am 24. 4. war Onstmettingen besetzt worden.

Erst am Morgen des 25. 4. rückten die Franzosen in die Stadt Tailfingen ein. Die Tagespresse konnte nicht mehr erscheinen, was dazu führte, daß die wildesten Gerüchte kursierten. Nachrichtenübermittlung und Briefbeförderung begannen abenteuerliche Formen anzunehmen. Nur Soldaten, die sich in Zivil nach Hause durchschlagen konnten, brachten einigermaßen zuverlässige Nachrichten aus entfernt gelegenen Landesteilen mit.

Die unweit von Balingen gelegene Ortschaft Laufen an der Eyach wurde von den französischen Truppen umgangen. Von Pfeffingen her haben sie Lautlingen kampfflos besetzt. Vor den anfangs dort einquartierten marokkanischen Kolonialtruppen war keine Frau sicher. Die Gräfin Karoline von Stauffenberg bot den verängstigten Frauen im Schloß mit seinen ummauerten Höfen Zuflucht und Geborgenheit. Dort hatte Claus Graf Schenk von Stauffenberg teilweise seine Kindheit verlebt (geboren 1907); er war es, der als Oberst am 20. Juli 1944 im Führerhauptquartier zu Rastenburg ein Sprengstoff-Attentat auf Hitler durchführte, das fehlschlug. Der Oberst wurde gefaßt und noch am gleichen Abend in Berlin standrechtlich erschossen. Er ist eine der Symbolfiguren des deutschen Widerstands.

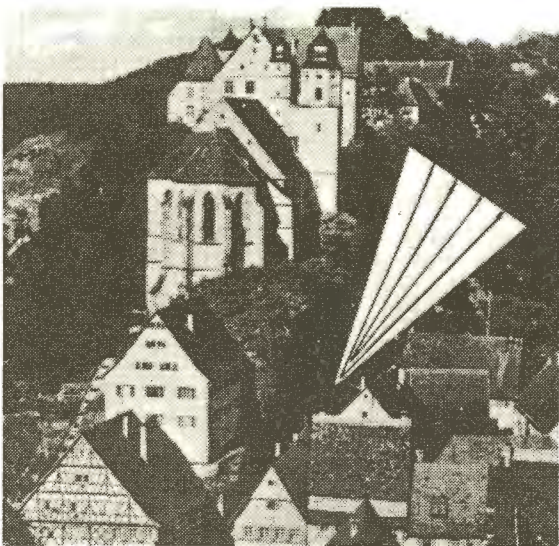
In Margrethausen gab es keine Einquartierungen; dieser Ort wurde der Kommandantur Pfeffingen zugeordnet.

Die von Süden nach Norden fließende Iller mündet bei Ulm in die Donau. Diese wiederum fließt in West-Ost-Richtung über Donauwörth – Regensburg – Passau ab, wo sie von Süden her den Inn aufnimmt. Iller und Donau bildeten die letzte naturgegebene Verteidigungslinie vor den Alpen, wo die Deutschen angeblich eine geheimnisvolle Alpenfestung ausgebaut haben sollten. Nachdem die französischen Truppen nun den Schwarzwald besetzt und große Teile der Schwäbischen Alb überschritten hatten, befahl deren Oberbefehlshaber General de Lattre de Tassigny die Stadt Ulm an der Donau als nächstes wichtigstes Angriffsziel. Ulm glich seit dem 17. Dezember 1944 einer toten Stadt. Damals war die Innenstadt durch einen britischen Bombenangriff zu ¼ ausgelöscht worden.

Am 24. 4. 1945 vormittags drangen amerikanische und französische Einheiten von Süden und Westen her in Ulm ein, ohne nennenswerten Widerstand zu finden. Auf dem Münsterplatz hießen sie das Sternenbanner und die Trikolore. Am 25. 4. besetzten sie auch Neu-Ulm.

Da sich General Eisenhower bereits am 29. 3. entschlossen hatte, Berlin als Kriegsziel für die Westalliierten auszusparen und die amerikanischen Truppen aus der bisherigen Stoßrichtung Osten nun nach Süd/Südost in Richtung Alpen einzudrehen, mußten die französischen Truppen auf ihrem Weg nach Ulm quer durch die nach Südosten vorstoßenden amerikanischen Truppen vorrücken, was nicht Eisenhowers Vorstellungen entsprach und neben anderen französischen Eigenmächtigkeiten ein gespanntes Verhältnis zwischen Amerikanern und Franzosen entstehen ließ, das auch durch einen Briefwechsel zwischen General de Gaulle und General Eisenhower nicht aus der Welt geschafft werden konnte. Die Franzosen wollten eben möglichst viel Reichsgebiet erkämpfen und besetzen, um eine dementsprechend große Besatzungszone beanspruchen zu können. Erst als sie Ulm eingenommen hatte, waren sie bereit, auf ihre Besatzungszone zurückzugehen, die westlich der Iller verlief.

An der Iller sollten zwar deutscherseits Verteidigungsvorbereitungen getroffen worden sein, wonach die zurückgehenden deutschen Fronttruppen vorbereitete Aufnahmestellungen hätten vorfinden müssen. Praktisch erwies sich die Illerfront jedoch als so gut wie ungeschützt. Und wenn es dazu an Kampfkraft mangelt, Bewaffnung und Ausrüstung unzureichend sind usw., dann ist nicht viel zu erhoffen. Zudem führte die Iller Niedrigwasser und war auch selbst kein Hindernis. Da kaum noch zäh verteidigt wurde, ging die Feuerwalze des Krieges meist schnell vorüber. Wo gekämpft wurde, blieben blutige Opfer nicht aus. Freund und Feind schossen Gehöfte und Häuser in Brand. Vieh und Vorräte gingen zugrunde. Die Franzosen warfen auch



Die Schloßkirche in Haigerloch, darunter der Felsenkeller, in dem die deutschen Kernforscher bis kurz vor Kriegsende 1945 experimentierten.

Flugblätter ab, in denen sie die deutschen Soldaten aufforderten, sich gefangennehmen zu lassen. Die Westalliierten hatten Iller und Donau erreicht, Baden und Württemberg besetzt. Im benachbarten Bayern jedoch war der Krieg noch im Gange.

Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges waren Bombenangriffe auf das Reichsgebiet relativ selten. Da die ersten deutschen Nachtjäger mangels Radar noch „blind“ waren, konnten einzelne Feindflugzeuge zwar nachts weit einfliegen, sie warfen jedoch insbesondere nur Flugblätter ab. Ab Beginn der deutschen Westoffensive wurde schon häufiger gebombt. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs näherte sich die „Luftschlacht über England“ ihrem Höhepunkt. Vor allem London wurde stark angegriffen. Damals versprach der britische Premierminister Churchill: „Wir geben es ihnen zurück“. Da mit Beginn der deutschen Offensive gegen die Sowjet-



Marschall DE LATTRE DE TASSIGNY

union Teile der deutschen Luftwaffe an die Ostfront verlegt werden mußten, gewannen die Westalliierten im Bombenkrieg mehr und mehr die Oberhand.

Fortsetzung folgt

Anton Grözingen:

Seuchen in früheren Zeiten

Seuchen kamen in früheren Zeiten als schicksalhafte Naturereignisse über Mensch und Tier. Ganze Dörfer und Städte, ja Landstriche wurden bei Pest- und Cholera-Epidemien fast entvölkert. Durch Viehseuchen, die sich rasch ausbreiteten, fielen in diesen Zeiten, da das Sozialprodukt überwiegend durch die Landwirtschaft erwirtschaftet wurde, große Gebiete in Armut und Hungersnot.

Da man noch nichts wußte von Viren und Bakterien und von deren Infektionsmechanismen, war man Seuchen hilflos ausgeliefert, ohne Mittel zu haben, sie in ihrer Ursache zu bekämpfen oder sie in ihrer Verbreitung wirksam einzudämmen. Bei der starken christlich-religiösen Einbindung auch des Alltags unserer Vorfahren wurden Seuchen als Straferichte und Geißeln Gottes angesehen.

Zur Bekämpfung dieser Epidemien gab es nach den damaligen Vorstellungen zwei Wege, einen „geistlichen“ und einen „medizinischen“. Daß die geistlichen Mittel im Vordergrund standen, war nur folgerichtig: Wenn die Seuche von Gott als Strafe über eine Region für deren Sünden verhängt wurde, mußte der Herrgott durch Gebete, Bußen und Opfer und durch Gelöbnis künftigen Wohlverhaltens auch zum Abbruch seines Straferichts gebracht werden können. Damit wäre die Seuche in ihrer Ursache bekämpft gewesen.

Daneben hatte man aber doch aus Beobachtung und Erfahrung von Jahrhunderten erstaunlich viel medizinisch richtiges Verhalten gelernt. Man hatte erkannt, daß solche Seuchen örtlich begrenzt waren, aber durch Mensch und Vieh in andere Gebiete geschleppt werden konnten. Deshalb verbot man Viehtriebe u. ä. von einem Ort zum anderen. Andererseits flohen Menschen, die es sich leisten konnten, in kleine, möglichst weit entfernte oder hochgelegene Orte.

Auch die angewandten Medikamente waren meist solche, von denen man heute weiß, daß sie eine gewisse desinfizierende und leicht antibiotische Wirkung haben. – Vitriol (Kupfersulfat), Salpeter und damit auch Schießpulver, Salbei wirken adstringierend, d. h. eiweißkoagulierend und damit keimhemmend. Die ätherischen Öle, die in den Drogen Nelken, Muskat, Wacholder enthalten sind, haben schwach antibiotische Wirkung und wirken desinfizierend.

Vor diesem Hintergrund sollte man die nachfolgenden Berichte sehen.

Viehseuche in der Stadt Schömberg

Am 7. März 1732 brach in Schömberg die Maul- und Klauenseuche aus, dieselbe wurde aus der Gegend von Binsdorf 1) eingeschleppt, sie scheint das erste Mal aufgetreten zu sein, denn man kannte die Krankheit gar nicht, es verursachte daher dieselbe allerorten einen panischen Schrecken. Es wurde allerorten Tag und Nacht geläutet. Katholiken und auch Protestanten nehmen die Zuflucht zu den Kapuzinern. Vom hiesigen Rathe wurde beschlossen, zuerst zu geistlichen Mitteln die Zuflucht zu nehmen, es wurden den ersten Tag von den

Kindern auf dem Gottesacker 2 Psalter und sechs Rosenkränze gebetet, den 2ten Tag wurde ein allgemeiner Betttag gehalten, man las morgens eine Messe in der Frauenkirche 2), ging dann mit der Prozession auf den Palmbühl, las dort die 2te Messe und ging von dort in die Peters- oder Gottesackerkirche 3), las dort die 3te Messe und betete den ganzen übrigen Tag vor dem Allerheiligsten bis in die Nacht. Auch wurde ein Kapuziner von Rottweil berufen, benedizierte den Weiher 4), die Brunnen und die Stallungen, blieb aber trotz alles Bitens nur einen Tag hier, wegen zu vieler Arbeit, um auch andern Orten Hülfe zu eilen, er ging vom Weiher aus nach Schörzingen.

Sowohl Apotheker als Handelsleute mußten mit Waaren schlecht versehen gewesen sein, denn es wurden zwei Männer nach Spaichingen 5) geschickt um Arzneien zu holen, dieselben konnten im Orte nichts bekommen, dagegen hatten Italiener, welche abwesend waren, eine verschlossene Kiste mit derartigen Waaren daselbst, diese wurden auf Befehl des Landvogts geöffnet und den Männern trotz der Protestaktion der Spaichinger, welche alles für sich behalten wollten, etwas weniger abgegeben. Der eine dieser Männer eilte nach Hause, der andere nach Schaffhausen und brachte von dort 3 Pfund Vitriol, das Pfund zu 3 fl. 6), weil dieser auch dort nicht mehr bekommen konnte.



BILD DER HEIMAT: Blick zum Böllat.

Es wurden 12 Männer aufgestellt und in jedes Viertel zwei Männer beordert, welche das Vieh zu untersuchen hatten. Als Heilmittel wurden dem Vieh die Blasen auf den Zungen geöffnet, mit geweihten Scheern 7) das Maul ausgewaschen und dann mit einer Mischung von Honig, Vitriol, Nelken, Muskatnuß und gestoßenem Zimt ausgeschmiert.

Am Vieh waren hier vorhanden 799 Stück, wovon 148 Stück erkrankten. Abschließend wird im Gerichtsprotokoll erwähnt: Durch anhaltendes Gebet und diese Mittel wurde alles Vieh wieder gesund. Gott möge uns vor dieser und anderen Krankheiten bewahren.

Fußnoten:

1. Zwillingsstadt Binsdorf. Besitzt das Stadtrecht seit 1325. Nachweislich wurden seit 1650 sämtliche Geschäfte der Stadt Binsdorf vom Schömberger Schultheißenamt mitverwaltet. Bereits ab 1554 nachweisbar wurden Binsdorfer Amtsgeschäfte von einem Schömberger Stadtschreiber besorgt.

2. Die Frauenkirche, auch Klosterkirche genannt, lag innerhalb der Stadtmauer. Die Peterskirche, sicher noch romanischen Baustils lag innerhalb des Kirchhofes und war mit dem Pfarrecht ausgestattet.

3. Bereits unter 2. genannt.

4. Weiher auf Österösch. (Mundart: Aisterösch = wasserreiche Ösch.)

5. Oberamtsstadt.

6. fl. Florin = Gulden.

7. Wahrscheinlich ein chirurgisches Instrument.

Die Verfasser

Ingrid Helber
Westerwaldstr. 17,
7460 Balingen-Frommern.

Heinrich Stopper
A.-Färber-Str. 20, 7475 Meßstetten 1

Rudolf Töpfer
Stingstraße 47, 7460 Balingen.

Achtung: alle Autoren werden gebeten, der Redaktion ihre Konten für die Honorarüberweisung mitzuteilen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 37

31. August 1990

Nr. 8

Streusand, Stehpult, Steuerlisten

Randbemerkungen zur Geschichte der Kommunalverwaltung – von Dr. Peter Thaddäus Lang, Stadtarchiv Albstadt

Es mag vielleicht seltsam klingen, aber während des Mittelalters waren Rathäuser für kleinere Kommunen weitgehend überflüssig – damals gab es eben herzlich wenig zu verwalten. Zu jener Zeit verfügten wohl alle Gemeinwesen im südwestdeutschen Raum über ein Gremium, das in den Quellen „Schultheiß, Bürgermeister und Ratsverwandte“ genannt wird. Diese aus den vornehmsten Bürgern bestehende Personengruppe fand sich zu regelmäßigen, aber weit auseinanderliegenden Terminen zusammen, oft nur ein- oder zweimal im Jahr.

Bei schönem Wetter traf man sich im Freien, und zwar entweder unter der Dorflinde oder auf dem Marktplatz. Bei Regen oder Kälte ging man in die Kirche. Der Pfarrer hatte keineswegs etwas dagegen, wenn dort auch weltliche Angelegenheiten geregelt wurden, denn das war seinerzeit allgemein so üblich.

Zur Verhandlung kamen kleinere Strafsachen und Zivilstreitigkeiten – Taschendiebstähle etwa, üble Nachreden und Beleidigungen oder Nasenstüßer und Ohrfeigen. Man bestimmte bei diesen Zusammenkünften aber auch die Vormünder für Waisenkinder und man setzte die städtischen oder dörflichen Bediensteten ein oder ab, sofern dies erforderlich erschien. Viele davon brauchte man sowieso nicht. Zunächst genügte wohl ein Gemeindegast und ein Flurhüter, später kam ein Verwalter für die Gemeindekasse und ein weiterer für die kirchlichen Finanzen hinzu, und in größeren Kommunen vielleicht außerdem noch ein Aufseher für das Bauwesen und für die städtischen Gewerbe.

Nun dachte freilich noch kein Mensch daran, sich etwas über die anfallenden Vorgänge aufzuschreiben. Papier war unbekannt, Pergament sehr teuer, und überdies konnte höchstens der Pfarrer mit Federkiel und Tinte umgehen.

Bei diesem Stand der Dinge blieb es natürlich nicht auf Dauer. Im weiteren Verlauf ging man dann allmählich dazu über, den einen oder anderen wichtigen Sachverhalt schriftlich festzuhalten. Bei Streitigkeiten um den rechtmäßigen Besitz von Immobilien zeigte es sich nämlich, daß diejenige der streitenden Parteien sehr im Vorteil war, die eine besiegelte Besitzurkunde vorweisen konnte. Zuvor hatten sich unsere Altvordern allenthalben mit symbolischen Handlungen begnügt: Wer einen Acker verkaufte, der überreichte dem Käufer einen Erdklumpen oder Strohhalme. Bei der Übereignung eines umzäunten Obst- oder Gemüsegartens pflegte der alte Besitzer das Anwesen kletternderweise über den Zaun zu verlassen, während der neue Besitzer seinerseits von außen her nach innen hereinstieg. Bei einem Hauskauf hingegen löschte der Verkäufer das Herdfeuer und der Käufer zündete es wieder an. Beim Besitzwechsel eines Gotteshauses schließlich ging ein Stück des Glockenseiles von Hand zu Hand.

Dies alles geschah in der Gegenwart von Zeugen, die allerdings ohne Ausnahme mit einem unabwendbaren Mangel behaftet waren, denn sie konnten den Rechtsakt nur bis zu ihrem Ableben bezeugen. So wollte denn im Laufe der Zeit ein jeder, der Ländereien erwarb, dafür auch eine Urkunde ausgestellt haben. Diese Dokumente wanderten in eine Truhe, die der Schultheiß irgendwo in seiner Wohnung deponiert hatte.

Mit erheblichen Schwierigkeiten sahen sich unsere Vorfahren beim Eintreiben der Gemeindesteuern konfrontiert. Denn wie sollte man in einer noch weitgehend schriftlosen Epoche verfahren, wenn einer daherkam und steif behauptete, er habe schon bezahlt? Sobald sich eine Kommune einen eigenen Schreiber leisten



konnte, mußte dieser ein Buch anlegen, in welches er die Steuersätze eintrug und auch darin die Einnahmen und Ausgaben des Orts vermerkte.

Praktischerweise hielt er dort außerdem noch alles andere fest, was ihm wichtig erschien, zum Beispiel die Beschlüsse der Ratsversammlung oder die notarielle Bestätigung von Privatverträgen. Weil sich die Zahl der anfallenden Vorgänge in sehr engen Grenzen hielt, stellte sich das Problem der Unübersichtlichkeit erst gar nicht, und man schrieb alles durcheinander und kunterbunt auf, ganz in der Reihenfolge, wie sich die Dinge eben abspielten.

Die Seiten füllten sich in einem gar beschaulich-geruhigen Tempo, und es schien den mittelalterlichen Verwaltungsleuten keine Mühe zu bereiten, sich in den Verschränkungen und Verzahnungen ihrer Einträge zurechtzufinden. Nachdem aber dieses Buch nach generationenlanger Schreibertätigkeit bis zur letzten Seite vollgekritzelt war, mußte man in der Tat recht lange herumblättern, bis die gesuchte Eintragung endlich aufgespürt war. Deshalb kam ein findiger Schreiberling auf den praktischen Gedanken, das nächste Buch in sinnige Rubriken einzuteilen – eine für die Ratsbeschlüsse, eine für Beglaubigungen, eine für den Schriftverkehr mit auswärtigen, eine für die Finanzen.

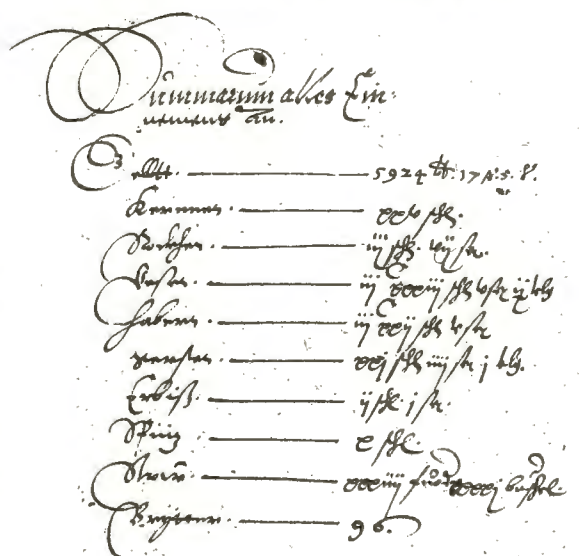
Aber schon bald kamen die Schreiber mit ihren Rubriken nicht mehr zurecht. Es konnte ihnen ja nicht immer gelingen, den Raumbedarf für alle Rubriken ihres Buches schon im voraus richtig einzuschätzen. So waren denn häufig manche Spalten schon übertoll, während andere erst einige wenige Zeilen aufwiesen. Um diesen Notstand zu beheben, krakelte man die Innenseiten der Buchdeckel voll und legte Konzeptzettel dazwischen, die alte Unordnung hatte sich bald wieder breit gemacht.

An diesem Punkt der Verwaltungsgeschichte mußte das Herz der sparsamen Verwaltungsschwaben bitter bluten, doch führte aus der Unordnung kein anderer Weg heraus als jener, für jedes einzelne Thema um teures Geld einen gesonderten Band anzulegen.

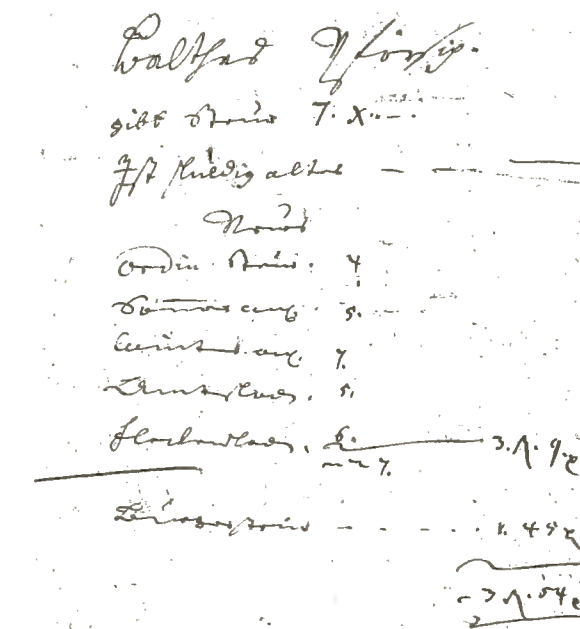
Inzwischen reichte auch die Truhe des Schultheißen schon lange nicht mehr aus. Sofern es mittlerweile ein Rathaus gab, hatte man diese Bände gegen Ende des Mittelalters dorthin gebracht, wo sie in eigens hierfür angeschafften Schränken aufgestellt wurden. Der in kommunalen Diensten stehende Mitarbeiterstab hatte indessen ebenfalls beträchtlich zugenommen. Größere Orte leisteten sich nunmehr eigene Ratsadvokaten, denn die Rechtsfälle waren immer komplizierter geworden. Kleinere Landstädte jedoch reichten solche Fälle schlankerhand an die nächsthöhere Instanz weiter – sollte sich doch der Vogt in der Amtsstadt mit solcherlei Kram abmühen. Die Schreibarbeiten konnte nun einer allein kaum noch erledigen; auch mußten die Zünfte mit schärferem Auge kontrolliert werden, und der Büttel ebenso wie der Steuereintreiber hatten zu ihrer Unterstützung Knechte erhalten – in den Städten jedenfalls.

Dazu kam ein kleines, aber ständig wachsendes Heer von weiteren Bediensteten – Spitalmägde, Nachtwächter, Hebammen, Torhüter und Brunnenmeister, Feldschützen, Straßenkehrer, Feuerschauer, Schulmeister, Ofenheizer, Abortleerer und noch andere mehr.

In dieser Ära wird auch das teure Pergament Schritt für Schritt von dem billigeren Papier abgelöst, weiterhin überflutete eine Akademikerschwemme das Land, die bis in die kommunalen



Aus der Stadtrechnung der Stadt Ebingen, 1602



Aus dem Steuerbuch der Gemeinde Tailfingen, 1733

Ämter hineinschwappte. Dergestalt können wir im Reformationsjahrhundert allmählich schon von einer Verwaltung in unserem heutigen Sinne sprechen, wenn auch die Bürgernähe oft noch mit Bestechlichkeit verwechselt wurde und die Effizienz mit Faulheit.

Beim Ertönen der Mittagsglocke warfen die Prinzipale den Federkiel ins Tintenfaß und eilten zum Mittagstisch, wo sie bei Braten und Wein in aller Ruhe des Feierabends harrierten. Die Arbeit blieb an den sich mühsam rackern den Adjunkten und Assessoren hängen, die ihrerseits freilich nur darauf warteten, ebenfalls einmal zum Prinzipal aufzusteigen, um dann, wie diese, behäbig und betulich einem Amte vorzustehen. Betrübblicherweise will es manchmal so scheinen, als seien solche Verhaltensweisen noch keineswegs völlig ausgestorben.

Um den immer stärker anschwellenden Papierberg im Griff zu behalten, mußten unsere Verwaltungsleute geeignete Ordnungssysteme aushecken – sie richteten sich große Wandschränke mit vielen Fächern und Schubladen ein, die allesamt mit Buchstaben und Nummern versehen wurden. Ein derartiges Ordnungssystem erfüllte seinen Zweck hinreichend bis weit ins 19. Jahrhundert hinein, die Aufgliederung der Sachgebiete jedoch ging mehr und mehr ins Detail. Kam man zu Luthers Zeiten noch mit A, B, C und 1, 2, 3, zurecht, so brauchten die Kolle-

gen im Zeitalter von Schiller und Goethe schon A, B, C, darunter I, II, III, dann 1, 2, 3 und schließlich a, b, c. Bisweilen treffen wir in den Archiven auf abstruse Besonderheiten aus dieser Epoche: Aktengruppen werden in dem einen Falle beispielsweise nach römischen Kaisern benannt (Augustus, Nero, Caracalla) oder in einem anderen Falle nach den Sternzeichen (Aries, Cancer, Virgo).

Da die Amtsstuben zunehmend schneller von Papier überquollen, benötigte man gedrungenermaßen Räumlichkeiten zur Lagerung des älteren Schriftguts, das nicht mehr jederzeit zur Hand sein mußte, wofür sich der Name „Registrar“ einbürgerte. Böse Zungen behaupten, der erste Registrar habe „Staubig“ geheißsen.

Im 19. Jahrhundert beschleunigte sich das Tempo der Aktenproduktion in den Diensträumen gewaltig – einmal durch die Einführung von vorgedruckten Formularen, zum andern durch die Erfindung der Schreibmaschine. Nunmehr war schließlich und endlich die Zeit gekommen für eine große Büroreform. Nach dem Ersten Weltkrieg wanderten die losen Blätter in die uns wohl bekannten Aktenordner, an die Stelle von gebundenen Auflistungen und Verzeichnissen traten die Karteikarten, zur systematischen Anordnung und Gliederung des Ganzen sollten ausgeklügelte und ausgefeilte Aktenpläne dienen, sorgsam klassifikatorisch eingeteilt in Hauptgruppen, mit Bedacht in die Tiefe der Materie hierarchisch vordringend durch Gruppen, Untergruppen und Sachgruppen.

Die riesigen Verwaltungsapparate auf der Ebene des Deutschen Reiches und seiner Länder gewöhnten sich sehr schnell an diese neuen und äußerst handlichen Hilfsmittel, die kleineren und mittelgroßen Kommunen hingegen taten sich damit in der Alltagspraxis außerordentlich schwer. Wie man so hört, soll es auch heute noch hie und da Amtsvorstände geben, denen der Aktenplan so unüberwindlich große Rätsel aufgibt wie den Theologen die Geheime Offenbarung des Evangelisten Johannes.

Doch während sich der bedauernswerte Verwaltungsmensch unserer Tage noch mit den hinterhältigen Fußangeln und arglistigen Fallstricken des vertrackten Aktenplans herumquält, da kommen schon die neuen Kommunikationssysteme auf ihn zu und bedrohen ihn mit Telefax und Teletex, da wird er ohne Federlesens überrollt von der elektronischen Datenverarbeitung, die ihm durch ihre Hardware und Software, durch ihre Terminals, PCs, Drucker und Plotter bis in ferne Zukunft noch das Leben schwer machen will.

14

Erstes Capitel.

Fünfter Abschnitt.

Von denen Stadt- und Amts-Schreibern, wie auch deren Substituten und Scribenten, so dann denen Gerichts-Schreibern.

§. 1.

Geleichen dem gemeinen Wesen an einem tüchtig, ehrlich, und nach allen Stücken rechtschaffenen Stadt- und Amts-Schreiber allerdings gar viel gelegen ist; also haben auch die Communal-Vorsteher von Stadt und Amt auf alle Weise den Bedacht auf dergleichen Personen zu nehmen, und zu verhüten, daß sich nicht untüchtige, intracable oder interessierte Leute, zumahlen durch ungebührliche Wege, in dieses Amt eindringen.

§. 2.

Mit solchen neu-annahmenden, oder auch denen bereits vorhandenen, Stadt- und Amts-Schreibern ist wegen des gemeinen Schreib-Verdienstes, so sie das Jahr über in Stadt- und Amts-Angelegenheiten zu machen, und darüber jährlich ihre Schreib-Verdienst-Particularien zu übergeben pflegen, überhaupt auf ein gewisses, beiderseits billiges, bis auf unsere gnädigste Ratification, zu schließen. Zu solchem Ende ist zum wenigsten aus sechs Jahrgängen Amts-Pfleg- und Burgermeister-Rechnungen, so in ruhigen und Friedenszeiten, so dann aus vier dergleichen Jahrs-Rechnungen, so in Kriegszeiten geführt worden seynd, ein Auszug zu begreifen, und daraus zu erlernen, wie hoch sich solcher Verdienst ein Jahr in das andere beloffen habe?

Es sollte aber bey dergleichen Capitulationen einer Seits dahin gesehen werden, daß nicht nur das gemeine Wesen mit keiner Erhöhung der Besoldung, oder neuen Accidienten, oder auf andere Weise, beschweret, sondern vielmehr die übermäßig, und unnütze Schreib-Verdienste verringert, und, so viel möglich, die neuerliche Zulagen zu denen Wart-Geldern, bey denen Stadt- und Amts-Schreibern aber, welche mehrere Substituten hatten, und von selbiger Verdienst ihre reichliche Auskunft haben, auch die ordinari-Besoldungen, gar wieder abgestellt, fürnemlich aber allen einbürgen werde, gewisse (überhaupt oder ins besondere) benachtheiligte Geschäfte ohne weitere Belohnung zu verrichten.

Anderer Seits hingegen ist auch die Capitulation so zu treffen, daß nicht capable Leute, zu des gemeinen Wesens ungleich größerem Schaden, von Annahme einer Stadt- und Amts-Schreiberey abgeschreckt werden mögen, sondern, bey einer guten Haushaltung, als ehrliche Leute mit einer Familie leben, und etwas erwerben, folglich auch mit gutem Muth arbeiten, und mit desto größerem Ernst zu

Aus der Commun-Ordnung des Herzogtums Württemberg, 1758

Literatur:

- K. S. Bader, Dorfgenossenschaft und Dorfgemeinde, Köln 1962.
A. Brenneke/W. Leesch, Archivkunde. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte des europäischen Archivwesens, Leipzig 1953.
A. Dehlinger, Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute, 2 Bde., Stuttgart 1951/1953.
G. A. Jeserich/H. Pohl/C.-Ch. v. Unruh (Hrsgg.), Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. I: Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Reiches, Stuttgart 1983.
H. Mitteis/H. Lieberich, Deutsches Privatrecht, München 9. Aufl. 1981.
J. Papritz, Archivwissenschaft, 4 Bde., Marburg/Lahn 2. Aufl. 1983.

Das Kriegsende in Südwestdeutschland

4. Teil – von Rudolf Töpfer – Der Bomben- und Luftkrieg

Bevor kurz über das Kriegsende in Bayern eingegangen wird, sollen der Vollständigkeit halber einige Bemerkungen über den Bomben- und Luftkrieg folgen.

Als schließlich 1943 auch die Amerikaner mit ihren viermotorigen Langstreckenbomben „Fliegende Festungen“ am Himmel über dem Reich erschienen, wurden bedeutend mehr Tonnen Spreng- und Brandbomben über Deutschland abgeworfen als deutscherseits über alliiertem Gebiet. Kurz vor Kriegsende verfügten die Westalliierten über etwas mehr als 14000 einsatzfähige Bombenflugzeuge. Ihre Bomber haben insgesamt 1440000 Feindflüge unternommen und fast zwei Millionen Tonnen Bomben abgeworfen. Die deutschen sog. Vergeltungswaffen (V-Waffen), die zudem nur wenige Monate von Nordfrankreich aus in Richtung England eingesetzt waren, nämlich bis zur Invasion dort, konnten da nur wenig ausgleichen; sie haben in der Hauptsache englische Abwehrkräfte gebunden und die Bevölkerung in Unruhe gehalten. Es gab die „V 1“ (eine Art Marschflugkörper), die „V 2“ (eine ballistische Rakete) und die „V 3“ (aus einem 150 Meter langen Kanonenrohr per Mehrkammerantrieb abzuschießen). Wegen des raschen Vormarsches der Alliierten kam die „V 3“ nicht mehr zum Einsatz.

Jagdbomber bereiteten vor allem die Opera-

tionen der eigenen Truppe vor und unterstützten diese beim Bodenkampf. Langstreckenbomber hatten im strategischen Luftkrieg planmäßig militärische, industrielle und politische Ziele anzugreifen, um die Wirtschaft zu zerschlagen und den Widerstandswillen der Bevölkerung zu brechen. Verschiebepunkthöfe, Knotenpunkte und sonstige Anlagen der Eisenbahn gehörten ebenfalls zu den gesuchten Zielen, wie die damals in unserem Lande militärisch genutzten 44 Flugplätze.

Die Langstreckenbomber warfen Luftminen sowie Brand- und Sprengbomben in das abgesteckte Zielgebiet, um auf diese Weise den gefürchteten Feuersturm zu entfachen, der kaum aufzuhalten war und vielen Menschen zum Verhängnis wurde. Deutscherseits stellten sich Jäger, Nachtjäger und Flak mit oft beachtlichem Erfolg zum Kampf. Scheinwerfer sollten die feindlichen Piloten blenden, Ballonsperren den Anflug behindern. Beim sogenannten Städtebombardement wurden stets auch zahlreiche Einwohner obdachlos.

Mancher wird an diese schreckliche Zeit noch eigene Erinnerungen haben, so auch Ebinger

Oberschüler, die neben anderen Schülergruppen am 9. März 1944 nach Friedrichshafen kamen, um in der dortigen Flakkaserne für die Luftverteidigung ausgebildet zu werden. Als Luftwaffenhelfer einer Schweren Heimatflakbatterie garieten sie schon wenig später in einen Großangriff auf Friedrichshafen, einige trugen Verletzungen davon.

Was Baden und Württemberg betrifft, so ist, im Vergleich zu anderen Gebieten des Reiches, der Großteil der durch den strategischen Luftkrieg hervorgerufenen Verluste und Schäden hierzulande erst gegen Kriegsende entstanden. In der näheren und weiteren Umgebung von Balingen waren am Stärksten betroffen die Städte

Pforzheim	(66 %)
Friedrichshafen	(47 %)
Ulm	(43 %)
Freudenstadt	40 %
Stuttgart	(35 %)
Freiburg	(28 %)
Reutlingen	(20 % ungef. Zerstörungsgrad).

Einem nach Kriegsende sorgfältig aufgestellten Nachweis war zu entnehmen, daß der jeweilige Zerstörungsgrad im Raum Hechingen (1 %), Balingen (3 %) und Ebingen (5 %), vergleichswei-

se wesentlich niedriger lag, was für die Betroffenen jedoch gewiß kein Trost sein kann.

So war die **Stadt Balingen** erstmals am 2. März 1944 und auch an späteren Tagen kleineren Luftangriffen ausgesetzt, wobei auch unterirdisch verlegte Telefonkabel beschädigt wurden. Der schwerste Luftangriff erfolgte am **22. Februar 1945**. Damals standen die Uhren auf 13 Uhr, als ein Pulk von französischen Flugzeugen angeflogen kam und ihre vernichtenden Lasten fallen ließen. Es waren 35-Zentner-Bomben, in deren Zielgebiet die Anlage der Balingen Trikotwarenfabrik Conzelmann & Co., der Landmaschinenfabrik Carl Friedrich Wahl und der Handschuhfabrik Carl Strasser lagen. Mit ihnen wurden die Villa Strasser, die Wohngebäude von Fabrikant Wahl, Architekt Egelhaaf, Rechtsanwalt Dr. Erbe und Zahnarzt Kempter, die in der Olga- und Bahnhofstraße standen, dem Erdboden gleichgemacht. Sogar in der Behr-, Hermann-Rommel- und Schützenstraße sind Häuser in Mitleidenschaft gezogen worden. 30 Tote und etwa 30 Schwer- und Leichtverletzte waren zu beklagen.

Die angreifende Bomberstaffel zog nach **Laufen a. d. Eyach** ab, wo sie weitere Bomben ausklinkte. Die schlimmsten Schäden waren in der Nähe der Bahnlinie und entlang der Hauptstraße zu beklagen. 21 Gebäude wurden zerstört, andere mehr oder weniger beschädigt. 19 Todesopfer und 20 Schwer- und Leichtverletzte waren die schreckliche Bilanz dieses Angriffs auf Laufen. 75 Menschen hatten ihr Obdach verloren.

Etwa 10 Minuten später nahm die Feindstaffel ihren Rückweg über den **Balinger Heuberg** und die Schützenstraße. Dort mußten weitere 5 Menschen ihr Leben lassen.

Ebenfalls am 22. Februar 1945 mußte das benachbarte **Bisingen (Hohenzollern)** einen schweren Bombenangriff über sich ergehen lassen. 24 Tote wurden auf dem Bisinger Friedhof in einem Massengrab beigesetzt. Einzelheiten können der 1984 erschienenen Broschüre „Das KZ Bisingen“ entnommen werden.

Der sechste und letzte Luftangriff auf **Balingen** erfolgte am 20. April 1945 durch eine Staffel von acht Flugzeugen. Dabei wurden am „Hirscheck“ der „Gasthof Hirsch“, die Häuser von Maler Jetter und Schmied Reiber, das Haus Roller und die Bäckerei Vesper vernichtet sowie weitere Häuser in den angrenzenden Straßen zerstört bzw. beschädigt.

Im Zusammenhang mit dem eingangs beschriebenen Unternehmen „Wüste“ (Ölschieferabbau) war die unweit von Balingen gelegene **Gemeinde Dotternhausen** mehrfach Luftangriffen ausgesetzt, wobei anfangs 1945 der Bahnhof Dotternhausen leicht und die Schweleirei der Zementwerke schwer beschädigt worden sind. Am 18. April erhielt der 72 Meter hohe Kamin der Zementwerke einen Volltreffer und stürzte ein; dabei kamen fünf russische Kriegsgefangene ums Leben.

Die **Stadt Ebingen** hatte ebenfalls unter Bombenangriffen zu leiden. Auch hier erfolgte der erste Luftangriff relativ spät, nämlich am 11. Juli 1944. Damals blieben die Zeiger der Rathausuhr um 13.45 Uhr stehen; als 12 viermotorige Bomber 302 Sprengbomben warfen. Da Ebingen schon des öfteren überflogen worden war, ohne bombardiert zu werden, kam dieser Bombenwurf für die Einwohner der Stadt überraschend. Die Bomben fielen quer auf die Stadt vom Stopper bis hinunter zum Bahnhof. 30 Häuser wurden total zerstört, etwa 490 beschädigt, zahlreiche Verwundete mußten versorgt werden, einige brachte man in das Notkrankenhaus Postschule. 63 Menschen verloren ihr Leben.

Am 13. Februar 1945 fielen um 16.24 Uhr erneut Bomben auf Ebingen. Diesmal flogen zwölf amerikanische Jagdbomber einen Tiefangriff, wobei sie teilweise auch mit Bordwaffen schossen. Besonders betroffen war der Bereich Bitzer Steige – Untere Vorstadt. 13 Menschen verloren ihr Leben, darunter fünf Kinder; 36 Menschen erlitten Verwundungen. Sieben Gebäude wurden total zerstört, weitere 47 beschädigt. Im nachhinein gesehen hat es sich dabei um den drittschwersten Luftangriff auf Ebingen gehandelt.

Weitere Luftangriffe erfolgten am 23. und 27. Februar 1945, wobei Bomben geworfen wurden

und Personen- sowie Sachschäden entstanden. Nun gab es fast täglich Luftalarm in Ebingen. Die Züge hatten vielstündige Verspätungen, da sie erst weiterfahren durften, wenn das Entwarnungssignal gegeben worden war. Kohlenmangel zwang dazu, die Schulen zu schließen. Man gab den Kindern Schulaufgaben mit nach Hause, die sie dann an einem bestimmten Tag erledigt abgeben mußten, um neue Aufgaben mitzunehmen. Auch die meisten Betriebe mußten bereits im Januar schließen, desgleichen die Fabriken, denen es an Strom mangelte.

Die Postannahmestellen hatten aus demselben Grund täglich nur von 10 bis 12 und 14 bis 16 Uhr geöffnet. Fernbriefe persönlicher Art konnten ohnehin nicht mehr befördert werden. Im Ferndienst waren für den allgemeinen Verkehr nur Postkarten zugelassen. Briefverkehr gab es nur noch im Ortsverkehr, nach verkehrsgünstig gelegenen Nachbarorten und mit Orten bis zu 75 Kilometern Entfernung. Im Privatverkehr fiel auch der eingeschriebene Brief fort. Wegen Wagonmangels und schlechter Verbindung sollen Briefschaften und Pakete allgemein „oft monatelang“ verzögert worden sein, was sich auch lähmend auf das ganze Geschäftsleben ausge-



Ebingen, Bombentreffer auf ein Haus an der Gartenstraße am 11. Juli 1944



Beim Bombenangriff auf Balingen am 22. Februar 1945 wurde die Trikotwarenfabrik Conzelmann & Co. von etwa 20 Bomben getroffen und in eine Stätte der Verwüstung verwandelt. Von der Vorderfront (siehe Bild) blieb nur ein kleiner Teil stehen. – Das Balinger Bahnhofsgebäude und das Balinger Postamtsgebäude lagen in unmittelbarer Nähe.



Beim Bombenangriff auf Balingen vom 20. April 1945 wurde auch das ehemalige Gasthaus zum „Hirsch“ getroffen und eingestürzt. Auf dem Bild ist rechts die einstige Bäckerei Vesper zu erkennen.

wirkt habe. In Anbetracht der Luftalarme hätten manche Betriebe die Tagarbeit wegfallen lassen und auf Nacharbeit umgestellt. Selbst Beerdigungen fanden mit Rücksicht auf die Fliegergefahr nur noch entweder früh 7 Uhr oder abends nach 18.30 bis 19 Uhr statt.

Am 18. April 1945 kam es erneut zu einem schweren Luftangriff auf **Ebingen**. Kurz nach 8 Uhr in der Frühe belegten sieben amerikanische Jagdbomber das Gelände um den Bahnhof mit Bordwaffen und Bomben. Dabei wurde auch ein Munitionszug getroffen, der unglücklicherweise zu lange im Bahnhof stand. Die Wagen steckten einander an und flogen nacheinander in die Luft. Bahnhofsgebäude und Güterschuppen wurden total zerstört. Mehrere Fabrikgebäude erlitten ebenfalls Totalschäden bzw. mittelschwere oder leichte Beschädigungen, so auch das Bahnhofhotel und das Postamtsgebäude; beim letzteren geriet der Westflügel in Brand. Drei Tage später wurde in den unteren Räumen der damaligen Textilfabrik Linder & Schmid ein Beihilfspostamt eingerichtet. Ein Jahr lang legten Handwerker und sämtliche Mitarbeiter des Postamts gemeinsam Hand an, um die schlimmsten Schäden an den nicht ausgebrannten Betriebs- und Verwaltungsräumen zu beseitigen. Auf den eigentlichen Wiederaufbau mußte noch einmal sieben Jahre gewartet werden. Er wurde vom Bundespostministerium im Jahre 1953 genehmigt und war im Juni 1956 fertiggestellt.

Damals, am 18. April 1945, ist die ganze Bahnhofsgegend in ein Trümmerfeld verwandelt worden. Allein 27 Großbrände waren zu löschen. Elf Menschen mußten ihr Leben lassen; die meisten von ihnen sind im Bahnhofsgebäude tätig gewesen.

Am 20. April 1945 erfolgte erneut ein Luftangriff auf **Ebingen**, der zahlreiche Gebäudeschäden und Brände verursachte. – Die Tage waren immer schwerer zu ertragen. Die Ungewißheit, was wohl kommen würde, nahm mehr und mehr zu. Schließlich näherten sich französische Panzerspitzen der Stadt. Sie fuhren die Bitzer Steige abwärts und besetzten am 24. April 1945 Rathaus und Polizeiwache. Nun hatte es wenigstens mit den Luftangriffen ein Ende...

Am 22. April 1945, als die Amerikaner unerwartet bei Dillingen einen Brückenkopf bilden und die Donaubrücke unzerstört nehmen konnten, verlief die Front in Richtung Osten noch rund 50 Kilometer nördlich der Donau. Zunächst konnten die Alliierten nur die von Kempten her in nördlicher Richtung fließende und in Ulm in die Donau mündende Iller überschreiten. Vergleichsweise interessant ist, daß am 25. April die Angriffsspitzen der Sowjets und der Amerikaner bei Torgau an der Elbe zusammentrafen und damit das Kampfgebiet auf deutschem Boden in Nord und Süd trennten. In jenen Tagen wurde die Donau auf der langen Strecke zwischen Ulm und Passau von den Amerikanern in breiter Front überschritten, so bei Neuburg, bei Ingolstadt, beiderseits Regensburg (jeweils am 26. April) und damit als operatives Hindernis ausgeschaltet.

Die Hoffnung der deutschen Führung, daß die gehetzte Truppe hinter der Donau etwas verschlafen können würde, erfüllte sich nicht. Der zu Fuß marschierende Infanterist konnte den Wettlauf mit dem motorisierten Gegner nicht mehr durchhalten. Er schleppte sich nur noch dahin und dazu nachts, wenn er eigentlich hätte ruhen sollen. Nur motorisierte Truppen hielten besser durch. Entsprechend angstvoll sah die deutsche Bevölkerung dem Herannahen der Front entgegen. Befehlsgemäß sollte jedoch der inhaltende deutsche Widerstand bis in die Alpen fortgesetzt werden, „um den deutschen Ostarmeen Zeit zum Ausweichen in die englisch-amerikanische Zone zu geben“. Es war bekannt geworden, daß die Alliierten in der Konferenz von Jalta (4. bis 11. Februar 1945) unter anderem auch das deutsche Reichsgebiet in vier Besatzungszonen aufgeteilt hatten.

Schluß in der nächsten Ausgabe

Engstlatte Wandgemälde: Kleinod mittelalterlicher Malkunst

Von Otto Bogenschütz

In der Engstlatte Kirche ist an der fensterlosen Nordseite des Chores ein altes Wandgemälde, dessen künstlerischer wie geschichtlicher Wert allgemein bekannt ist. Es wurde 1902 von Pfarrer Gemelin, dem Entdecker des Wandgemäldes, zum letzten Mal beschrieben. Der bis heute unbekannte Künstler stellte mit dem Wandgemälde die Kreuzigung Christi auf dem Ölberg dar.

Das Kreuz bildet den Mittelpunkt des Gemäldes. Jesu neigt seinen Kopf leicht zur Seite. Sein Blick ist schmerz erfüllt, aber auch geduldig. Sein braunes Haar wallt zur Seite, der Spitzbart läuft in zwei spitzen Zacken aus, um das Haupt ist eine grüne Dornenkrone gewunden. Die Ellbogen sind etwas eckig gebildet. Die Verhältnisse der Körpermaße stimmen zusammen, die Enden seines eng anliegenden Lententuches werden vom Wind nach hinten geweht.

Jesu ist vom Künstler würdig aber in tiefer Empfindung dargestellt. Die Darstellung hat viel Ähnlichkeit in der Form mit den Kunstwerken von Martin Schongauer. Jesu wird auf der rechten Seite von drei, auf der linken Seite von einem Engel umschwebt. Sie haben denselben milden, sanften Gesichtsausdruck, braunes Haar, teils grüne, teils graue mit schönem Faltenwurf wallende Gewänder und lange fliegende Stolas. Mit ihren Händen halten sie Kelche, um das Blut aus den Wunden der Hände und Füße und dem Herzen einzufangen.

Freilich ist diese Darstellung der Engel weniger gelungen als bei Schongauer, denn die Haltung ist steif und teilweise unnatürlich. Oberhalb des Kreuzesbalken befindet sich eine Tafel mit der Aufschrift „I. N. R. I.“ Darüber, unterm Gewölbe, ist auf der rechten Seite von Jesu die Sonne, links der Mond mit derbem Gesicht abgebildet. Auf der rechten Seite am Fuß des Kreuzestammes ist das Bild des knienden Stifters. Das Antlitz des Priesters ist dasselbe wie bei Jesu, nur nach oben gewandt, in den Händen hält er ein aufgeschlagenes Buch. Seine Kleidung ist eine schwarze Sutane, darüber der weiße, geschlitzte Chorrock.

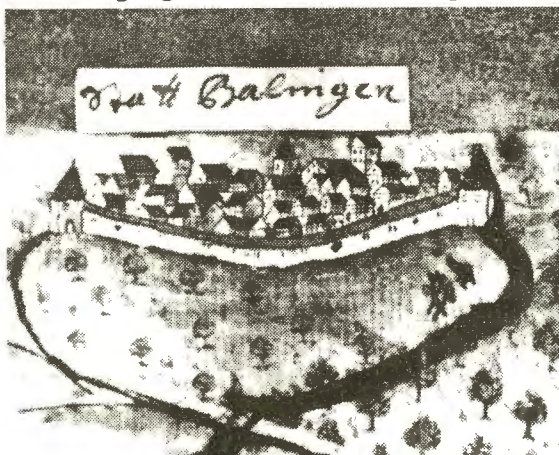
Auf der rechten Seite stehen neben dem Kreuz vier Frauen. Sie tragen den Heiligenschein (Nimbus), ihre Augenlider sind tief herabgezogen, die Augen sind ziemlich groß und spitzoval. Im Gesichtsausdruck liegt tief empfundener Schmerz und fromme Hingabe. In der Mitte der Gruppe steht Maria, gestützt von zwei Frauen. Sie halten ihr die Hände, um sie vor einem Zusammenbruch zu schützen. Die beiden Frauen verraten im Gesicht innige Teilnahme und tiefe Trauer.

Die Kleider zeigen reichen freien Faltenwurf, die Unterkleider sind rot, ein Mantel ist auf der Innenseite grün. Die vierte Frau ringt verzweiflungsvoll ihre Hände verschränkt nach oben. Die Darstellung der Gruppe ist außer der vierten Frau eine Kopie der Kreuzdarstellungen des Michel Wohlgemuth, Lehrmeister von Albrecht Dürer.

Auf der linken Seite umfaßt Maria Magdalena kniend den Kreuzestamm. Sie trägt den Heiligenschein und hat die gleichen Gewänder an wie die von ihr rechts stehenden Frauen. Sie hebt ihre Augen gläubig zu Jesu empor. Unmittelbar hinter Maria Magdalena steht Johannes, der Evangelist. Er blickt mit seinem edlen, jugendlichen Gesicht betend zu Jesu, seine Hände sind gefaltet. Er trägt ein gelbes Gewand. Rechts hinter ihm steht ein römischer Hauptmann, er zeigt mit seiner rechten Hand zum Kreuz, seine andere Hand hält das Schwert.

Die zwei Personen hinter Johannes könnten Josef von Arithamia und Nikodemus sein. Einer von ihnen trägt einen grünen Radkragen und zeigt mit dem Zeigefinger ans Kreuz, der andere ist in derben Umrissen mit rotem Mantel dargestellt. Der fünfte der Männer, ein Kriegsknecht, hält in seiner Hand eine hohe Lanze, oben ist ein Fähnchen befestigt, das in einen grünen Wimpel ausläuft.

Auf dem Wandgemälde sind nicht nur Personen, sondern Burgen und Städte aus der Umgebung von Engstlatte abgebildet. Beim ersten Einblick möchte ich zuerst an Jerusalem denken.



Wird der Hintergrund länger betrachtet, so stellt man fest, daß die Abbildungen in unsere Heimat passen.

Die Burgen sind als Einzelobjekte ohne umgebende Landschaft abgebildet. Am rechten Rand des Wandgemäldes ist im Hintergrund auf einem Felsen die erste Zollerburg abgebildet. Die Zollerburg, ab dem 16. Jahrhundert wird sie Burg Hohenzollern genannt, wurde 1423 von 18 schwäbischen Städten in einem familiären Streit zerstört. Sie durfte erst 30 Jahre später wieder aufgebaut werden. Sie ist auf dem Bild mit der alles überragenden Michaelskapelle, dem Torturm gegen Osten (Bergfried), zwei Türmen gegen Westen, einem hohen Wirtschaftsgebäude mit einem Dachhöcker in der Mitte dargestellt. Auf dem Bild fehlen die Bastionen, sie wurden mit Hilfe der Frondienste der leibeigenen Bauern im Jahre 1616 erbaut.

Auf einem Vorberg, links neben der Zollerburg, ist die Wehrburg der Herren von Bisingen, die Burg Rohr, abgebildet. Sie diente 919–926 als Volksburg bei den Ungarneinfällen, wurde später vom Niederadelsgeschlecht der Wälder als steinerne Wehrburg ausgebaut und 1313 im Reichskrieg gegen Württemberg von den freien Reichsstädten Reutlingen und Esslingen zerstört. Sie wurde danach wegen der ungünstigen Lage, aber auch wegen der Verarmung der Herren von Bisingen nicht mehr aufgebaut. Wegen den neuen größeren Kriegsgeschützen (Schleudern, ab 1348 Pulverwaffen) verlor die Burg an strategischer Bedeutung. Auf dem Bild ist der alles überragende Bergfried, die hohe Schildmauer, auf der Innenseite mit einem Wohngebäude angebaut und die Ringmauer sichtbar.

Auf einem Bergkegel vor der Zollerburg und neben der Burg Rohr ist der unbebaute Hirschberg dargestellt. Zwischen beiden Burgen liegt die Stadt Hechingen mit der 1472 eingeweihten Oberstadtkirche und auf oberem Torturm. Im



linken Hintergrund, von Jesu aus betrachtet auf seiner rechten Seite, ist die Burg Oberhohenberg abgebildet. Sie war die Verwaltungsburg der Grafen von Hohenberg, den Verwandten der Zollergrafen. Sie hatten Besitz in Orten von der Donau bis zum Neckar. Später wurde der Verwaltungssitz nach Rottenburg verlegt.

Die Herrschaft Hohenberg wurde 1381 an die Habsburger verkauft und wurde somit Teil von Vorderösterreich. Die Burg wurde 1447 an die Herren von Hornstein verpfändet. Sie gerieten mit der Stadt Rottweil in Streit. Am 28. August 1449 zogen die Rottweiler auf die Burg und nahmen sie mit Hilfe einer Verräterin unter der Besatzung ein und zerstörten sie. – Auf dem Bild ist die Burg mit einem Bergfried gegen Westen, einem Wohn- und Verwaltungsgebäude, einer Umfangsmauer mit drei Türmen dargestellt.

Inmitten der Burgen, in der Ebene hinter dem Kreuz, aber auf der rechten Seite von Jesu ist die Stadt Balingen abgebildet. Sie ist mit einer Burg gegen Süden, einer hohen Stadtmauer verstärkt mit Türmen, einem hohen Torturm gegen Osten (Tübinger Tor) und der niedrigen Stadtkirche abgebildet. Vor der Stadt steht in der Ebene allein die Friedhofskirche. An einem Weg steht ein Feldkreuz. Erst 1443 wurde mit dem Bau der heutigen Stadtkirche begonnen, der Turm erst 1512 fertig. Die Stadtburg wurde erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts abgebrochen und als Stadtschloß später wieder aufgebaut.

Wie alt ist das Wandgemälde?

Im 13.–14. Jahrhundert setzte sich eine ungewöhnlich volkreiche Szenerie auf allen Kreuzigungsdarstellungen durch. Alle Gestalten tragen eine phantasievoll reiche, zeitgenössische Tracht. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts nimmt der Realismus in den Darstellungen zu. Die Feinde Christi sind derbe Gestalten mit rohen Gesichtszügen, die Trauernden zeigen hemmungslosen Schmerz. Mit zunehmendem Einfluß der Renaissance verringert sich die Anzahl der Personen unterm Kreuz. Der Darstellungsstil der Gewänder der Frauen und der Männer lassen sich mit Heiligenfiguren vergleichen. Die weiten, eng geknitterten und weit geschweiften Kleider, verbunden mit den teilweise realistischen Gesichtszügen des Wandgemäldes, sind ein Werk der Spätgotik (1450–1500). Mit dem Bau der Chores mit seinem charakteristischen Rippengewölbe wurde das Wandgemälde gefertigt.

An einer Wappenkonsole ist die Jahreszahl 1472 eingemeißelt. Was wollte der Künstler mit seinem Wandgemälde ausdrücken?

König Rudolf von Habsburg vermittelte an Weihnachten 1286 im Streit der Grafenhäuser Zollern und Oberhohenberg. Als Ergebnis der Aussöhnung entstanden die Herrschaften Haiburg mit Grosselfingen, Owingen, Stetten und die Schalksburg mit Balingen. Waren die Stifter der Engstlatte Kirche vielleicht die Herren von Bisingen? Klagt vielleicht der Stifter auf dem Wandgemälde den Niedergang seines Adelsgeschlechtes an? Dachte er vielleicht an die Streitigkeiten der benachbarten Grafenhäuser, die unserer Heimat so viel Unheil brachten. Der unbekannte Künstler hat uns sein Geheimnis nicht gelüftet. Dafür dürfen wir uns heute an dem schönen Wandgemälde erfreuen.

Die Verfasser

Otto Bogenschütz
Balingen-Engstlatte

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 7470 Albstadt 1

Rudolf Töpfer
Stingstraße 47, 7460 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 37

29. September 1990

Nr. 9

Unsere einheimischen Heuschrecken

von Klaus Gollmer

Die Heuschrecken gehören mit zu den bekanntesten Insektengruppen in unserem Land. Zur Steinkohlezeit, also etwa vor 400 Millionen Jahren, gab es bereits Formen, die die typischen Sprungheine besaßen. Eine unserer größten einheimischen Heuschrecken ist das grüne Heupferd. Auch ist bei der älteren Generation der Warzenbeißer recht bekannt. Sein Name beruht auf einem alten Volksglauben. Man ließ früher vom Warzenbeißer Warzen abbeißen und durch den dabei abgegebenen Darmsaft verätzen.

In der artenreichen Tierklasse der Insekten gehören die Heuschrecken zur Gruppe der Insekten mit unvollständiger Umwandlung. Sie entwickeln sich aus dem Ei über eine unterschiedliche Zahl von Larvenstadien zum ausgewachsenen Tier. Das für viele Insekten typische Puppenstadium fehlt. Innerhalb der Heuschrecken unterscheiden wir zwei Unterordnungen: die Langfühlerschrecken, deren Fühler länger oder so lang wie der Körper sind, und die Kurzfühlerschrecken, deren Fühler kürzer als der Körper sind.

Viele unserer einheimischen Heuschreckenarten sind heute durch Umweltveränderungen stark gefährdet. Aus diesem Grund mußten 36 von 66 einheimischen Heuschreckenarten in die Rote Liste der bereits ausgestorbenen oder vom Aussterben bedrohten Tier- und Pflanzenarten aufgenommen werden. Die meisten der bunten, auffallenden Arten, aber auch einige weniger spektakuläre Vertreter sind in den letzten Jahren sehr stark zurückgegangen. Viele Arten sind in landwirtschaftlich beeinflussten Gebieten ebenso wie die meisten in Feuchtgebieten selten geworden.

Vorkommen, Lebensraum und Lebensweise

Die einzelnen Heuschreckenarten stellen sehr unterschiedliche Ansprüche an ihren Lebensraum. Da die Ursprungsgebiete unserer meisten Heuschrecken in wärmeren Zonen liegen, ist für viele die Temperatur ein entscheidender Faktor. Manche können sich nur in menschlichen Gebäuden halten, z. B. die Gewächshausschrecke oder das Heimchen. Andere sind auf die wärmsten und trockensten Gegenden angewiesen wie die Steppen-Sattelschrecke. Daneben gibt es aber auch kälteresistente Arten, die nur in Gebirgen vorkommen, und solche die sich auf Feuchtgebiete spezialisiert haben wie die Sumpfschrecke. Besonders artenreiche Heuschreckenbiotope sind kurzrasige Trockenrasen, Feuchtgebiete und sonnige Waldsäume.

Allgemein herrscht die Ansicht, daß Heuschrecken Pflanzenfresser und damit Schädlinge sind. Diese Meinung stützt sich auf die historische Erfahrung mit den Wanderheuschreckenschwärmen längst vergangener Zeiten. Fast alle Heuschrecken sind jeweils auf Mischkost eingestellt. Sie verzehren kleine, weichhäutige Insekten, wie Raupen und Blattläuse, daneben verschiedene Pflanzen, besonders solche von weicher, saftiger Beschaffenheit (z. B. Löwenzahn, Vogelmiere und Kleearten). Der Anteil tierischer und pflanzlicher Bestandteile an der Nahrung ist artenweise verschieden. Das grüne Heupferd und der Warzenbeißer scheinen sich überwiegend von anderen Tieren zu ernähren; sie fressen sogar die Larven der Kartoffelkäfer. Auch die viel geschmähte Maulwurfsgrille (im Volksmund „Werre“ genannt) frißt offensichtlich vorzugsweise Insektenlarven.

Gesang, Paarung, Eiablage und Entwicklung

Bei den Heuschrecken gibt es eine Fülle von Lautäußerungen. Diese dienen der Werbung um

den Partner und zeigen die Paarungsbereitschaft an. Bei vielen Heuschreckenarten singen auch die Weibchen. Die Weibchengänge sind wesentlich leiser als die Männchengänge und selten zu hören. Die Singweise ist auch von der Umgebungstemperatur abhängig. So kann die Singweise bei warmem Wetter aus einem fließenden Schwirren und bei kaltem Wetter aus einzelnen Tonstößen bestehen. Die Töne werden unter Mithilfe unterschiedlicher morphologischer Strukturen hervorgebracht.

Bei fast allen Langfühlerschrecken werden die beiden Vorderflügel angehoben und dann gegeneinander gerieben. Das Geräusch entsteht dadurch, daß eine Schrilleiste auf der Unterseite des oberen Flügels über eine Schrillkante am unteren Flügel gerieben wird. Die Feldheuschrecken dagegen streichen einen oder beide Hinterschenkel über die Flügel. Dabei reibt eine gezähnte Leiste auf der Innenseite des Hinterschenkels über eine vorstehende Flügelader des Vorderflügels, was die spezifischen Lautäußerungen hervorruft.

Es gibt unter den Heuschrecken auch noch spezielle Formen der Tonerzeugung. Die Sumpfschrecke hebt einen Hinterschenkel an und schleudert die Schiene nach hinten weg. Durch dieses Schienenschleudern wird ein Ton erzeugt, der etwas an das Knipsen mit dem Fingernagel erinnert. Dagegen trommelt die Gemeine Eichenschrecke mit den Hinterbeinen auf einer Unterlage, meist einem Blatt. Dabei entsteht ein schnurrendes Geräusch. Andere Heuschreckenarten wiederum erzeugen beim Fliegen ein weit hin hörbares schnarrendes Fluggeräusch.

Die Paarung verläuft bei den Kurz- und Langfühlerschrecken auf verschiedene Weise. Bei den Kurzfühlerschrecken verhält sich das Weibchen weitgehend passiv. Das Männchen steigt auf das Weibchen auf und vollzieht die Paarung, indem es seine Abdomenspitze (Hinterleibspitze) von unten an die weibliche Abdomenspitze heranhält, dort festhaftet und das Sperma übergibt. Oft läßt sich dann das Männchen nach hinten überfallen und wird auf dem Rücken liegend vom Weibchen mitgeschleift.

Bei den Langfühlerschrecken verhält sich das Weibchen aktiver. Angelockt vom Gesang des Männchens, nähert es sich diesem und besteigt dessen Rücken. Dann tritt aus der männlichen Genitalöffnung eine weißliche Spermatophore aus, welche an die weibliche Genitalöffnung angehaftet wird. Diese Spermatophore besteht aus einer gallertigen Substanz, die im Innern die Spermien enthält. Kurz danach trennt sich das Paar, und das Weibchen beginnt mit dem Verzehr der Gallerthülle. Dabei wandern die Spermien in die weibliche Genitalöffnung.

Wenige Tage nach der Paarung beginnt das Weibchen mit der Eiablage. In den meisten Fällen bohrt es die Legeröhre ins Erdreich und legt dort hinein ihre Eier. Während bei den Langfühlerschrecken die Eier lose in kleine Gruppen oder einzeln abgelegt werden, betten Feldheuschrecken ihre Eier in ein rasch erhärtendes, schaumiges Sekret. Manche Laubheuschrecken



Foto: Grünes Heupferd

wählen oberirdische Ablageorte, wie Pflanzenstengel oder rissige Baumrinde.

Aus den überwinterten Eiern schlüpfen im Frühjahr die Larven, die schon im ersten Stadium an die ausgewachsenen Heuschrecken erinnern. Um wachsen zu können, müssen sich die Heuschreckenlarven von Zeit zu Zeit häuten, wobei auch die Fühler auf der gesamten Länge mitgehäutet werden. Nach abgeschlossener Häutung verspeist die Heuschreckenlarve die zurückgebliebene Hülle (Exuvie).

Heuschrecken im Bereich Balingen-Ostdorf

Insgesamt sind in Baden-Württemberg 66 Heuschreckenarten nachgewiesen. Von diesen sollen hier nun einige stellvertretend für Balingen-Ostdorf vorgestellt werden.

Die wohl allgemein bekannteste Art dürfte das Grüne Heupferd sein. Diese mit bis zu 42 mm Körperlänge größte einheimische Heuschreckenart ist im wesentlichen grün gefärbt. Das Grüne Heupferd ist eine unserer anpassungsfähigsten Heuschreckenarten. Es lebt auf Kulturläichen, etwa in Gärten und Getreidefeldern, an sonnigen Wegrändern und auch auf Trockenrasen. Die Nahrung besteht im wesentlichen aus Insekten. Es ist deshalb ein sehr nützlicher Gartenbewohner. Die Art ist tag- und nachaktiv und singt etwa von Mittag bis Mitternacht. Die Entwicklung dauert mindestens eineinhalb, manchmal sogar über fünf Jahre.

Auch die Roesels Beißschrecke gehört zu einer unserer häufigsten Arten. Ihre Grundfarbe ist grün oder hellbraun. Das Halsschild weist am unteren Rand einen gut sichtbaren weißen Randstreifen auf. Diese Art findet man von Anfang Juli bis Oktober. Sie ist überwiegend tagaktiv und lebt sowohl auf feuchtem Boden als auch auf trockenem Grasland.

Als Vertreter der Familie der Grillen, die insbesondere im Frühjahr (Mai, Juni) durch ihre

Gesänge auffallen, sind die Feldgrille und die Maulwurfgrille zu nennen. Beide Arten leben überwiegend unter dem Boden und sind bei uns noch häufig anzutreffen. Sie überwintern als Larven und sind deshalb schon im Frühjahr ausgewachsen. Die Feldgrille bewohnt trockene, sonnige Gebiete mit niedriger Vegetation. In den letzten Jahren ist diese Art in Norddeutschland fast überall ausgestorben. Ältere Larven und ausgewachsene Tiere leben in selbstgegrabenen Röhren, die etwa 20 cm schräg hinabführen.

Das wohl schlechteste Ansehen unter der Bevölkerung dürfte die Maulwurfgrille (Werre) haben. Sie lebt vorzugsweise auf feuchtem, lockerem Boden mit niedriger Grasvegetation, aber auch auf Lehm Boden. Da sie auch in Gärten auftritt und dort die Wurzeln der Setzlinge anfrisst, wird sie heftig bekämpft. Mancherorts soll sie bereits ausgerottet sein. Sie frisst vor allem Insektenlarven und nur als Beikost pflanzliche Nahrung. Eine Besonderheit in Ostdorf stellt die vom Aussterben bedrohte Wanuschrecke dar. In Deutschland kommt sie von Anfang Juni bis Mitte Juli von der Schwäbischen Alb bis zum Schwarzwald vor. Sie lebt vegetarisch auf lang-

rasigen Wiesen mit üppiger Vegetation. Zur Erhaltung dieser Art ist es erforderlich, daß die Wiesen erst Anfang August abgemäht werden.

Als weitere Heuschrecken können in Ostdorf die Zweifarbigkeitschrecke, die Alpen-Strauchschrecke, mehrere Dornschreckenarten, die Große und Kleine Goldschrecke, die Rote Keulenschrecke, der Gemeine Grashüpfer sowie der Braune und der Nachtigallgrashüpfer beobachtet werden.

Gefährdung

Die meisten unserer einheimischen Heuschreckenarten sind insbesondere durch Umweltveränderungen gefährdet. Dazu zählen die Trockenlegung von Feuchtgebieten, die Zurbetonierung unserer Landschaft und das Verspritzen von Giften. Ein Schutz dieser Arten kann nur durch den Menschen erfolgen. Dies erfordert aber ein Umdenken. Auch unsere Nachkommen sollen sich einmal an den kleinen Hüpfen erfreuen, die friedlich auf ihrem Halm sitzen und zirpen. Was wäre denn schon ein warmer Sommerabend ohne die Liebesgesänge unserer heimischen Heuschreckenarten?

Das Kriegsende in Südwestdeutschland

Von Rudolf Töpfer – 5. Teil: Das Kriegsende in Bayern

Längs Iller und Lech drangen die amerikanischen Truppen weiter nach Süden vor. Memmingen fiel am 26. April, auch der dortige Fliegerhorst; im Memminger Kriegsgefangenenlager konnten über 3000 alliierte Soldaten befreit werden. Landsberg, Schongau, Kaufbeuren und Kempten wurden am 27. April genommen.

Am folgenden Tage kapitulierte Augsburg; es war kurz vorher durch drei Bombenangriffe stark zerstört worden. Diese galten auch den Messerschmittwerken, in denen man das erste Strahlflugzeug der Welt, die Me 262, konstruiert hatte.

Ebenfalls am 28. April erreichten die Amerikaner Füssen und südwestlich davon österreichischen Boden. Sie fuhren kampflos in Vils ein. Die Reste der deutschen Truppen strebten auf allen Straßen und Wegen den Alpeneingängen zu. Sie sollten sich „überrollen lassen“. Es wurden so viele deutsche Kriegsgefangene gemacht, daß man sie nicht bewacht zurückführen konnte. Demoralisiert marschierten sie in geschlossenen Kolonnen allein nach hinten. Am 29. April drangen die Amerikaner bis Oberammergau vor, das kapitulierte, wodurch die Lazarettstadt mit über 10 000 Verwundeten gerettet war. In Murnau wurden am gleichen Tage 4200 polnische Offiziere befreit, die seit 1939 in Gefangenschaft lebten. Am 30. April erreichten die Alliierten Penzberg und Mittenwald.

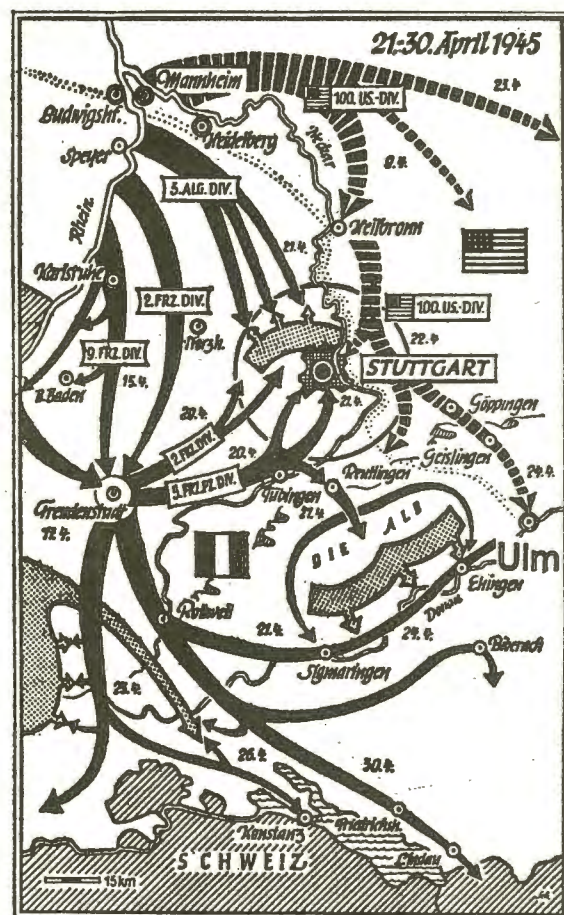
Die Französische 1. Armee hatte bis zum 28. April die Linie Ravensburg – Aitrach – westlich Überlingen erreicht. Sie stand am 29. April in Friedrichshafen, Wangen und Isny, am 30. April in Lindau, Bregenz, Immenstadt und Sonthofen. Über Oberstaufen vorgehende Teile überschritten bei Aach die österreichische Grenze.

Die Amerikaner konnten nur aus dem von ihnen zwischen Donau und Alpen besetzten Raum nach Osten vorstoßen und den noch an der Donau kämpfenden deutschen Verbänden den Rückzugsweg in die Alpenfestung abschneiden. Damit war München nun von Westen und von Norden bedroht. Dort herrschte deutscherseits ein ziemliches Durcheinander. Da gab es den Gauleiter Giesler sowie einen Kampfkommandanten und auch die Kommandeure der sich zurückziehenden deutschen Fronttruppen. Es hat lange gedauert, bis der Gauleiter davon überzeugt war, daß die durch München führenden Fernstraßen sowohl aus militärischen Gründen als auch – unter Hinweis auf die täglich neuen Blockierungen durch Fliegerangriffe – um die Zivilbevölkerung versorgen zu können, offengehalten werden mußten, weshalb München „unter diesen Voraussetzungen überhaupt nicht zu verteidigen sei“ und dort auch keine Verteidigungsvorbereitungen getroffen worden waren. Aus diesem Grunde sollten auch die Münchener Stadtbüchsen nicht gesprengt werden. Die anderen Isarbrücken waren durch „auf den Min-

destssprengereffekt berechnete Planladungen“ auf eine mögliche Sprengung durch die kämpfende Truppe vorbereitet worden, um diese zu unterstützen und aber auch um die Zerstörung in Grenzen zu halten.

Am 29. April standen die Amerikaner bereits in Moosburg und erreichten das berühmte Konzentrationslager Dachau, das mit 30 000 Häftlingen völlig überfüllt war. Seuchen waren ausgebrochen. Sofort nach der Lagerübergabe kam es zu einem Massaker gegen die verbliebenen Lagerwachen. Bis zum 29. April abends hatten sich die Amerikaner zum Angriff auf München bereitgestellt. Die deutschen Truppenführer waren zum Räumen der Stadt und zum Ausweichen hinter die Isar entschlossen. Die Amerikaner trafen auf allen Einzugsstraßen nach München nur auf geringen Widerstand. München fiel nur eine halbe Stunde, nachdem sich Hitler am 30. April in Berlin das Leben genommen hatte. Auf München waren in den Kriegsjahren eine Unzahl Bomben gefallen. Zehn Millionen Kubikmeter Schutt bedeckten das Stadtgebiet. Durch Luftangriffe waren 6000 Tote und 15 800 Verwundete zu beklagen. Mehr als 500 000 Einwohner hatten ihr Obdach verloren. Am 30. April abends verlief die Front bereits 20 Kilometer südlich von München.

Um verlustreiche Angriffe über die Donau zu vermeiden, hatten sich die Amerikaner entschlossen, die deutsche Donauverteidigung zwischen Straubing und Passau von ihrem Regensburger Brückenkopf her rechts der Donau aufzurollen. Am 27. April traten sie zum Angriff an. Bereits am 28. April nahmen sie das 30 Kilometer entfernte Straubing. Am 29. April fiel Plattling. Zug um Zug bildeten sie Brückenköpfe über die Donau. Fast unangefochten gingen sie in Richtung Osten nach Passau und nach Südosten auf das Rottal vor. Vilshofen wurde am 1. Mai erreicht. Im Verkehrsknotenpunkt Passau vermuteten sie starke deutsche Abwehrkräfte. Diese Stadt war durch einen schweren Bombenangriff am 18. April schwer mitgenommen worden. Seit dem 30. April wurde sie auch von amerikanischer Artillerie beschossen. In der Innenstadt herrschte stellenweise ein Chaos. Vor allem um den Dom herum hatte es schwere Schäden gegeben. Am 2. Mai morgens drangen die Amerikaner von drei Seiten in Passau ein. Um 23 Uhr wurde die bedingungslose Übergabe der Stadt unterzeichnet. Die Kapitulationsurkunde ist deutscherseits vom Zweiten Bürgermeister, vom Chef der Stadtpolizei und vom Oberstfeldarzt



Die Situation in Südwestdeutschland von Mitte bis Ende April 1945.

Dr. Brandl als Chef von 15 Heereslazaretten mit 6000 Patienten unterschrieben worden. Das sagt viel – und damit war der Kampf an der Donau beendet.

In Bayern wurde nun noch um die Zugänge zum Inntal und nach Innsbruck gekämpft. Der Feind versuchte mit seiner Italienarmee in Verbindung zu treten. Ab 1. Mai standen den Amerikanern in weitem Bogen zwischen Innsbruck und Salzburg nur noch unzusammenhängende, durcheinandergewürfelte deutsche Truppenteile gegenüber. Damals tobten in Berlin Straßenkämpfe. Breslau hielt sich noch immer. Überall sollte um „politischen Zeitgewinn weitergekämpft werden“. Man glaubte an die Alpenfestung als Bollwerk und hoffte auf eine Entzweiung der Sowjets mit den westlichen Alliierten.

Der amerikanische Präsident Roosevelt war am 12. April 1945 einem Gehirnschlag erlegen. Er hatte etwas länger als zwölf Jahre an der Spitze der USA gestanden. Wie würde sein Nachfolger Truman agieren, war nun die Frage. Am 30. April 1945 hatte sich Hitler im Führerbunker der Reichskanzlei zu Berlin das Leben genommen. Großadmiral Dönitz als neues Staatsoberhaupt war dafür, durchzuhalten und weiterzukämpfen, um der kämpfenden Truppe und Hunderttausenden von Familien des deutschen Ostraumes Zeit zum Ausweichen in die englisch-amerikanische Zone zu geben.

Im Süden hatten am 2. Mai die deutschen Truppen nach erbitterter Gegenwehr den Fernpaß räumen müssen. Am Abend des 3. Mai besetzten die Amerikaner Innsbruck. Am Tage darauf waren sie bis zum Reschen-Paß vorgezogen. Am 5. Mai kapitulierte die deutsche 19. Armee gegenüber den dort stehenden amerikanischen und französischen Truppen. Weiter ostwärts nahmen die Amerikaner Traunstein. Am 4. Mai drangen sie in Salzburg ein; auch erreichten sie an diesem Tage vormittags die deutsche Reichenhall. Gegen 17 Uhr besetzten amerikanische und französische Truppenteile den Obersalzberg.

Obwohl die Kampfhandlungen damit auch auf bayerischem Boden ihr Ende gefunden hatten, so wurde doch noch immer hier und da geschossen, weil es bisher für diesen Kriegsschauplatz keinen Waffenstillstand gab, der die gesamte deutsche Heeresgruppe G umfaßt hätte. Schließlich fanden am 5. Mai in München-Haar entsprechende Verhandlungen statt. Danach waren am 6. Mai, 12 Uhr, seitens der deutschen Heeresgruppe G alle Feindseligkeiten gegen die

Alliierten einzustellen; alle ihr unterstellten Offiziere und Soldaten würden dann zu Kriegsgefangenen. Sie hätten sich unverzüglich zu entwaffnen.

Inzwischen hatte die geschäftsführende deutsche Reichsregierung unter Großadmiral Dönitz die Gesamtkapitulation der Deutschen Wehrmacht in der geforderten Form annehmen müssen. Nachdem diese am 7. Mai in Reims von Generaloberst Jodl unterzeichnet worden war, wurde die Zeremonie im russischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst am Morgen des 9. Mai von Generalfeldmarschall Keitel wiederholt. Demzufolge erschien an diesem Tag der letzte Wehrmachtsbericht. Er begann mit den Worten: „Seit Mitternacht schweigen nun an allen Fronten die Waffen.“ Bereits am 8. Mai um 20 Uhr hatte das Oberkommando der Wehrmacht über den damals einzigen noch intakten Reichssender Flensburg bekanntgegeben: „Ab 9. Mai 1945, 0.00 Uhr, sind auf allen Kriegsschauplätzen von allen Wehrmachtsteilen und von allen bewaffneten Organisationen oder Einzelpersonen die Feindseligkeiten gegen alle bisherigen Gegner einzustellen.“

Damit waren die Kampfhandlungen in Europa beendet. Große Gefangenenlager entstanden. Die Gefangenen wurden von den einzelnen Alliierten sowohl unterschiedlich behandelt als auch entweder bald oder erst nach Jahren entlassen.

Mit dem Deutschen Reich hatte zum gleichen Zeitpunkt auch die Deutsche Reichspost zu bestehen aufgehört, die entsprechend der Besetzung des Reichsgebietes durch die von allen Seiten vorrückenden Feindtruppen ihre Postämter und sonstigen Einrichtungen Zug um Zug hatte aufgeben müssen und auf diese Weise eines langsamen Todes gestorben war. Als letzte Sondermarke der Deutschen Reichspost ist in den letzten Kriegswochen 1945 noch die sogenannte „Volkssturmmarke“ (Michelnummer 908/12 + 8 Rpf) an den deutschen Postschaltern abgegeben worden. Erwähnenswert wäre noch, daß die geschäftsführende deutsche Reichsregierung unter Großadmiral Dönitz am 23. Mai 1945 in Mürwick bei Flensburg verhaftet und abgeführt worden ist.

Damals war im Fernen Osten der Zweite Weltkrieg noch im Gange. Am 6. August 1945 warf ein einzelner amerikanischer Bomber über der japanischen Großstadt Hiroshima die erste militärisch eingesetzte Atombombe der Menschheitsgeschichte ab. Dabei verloren etwa 120 000 Menschen ihr Leben. Der angerichtete Schaden war ungeheuer. Eine zweite Atombombe traf am 9. August die japanische Großstadt Nagasaki. Hier waren etwa 70 000 Tote zu beklagen. Unter dem Eindruck dieser Entwicklung kapitulierte

Japan am 14. August gegenüber den Amerikanern sowie am 21. August in der Mandschurei gegenüber den Sowjets. Am 2. September 1945 unterzeichnete Japan die bedingungslose Kapitulation auf dem amerikanischen Schlachtschiff „Missouri“ in der Tokio-Bucht, und am 9. September 1945 kapitulierte die japanische Armee in China. Damit war der Zweite Weltkrieg auch im Fernen Osten zu Ende gegangen.

Als die Deutsche Wehrmacht am 9. Mai 1945 bedingungslos kapitulierte, endeten für sie nach rund fünfdreiviertel Jahren die Kampfhandlungen des Zweiten Weltkrieges. Das war wohl das einzig Positive an jenem Tage. Ansonsten aber war Deutschland restlos besetzt. Viele große Städte glichen einem Trümmerhaufen. Es gab kaum eine Familie, die nicht Verluste an Familienmitgliedern sowie an Hab und Gut zu beklagen gehabt hätte. Die Not war groß. Würde man genug zu essen haben? Ein Dach über dem Kopf? Eine warme Stube im Winter? Einen Arbeitsplatz? Die Zukunft war in jeder Beziehung höchst ungewiß. Man fing buchstäblich wieder von vorne an: die „Stunde Null“ war gekommen.

Quellen und Literaturhinweise:

1. Joachim Brückner „Kriegsende in Bayern“. Herausgegeben vom Militärischen Forschungsamt, Verlag Rombach, Freiburg, 1987.
2. Historischer Atlas von Baden-Württemberg: Karte VII, 10: „Die militärische Besetzung von Baden-Württemberg 1945“
Karte VII, 11: „Kriegsschäden in Baden-Württemberg 1939–1945“
3. „Atom-Museum Haigerloch“. Herausgegeben von der Stadtverwaltung Haigerloch.
4. Broschüre „Das KZ Bisingen“, erschienen 1984.
5. Heimatkundliche Blätter Balingen Nr. 6 und 7/1985: „Das Unternehmen Wüste“.
6. „Schwarzwälder Bote“ Jg. 1975: Fortsetzungsserie „... 30 Jahre danach ...“
7. „Balingen Volksfreund“: zahlreiche Einzelveröffentlichungen.
8. Weitere Quellenangaben im Text.



Unsere Luftkarte zeigt die in den Rund- und Drahtfunkmeldungen bei feindlichen Einflügen genannten Räume und Gebiete.

Diese Skizze gehört noch zum 4. Kapitel: Der Bomben- und Luftkrieg.

In Nr. 7/90 vom 31. Juli war vom Handwerk und seinem „goldenen Boden“ im 18. Jahrhundert die Rede. Hier wird als Illustration nachgereicht: der Bäcker und der Kürschner.



Der Kürschner.



So sah es vor 50 Jahren, nach dem Bombenangriff am 18. April 1945, im Gebiet des Ebinger Bahnhofs aus.

Ist Riedern gleich Riedern?

Von Rudolf Linder

In Nr. 5/90 und 6/90 der Heimatkundlichen Blätter Balingen wurden Überlegungen zur Lage und Besitzgeschichte eines abgegangenen Ortes angestellt. (Gesucht: Riedern bei Schwenningen/Heuberg von Heinrich Stopper, Meßstetten.) Dabei wurde die interessante Frage aufgeworfen, ob das Riedern der Urkunde vom Jahre 1005 mit dem der Urkunde von 1253 identisch sei. Mit der Urkunde von 1005 stattete Kaiser Heinrich II. das vom Hohentwiel nach Stein am Rhein verlegte Kloster St. Georg mit Besitz an 14 Orten aus, und mit der Urkunde von 1253 wurde Graf Friedrich von Zollern zum Schutzbvogt des Klosters Beuron gewählt.

Wir erinnern uns: In der Steiner Urkunde von 1005 werden 10 Orte im Hegau und im Nagoldgau genannt. Dann folgen „Hoensteta“ (Heinstetten, Krehenheinstetten? oder Honstetten bei Liptingen?), Riedern, „Suaninga“ (Schwenningen/Hbg.) und „Purch“ (Straßberg). In der Beuroner Urkunde von 1253 sind aufgeführt:

- a) der Talgang zu Beuron
- b) Leute, Güter und Gericht zu Irndorf
- c) Leute, Güter und Gericht zu Oberschwandorf
- d) Leute und Güter zu Unterschwandorf
- e) Leute und Güter zu Buchheim
- f) Leute und Güter zu Thalheim
- g) Leute und Güter zu Riedern
- h) das Gut zu Winzeln und Güter an weitere 19 genannten Orten einschließlich Leute, Güter, das halbe Gericht und der Kirchensatz zu Worndorf.

Mit Ausnahme von Riedern bestehen alle diese Orte heute noch. Von Irndorf abgesehen, liegen alle unter a) bis f) genannten Orte sowie Worndorf rechts der Donau und bilden ein ziemlich geschlossenes Gebiet.

Nach beiden Urkunden hatten sowohl Beuron als auch Stein Besitz in Straßberg, Heinstetten und Riedern. Der Beuroner Teilbesitz an Riedern geht aus der Urkunde selbst hervor: im Gegensatz z. B. zu Irndorf, wo Beuron „Leute, Güter und Gericht“ besaß, gebot Beuron in Riedern nur über „Leute und Güter“. Und um 1400 ist bei dem Steiner Besitz an Riedern immer nur von einem Hofgut die Rede.

Bisher wurde der 1253 in der Beuroner Urkunde genannte Ort Riedern nicht lokalisiert: Das Württembergische Urkundenbuch, Band IV, vermerkt Seite 22: „Scheint ein abgegangener Ort, insofern wenigstens, als die noch heutzutage bekannten württembergischen und badischen Riedern zu entfernt sein dürften“, und auch in dem Heimatbuch von Blessing über Mühlheim an der Donau (Sigmaringen 1985) steht nichts über die Lage von Riedern.

Nun gibt es aber in der Nachbarschaft von Ober-/Unterschwandorf ein weiteres Riedern. Selbst auf neuen Karten (z. B. Atlasco Wanderkarte Blatt 277 „Bergland junge Donau“) ist zwischen Neuhausen ob Eck und Liptingen ein Riedern, östlich von Riedern ein Riederntal eingetragen. Für eine Siedlung war dieser Ort nicht ungeeignet: das Gelände ist leicht nach Süden geneigt, der Boden heute noch als Acker- und Wiesenland genutzt. Die anschließenden Fluren Riedhalde und Ried deuten darauf hin, daß das Gebiet wasserreich ist. Westlich von Riedern verlief die alte Reichsstraße, die vom westlichen Bodensee über Mühlheim/Donau nach Norden führte. Falls hier eine Siedlung bestand, so wurde sie vielleicht im 14. Jahrhundert aufgegeben.

Damit ist aber immer noch nicht die Frage gelöst, ob das Riedern der Beuroner Urkunde etwas zu tun hat mit dem Riedern der Steiner Urkunde. Im Gegenteil: jetzt steht noch ein weiteres Riedern zur Debatte. Besitzgeschichtlich und geographisch läßt sich das Riedern bei Liptingen genauso gut in das Beuroner Gebiet einordnen, wie ein Riedern bei Schwenningen/Hbg. Allerdings muß man feststellen, daß das Beuroner Riedern bei Liptingen nicht identisch sein kann mit dem um 1400 mehrfach genannten Steiner Riedern im Bereich von Schwenningen/Hbg. bzw. Werenwag. Denn abgesehen von der Lage, handelt es sich beim Liptinger Riedern laut Urkunde um mehrere Güter, während beim Schwenninger Riedern immer nur von einem Hofgut bzw. von einem Maier die Rede ist.

Noch 1303 und 1305, als Udelhild und ihr Sohn Friedrich d. J. von Zollern, genannt von Merkenberg, den Klosterbesitz an Bischof Heinrich II. von Konstanz verpfänden, gehört das 1253 genannte Riedern zu Beuron. Die Antwort auf die Frage befriedigt nicht ganz, aber vielleicht können weitere Urkunden zu neuen Erkenntnissen führen.



Efeu

Gesammelt wurden nur die Blätter der drei- bis fünfzipfligen Bodentriebe, nicht die glattrandigen der blühenden Lichttriebe.

lich konnten sich nur wohlhabende Leute Efeukränze leisten. Täglich verließen fünf bis zehn Kartons Streichen, bis zu Beginn des Zweiten Weltkrieges der Handel zum Erliegen kam. Viele Tonnen Efeu wurden so im Laufe der Jahre verschickt, um nach Zwickau, Kattowitz, Danzig, Königsberg, Plauen i. V., Nürnberg, Regensburg, München, Hannover und Hamburg zu gelangen. Selbst eine Gärtnerei in Lohsdehnen/Holland wurde beliefert.

Vielleicht weckt der Bericht bei manchen ehemaligen Efeusammlern die Erinnerung an eine entbehrungsvolle aber auch erlebnisreiche Zeit. Gehe ich von den lebendigen Schilderungen meiner Gewährsleute Didra aus, dann überwiegen bei weitem die schönen Erinnerungen!

Die Efeusammler von Streichen

Von Gerd Schach

Die Angaben für den folgenden Bericht verdanke ich zum großen Teil Herrn Rudolf Didra und Ehefrau aus Streichen, denen ich an dieser Stelle nochmals herzlich danke.

Aus der Not des beginnenden Ersten Weltkrieges entstand in Streichen besonders für Schulkinder und Frauen ein neuer Erwerbszweig: die Efeusammler. Richard Breil pachtete die Wälder der Gemeinde Bisingen und die fürstlichen Wälder und gründete den „Efeuersand Streichen“. Auch in Zillhausen, Stockenhausen, Dürrwangen und Frommern sammelte bald jung und alt Efeu. Zentrum war jedoch immer Streichen; weit und breit gab es keine weitere Efeugagentur.

Die Wälder um Streichen, auch die fürstlichen Wälder gegen das Killertal, waren damals von einem regelrechten Efeuteppich bedeckt. Wenn heute viel weniger Efeu zu finden ist, so hängt dieser gravierende Rückgang sicher nicht in erster Linie mit dem Sammeln zusammen, sondern mit den drei strengen Kriegswintern und dem hohen Rehwildbesatz nach 1945. Ausgedehnte Efeuteppiche suchen wir bis zum heutigen Tage vergeblich.

Wie lief nun dieses neue Gewerbe, dem sich in Streichen fast jedes Haus widmete, im einzelnen ab? An schulfreien Nachmittagen und vor allem in den Ferien zog man hinaus, ausgerüstet mit einem Sack, den man mit zwei Bündeln oft zu einer Art Rucksack umfunktionierte. Man hatte seine Plätze, etwa bei der „katholischen Halde“ auf Markung Bisingen. Die Bisinger hatten ja keine Agentur und sammelten nicht. Die Faulen knieten beim Sammeln, die anderen gingen immer in gebückter Haltung. Wenn's hoch her ging, hatte man beim ganztägigen Sammeln eine rote Wurst dabei, den labenden Trunk bildete damals noch jeder Bach!

Bisweilen tauchte der Oberförster Gessler von

Bisingen auf. Dem mußten die Sammler dann ihren „Ausweis“ zeigen, einen Zettel mit dem Stempel des Efeuersandes Richard Breil. Vor allem Frauen und Mädchen hatten noch einen besonderen Dreh, um zu besseren Sammlerergebnissen zu kommen: Sie befestigten mit einer Sicherheitsnadel ein Stück Rupfensack am Schurz. Meistens hatten nur Frauen und Mädchen die Fingerfertigkeit, Blatt auf Blatt zu legen und dabei auf 50 zu zählen. Ein solches „Büschele“ wurde mit einem Faden aus dem Rupfensack umwickelt und in den Sack gesteckt. Die Buben brachten das nicht so gut fertig; sie steckten das Efeu einfach lose in den Sack.

Am Abend saß dann oft die ganze Familie am Tisch, auf den man den Sack ausleerte, um „Blättle“ zu binden, immer 50 Stück auf ein „Büschele“. Man weiß auch von Spitzbuben, die gern Lumpenkrust (alte Blätter) dazwischengeschmuggelt hätten.

Für ein Büschele bekam man einen Pfennig, später wurden es dann eineinhalb bis zwei. Das Efeu wurde im Karton zu fünf Kilogramm an Gärtner und Kranzbindereien versandt. Natur-

Zur Erinnerung

Die Autorinnen und Autoren der Heimatkundlichen Blätter werden noch einmal freundlich daran erinnert, doch der Redaktion ihre Bankverbindung samt Kontonummer bekanntzugeben – soweit noch nicht geschehen.

Die Verfasser der Beiträge in diesem Heft

Klaus Gollmer
Anhauser Straße 17, 7460 Balingen
Rudolf Linder
Heilig-Brünnle-Straße 55, 7470 Albstadt 2
Rudolf Töpfer
Stingstraße 47, 7460 Balingen
Gerd Schach
Ludwig-Uhland-Straße 21, 7475 Meßstetten

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 37

31. Oktober 1990

Nr. 10

„Wir wollen die Glocken lieben, die die Botschaft Gottes, nach allen Seiten ausschwingend, in die Weite tragen“ (Romano Guardini)

Die Balingener Glocken in Geschichte und Gegenwart

Von Eugen Gröner

Während in China schon um 1100 v. Chr. Glocken gegossen wurden, hat es jahrhundertlang in den christlichen Kirchen keine Glocken gegeben. Erst um 500 n. Chr. – von nordafrikanischen Klöstern ausgehend – hat sich die Glocke auch im christlichen Abendland eingebürgert. Im frühen Mittelalter war der Guß von Glocken ausschließlich eine Domäne der Mönche, sie gossen meist nur kleine Glocken. Im 13. Jahrhundert ging der Glockenguß allmählich auch in die Hände von Laienhandwerkern über. Es waren zuerst meist Wandergießer, die dort gossen, wo Glocken benötigt wurden.

Nach und nach kamen feste Gießhütten auf, meist in den Reichsstädten wie Eßlingen, Reutlingen, Rottweil und Biberach. Die älteste noch läutbare Glocke in Württemberg ist die „Armesünderglocke“ auf dem Turm der Herrenberger Stiftskirche, sie wurde um 1200 gegossen, vor etwa zwei Jahren wieder aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt und wieder läutbar gemacht.

Die Glocken der evangelischen Stadtkirche

Auch auf dem Turm unserer Stadtkirche hängt noch eine sehr alte Glocke. Um 1300 gegossen, diente sie wohl ursprünglich auch als Armesünderglocke, die geläutet wurde, wenn – was früher sehr oft vorkam – jemand hingerichtet wurde. Die Glocke ist rund 150 Jahre älter als der Kirchturm, hing also wohl noch auf dem abgebrochenen Turm der Nikolaus- und Liebfrauenkapelle. Nach dem Bau des jetzigen Kirchturms, der im Jahre 1541 fertiggestellt wurde, erhielt sie ihren Platz im kleinen Türmchen und diente als Feuerglocke und zum „Nachschlagen“ des Turmwächters. Als kein Turmwächter mehr auf dem Turm war, wurde das Glöckchen mit einem Motor angeschlagen, der vom Rathaus aus bedient werden konnte. Stiftungen machten es möglich, die Glocke 1978 wieder zum Leben zu erwecken. Sie wird nun als Segensglocke verwendet und läutet, wenn im Gottesdienst der Segen gesprochen wird.

Bild 1: Früher Feuerglocke, jetzt Segensglocke. Im neuen Holzjoch, mit Läuterad und Läutemotor versehen, hängt sie im kleinen Türmchen, rund 50 Meter über dem Marktplatz.



Im Turm hing bis 1904 noch das alte Geläute, bestehend aus vier Glocken. Die älteste von ihnen war die kleinste. Sie wurde 1904 auf die Friedhofkirche umgehängt, hat einen unteren Durchmesser von 82,5 cm und trägt an der Schulter (oberer Glockenrand) die Inschrift: „S LVCAS S MARCVS S MATEVS S IOHANNES“. Zwischen dem Anfang und dem Schluß der Inschrift stellte Kreuze gestellt. Die Glocke stammt von einem Wandergießer, von dem noch verschiedene Glocken vorhanden sind. Auch diese Glocke hing sicher noch auf dem Turm der alten Kapelle. Sie ist heute die einzige erhaltene Glocke des alten Geläutes.

Im Jahre 1456, also während des Baues des Kirchturms, gesellte sich zu den beiden alten Glocken eine dritte. Sie stammte wahrscheinlich aus der in Reutlingen ansässigen Gießhütte des Hans Eger. Sie trug an der Schulter die Inschrift in kleinen Buchstaben (Minuskeln) zwischen

zwei Stegen: „s lvcas s marcv s matevs s iohannes anno domini mccccvi“, wahrscheinlich waren zwischen die einzelnen Worte Kreuze gestellt. Diese Glocke wurde 1904 eingeschmolzen, da man damals ein ganz neues Geläute wollte.

Man kann sich vorstellen, daß die Balingener nicht gleich die Mittel hatten, auf ihren für ein Städtchen von rund 1000 Einwohnern geradezu riesigen Turm auch ein angemessenes Geläute zu beschaffen. 1557 wagte man sich endlich daran, eine große Glocke gießen zu lassen. Mit einem Durchmesser von 140 cm und einem Gewicht von etwa 30 Zentnern war sie der Stolz des alten Geläutes. Sie trug die Schulterinschrift zwischen zwei Stegen: „IOSANNA HAIS ICH AUS DEM FEIR FLOS ICH FRIEDRICH KESLER ZU STUTTGART GOS MICH ANNO 1557“. Zwischen dem Anfang und dem Schluß der Inschrift war ein Medaillon mit dem Bildnis Martin Luthers, als Worttrennung waren kleine Medaillons mit einem Bild angeordnet, man vermutet, daß es der Abdruck einer Münze mit dem Bild des damals regierenden Herzogs Christoph war.

Um 1880 hatte diese schöne Glocke einen Riß bekommen. Bei Prüfungen wurde immer wieder darauf hingewiesen, die Glocke umgießen zu lassen, aber es fehlte am Geld.

Die jüngste Glocke des alten Geläutes war ein kunstgeschichtlich besonders wertvolles Stück. Sie war reich verziert, an der Schulter trug sie die Inschrift: „O MENSCH KOM HER ZUM HAUS DES HERRN SO OFT DU MEINEN KLANG THUST HÖRN“. Darunter stand: „H.I.K. WENDEL W.I.S.A.F.U.T. FRANZ RAGLE VON LOTHARING ME FECIT ANNO 1624.“ Auf der einen Seite war das Bildnis des Gekreuzigten mit Maria und Johannes unter dem Kreuz angebracht. Die andere Seite zeigt sieben Wappen. Das erste Wappen war das Balingener Stadtwappen, darüber der Buchstabe B.

Das zweite Wappen wies einen schrägen Pfeil durch den Schild auf, darüber die Buchstaben H.E.V.T.O. Das dritte Wappen zeigte oben eine Rose, darunter einen Halbmond, darüber die Buchstaben M.J.O. Das vierte Wappen, ein Löwe mit einem Stamm in der Pratte, trug die Buchstaben H.W.K.B.Z.B. (vielleicht Hans Walter Koch, Bürger zu Balingen). Das etwas undeutliche fünfte Wappen zeigte die Buchstaben H.W.S.V.W. Über dem sechsten Wappen, das drei Fische zeigte, stand Joh. Heinrich v. Voltzunder. Ferner war noch ein Schildchen angebracht mit der in der Oberamtsbeschreibung von 1880 erwähnten Inschrift „Franz Rat Rot und Schröckenstein Burger zu Villingen“. Was die Wappen und die Buchstaben bedeuteten, läßt sich natürlich heute nicht mehr feststellen.

Franz Ragle oder Ragle ist der erste, der in Württemberg arbeitende, lothringische Glockengießer gewesen, die später in so großer Zahl ins

Schwabenland gekommen sind und den einheimischen Glockengießern ganz empfindlich Konkurrenz machten. Seine Werkreihe läßt sich von 1619 bis 1641 verfolgen. Er stammte aus Damblain in Lothringen, wo er 1618 erwähnt wird. 1619 bis 1623 arbeitete er am Niederrhein, in Belgien und Holland. Von 1624 bis 1631 goß er Glocken in Württemberg und Unterfranken, wo sich noch eine Anzahl Glocken befinden. 1633 verlegte er sein Arbeitsgebiet wieder nach Norddeutschland, Oldenburg, Schleswig-Holstein und Lübeck. 1644 ist er wieder in seiner Heimat bezeugt.

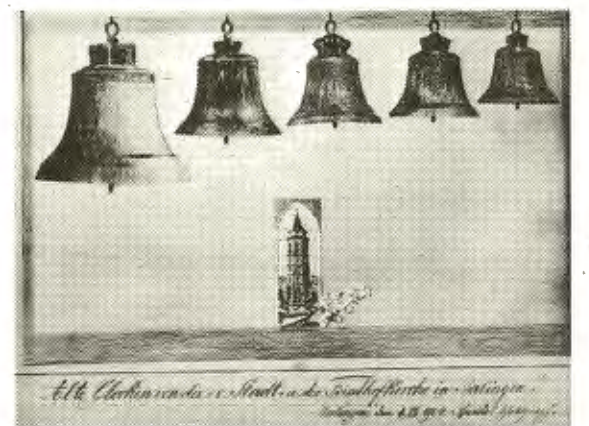


Bild 2: Die alten Glocken der beiden historischen Kirchen von Balingen, eine Aufnahme des ersten Balingener Photographen Fr. Speidel.

Die Balingener Glocke dürfte seine erste Glocke in Württemberg gewesen sein, 1625 goß er die große Glocke in Fellbach.

Um 1880 hatte, wie bereits erwähnt, die große Iosanna-Glocke einen Riß bekommen. Damals war das Glockenschweißverfahren noch unbekannt, die einzige Möglichkeit, eine zersprungene Glocke zu retten, war ein Umguß. Am 2. September 1903 besichtigte Glockengießer Bachert aus Kochendorf die Balingener Glocken. Wie nicht anders zu erwarten war, riet er, sämtliche Glocken neu zu gießen, da die alten keinen reinen Ton haben. So kam es, daß das alte Geläute am 26. Mai 1904 vom Turm herabgenommen wurde. Dekan Wiedersheim brachte in einem Zeitungsbericht vom 26. Mai 1904 zum Ausdruck, es wäre zu wünschen, daß die schöne Ragle-Glocke und die kleinste des alten Geläutes auf die Friedhofkirche umgehängt würden, was jedoch nur möglich sei, wenn der hierfür erforderliche Betrag gespendet würde. Schon drei Tage später hatten die Balingener soviel gespendet, daß das Umhängen dieser Glocken möglich war.

Die Glocken von 1904

Am 25. Mai 1904 wurden die von der Glockengießerei Bachert in Kochendorf gelieferten vier neuen Glocken feierlich vom Bahnhof zum Platz vor der Kirche unter Beteiligung der Schüler und vielen Gemeindegliedern begleitet. Die alten Glocken läuteten zum letzten Mal, Dekan Wiedersheim hielt eine Ansprache, die Gemeinde sang „Nun danket alle Gott“.



Bild 3: Die neuen Glocken von 1904 sind angekommen und stehen auf dem Marktplatz. Im Vordergrund die größte und die kleinste, auf dem zweiten Wagen die beiden mittleren Glocken.

Die Glocken waren reich verziert und trugen sinnigen Schmuck. Die Große zeigte den segnenden Christus von Thorwaldsen und die Inschrift: „O Herr hilf, o Herr, laß wohl gelingen“. Am untern Glockenrand trug sie die Inschrift: „Anno 1904 wurde unsere alte, schon lange zersprungene Osannaglocke mit den drei übrigen Glocken von den Gebrüdern Bachert in Kochendorf auf das Dreieinigkeitsfest umgegossen.“ Sie hatte den Ton cis' und wog 30 Zentner.

Die zweite mit dem Ton e' und einem Gewicht von 17 Zentnern trug als Schmuck drei Engel und die Inschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe“. Am untern Glockenrand trug sie die Inschrift: „Den Umguß dieser Glocke hat Herr Gustav Behr in Stuttgart bestritten“ (Gustav Behr war ein Bruder des Kommerzienrats Carl Behr in Balingen). Die dritte Glocke mit dem Ton Fis' zeigte das Bild Martin Luthers und die Inschrift: „Und Friede auf Erden“. Sie wog 12½ Zentner. Die Kleinste mit dem Ton a' und einem Gewicht von 7½ Zentnern hatte die Inschrift: „Und den Menschen ein Wohlgefallen“. Dazu trug sie das Bild König Wilhelms II. von Württemberg mit der Umschrift 1403 – 1903, unter der einen Jahreszahl „Hie gut Zolre alleweg“, unter der andern „Hie gut Württemberg allwege“.

Die Glocke sollte eine Erinnerung an die 500jährige Zugehörigkeit Balingens zu Württemberg im Jahre 1903 sein. Am untern Glockenrand war noch vermerkt, daß der Kirchengermeinderat Stifter dieser Glocke war. Am Dreieinigkeitsfest 1904 hörte man erstmals das neue Geläut.

Auch die neuen Glocken mußten in den ersten Jahren noch – wie die alten – von Hand geläutet werden, allerdings nicht mehr, wie ursprünglich, vom Chor der Stadtkirche aus. Bei der Renovierung des Chores im Jahre 1900 hatte man die Glockenseile verkürzt, man läutete jetzt von der ersten Bühne aus. Die Balingen waren zunächst mit den neuen Glocken nicht zufrieden, es gab eine regelrechte Pressekampagne, die Glocken gehen zu schwer für die Läutebuben und erwachsene Läuter seien zu teuer. An einer Glocke wurde der Klöppel ausgewechselt.

Die Glockenabnahme 1917/18

Nur 14 Jahre durften sich die Balingen an ihrem schönen neuen Geläute freuen. Zwei der neuen Glocken, die größte und die kleinste, wurden für Rüstungszwecke beschlagnahmt und am 11. und 13. Mai 1918 vom Turm herabgeholt. Als man mit den übrigen Glocken zusammenläutete, während die große, zum Abseilen bereit, außen am Turm hing, bog sich plötzlich die Eisenschiene, an der die Glocke aufgehängt war und die Glocke stürzte mehr als 30 Meter in die Tiefe, ohne Schaden zu nehmen. Bis vor wenigen Jahren hat man am Turm noch die Einkerbungen gesehen, die die Glocke damals verursacht hat. Der damaliger Balingen Arzt Dr. Mäulen hat in einem netten Gedicht „Der Balingen Glockensturz“ diese Episode beschrieben.

Die Glocken von 1921 und 1922

Nach dem ersten Weltkrieg war zunächst nicht daran zu denken, Ersatz für die beiden abgelieferten Glocken zu beschaffen. Nach und nach gingen Spenden aus dem Ausland ein und 1921

Bild 4: Der Glockensturz von Balingen. Die große Glocke kurz vor dem Absturz am 11. Mai 1918.



war es endlich möglich, die kleinste Glocke zu bestellen. Wiederum wurde sie in der Glockengießerei Bachert im Kochendorf gegossen und auf Ostern 1921 aufgehängt. Als lebendige Erinnerung an die Notzeit nach dem ersten Weltkrieg, erhielt sie die Inschrift: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhöhr mein Rufen“.

In der Konfirmationszeit 1921 erging ein von Dekan Meißner, Stadtpfarrer Klemm, Stadtschultheiß Rommel und dem ganzen Kirchengermeinderat unterschriebener „Bettelbrief“ an die „Freunde der Stadt Balingen im Auslande“ um Spenden für die große Glocke. Es wurde darin erwähnt, daß alle umliegenden Orte schon wieder ihr Vollgeläute haben. 1000 Dollar und 1000 Franken würden reichen, auch die große Glocke, die 100 000 Mark koste, zu beschaffen.

Offenbar hatte der Aufruf Erfolg, denn schon 1922 wurde die große Glocke geliefert, wiederum von Gebr. Bachert. Sie wog 44 Zentner, wesentlich mehr als ihre Vorgängerin und hatte deshalb auch einen volleren Klang. Sie trug die Inschrift: „Den Toten im Weltkrieg, Balingen 1922, Meinen Frieden lasse ich Euch!“

Nun hatte Balingen wieder sein volles Geläute mit den Tönen cis' – e' – fis' – a', die Glocken wurden am alten, eichenen Glockenstuhl aufgehängt, der aus der Erbauungszeit des Turmes (15. Jhdt.) stammte.

Die Glockenabnahme 1942

Doch die bewegte Geschichte unserer Glocken ist noch nicht zu Ende. Gerade 20 Jahre durften sich die Balingen an ihrem zweiten schönen Geläute erfreuen. Dann kam wieder eine Beschlagnahme, schlimmer als 1918. Am Erscheinungsfest, 6. Januar 1942, hörten wir zum letzten Mal das Vollgeläute zu einem Abschiedsgottesdienst. Dekan Pfeleiderer hielt eine ergreifende Abschiedspredigt und verlas ein Wort des Landesbischofs D. Wurm. Tags darauf wurde die große Glocke von 1922 und die beiden Glocken von 1904 abgenommen und zum Schmelzofen geführt. Uns verblieb nur noch die kleinste Glocke von 1921, zum Stundenschlag der Uhr diente fortan ein Stück von einer Eisenbahnschiene.

Die Glocken von 1948

1945 war der zweite Weltkrieg zu Ende. Unser Vaterland lag buchstäblich am Boden, vieles lag in Trümmern und niemand konnte sich vorstellen, daß wir je einmal wieder Glocken bekommen würden. Christhard Mahrenholz schrieb noch in seiner Anfang 1948 erschienenen Glockenkunde: „Nach dem Urteil der Fachleute wird es noch Jahre dauern, bis wir wieder Devisen für den Ankauf von Kupfer und Zinn (Glockenbronze besteht aus 78 Prozent Kupfer und 22 Prozent Zinn) erübrigen können, die nicht für neue devisenschaffende Industrien, sondern für eine so ‚unwirtschaftliche‘ Angelegenheit wie den Guß von Glocken bestimmt sind.“

Die Fachleute haben sich gründlich geirrt. Nach der Währungsreform 1948 gab es plötzlich wieder alles, auch Kupfer und Zinn zum Glockenguß. Man kann sich heute kaum noch die Freude der Balingen vorstellen, als bekannt wurde, daß es durch eine hochherzige Stiftung des Seniorchefs der Firma Bizerba, Wilhelm Kraut, möglich sein werde, bald ein neues Geläute zu beschaffen, größer im Tonumfang als früher. Es sei ausdrücklich erwähnt, daß die treibende Kraft Wilhelm Kraut jr. war, der sich persönlich für die Beschaffung des Glockenmetalls einsetzte.

Am 27. August des Jahres 1948 wurden in der Glockengießerei Heinrich Kurtz in Stuttgart im Beisein von Herrn Erwin Kraut, Dekan Baur und des Autors fünf Glocken mit einem Gesamtgewicht von nahezu 100 Zentnern gegossen. Am Samstag, 20. September, wurden die neuen Glocken festlich empfangen und am Sonntag, 26. September 1948, in einem Festgottesdienst in der dicht gefüllten Kirche ihrer Bestimmung übergeben.

Die fünf Glocken, die noch im historischen Glockenstuhl untergebracht werden konnten, bekamen damals folgende Namen:

Taufglocke mit dem Ton h' und der Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“

Morgenglocke mit dem Ton gis' und der Inschrift: „Seine Barmherzigkeit ist alle Morgen neu“

Tagesglocke mit dem Ton fis' und der Inschrift: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort“

Abendglocke mit dem Ton e' und der Inschrift: „Wachet und Betet“

Ewigkeitsglocke mit dem Ton Cis' und der Inschrift: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“.

Bild 5: Die Kreuzglocke und die Betglocke von 1948. Ihre Inschrift: „Wachet und betet“ und „U Land, Land, Land, höre des Herrn Wort“.



Balingen war damals die erste evangelische Gemeinde Württembergs, die wieder ein Vollgeläute hatte.

Ergänzung des Geläutes 1955

Sechseinhalb Jahre durften sich die Balingen an ihrem schönen Fünfklanggeläute erfreuen. Wie staunten die Teilnehmer am Gottesdienst am Sonntag, 30. Januar 1955, als verkündet wurde, daß Professor Kraut, der am 9. Mai 1955 seinen 80. Geburtstag feiern dürfe, noch eine sechste Glocke stifte. Es sei eine tiefe H'-Glocke, sie werde am kommenden Freitag, 4. Februar 1955, in der Glockengießerei Kurtz in Stuttgart gegossen.

Beim Guß war Professor Kraut persönlich anwesend, außerdem Dekan Baur und der Autor.

Die Glocke ist ein Meisterwerk der Glockengießkunst. Sie hat die Inschrift: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste“ und als Glockenzier ein Christusmonogramm mit Kreuz im Strahlenkranz, entworfen von Bildhauer Uhrig. Ihr unterer Durchmesser ist 1,64 Meter, ihr Gewicht über 56 Zentner. Bei der Abnahme wurde ihr großes Klangvolumen und ihr Nachhall von 240 Sekunden gerühmt.



Bild 6: Die große Dreieinigkeitsglocke mit ihrer feinen Glockenzier vor der Stadtkirche.

Leider reichte der mittelalterliche Glockenstuhl nicht mehr aus, die große Glocke aufzunehmen, er mußte abgebrochen werden. Ein Stahlglockenstuhl, der alle sechs Glocken aufnehmen konnte, ist an seine Stelle getreten.

Am 13. März 1955 wurde das sechsstimmige Geläute in einem Festgottesdienst seiner Bestimmung übergeben und seit 35 Jahren erklingt es nun von unserem Turm, nach dem Urteil des Glockensachverständigen der Evangelischen Landeskirche, Pfarrer i. R. Eiselen, eines der schönsten Geläute Württembergs.

Natürlich erklingt nicht jeden Sonntag das Vollgeläute. Die große H'-Glocke ist die Festtagsglocke und wird nur an Festtagen oder in Festzeiten geläutet. Wir hören sie aber jede Stunde zum Stundenschlag. (Fortsetzung im nächsten Heft).

Gesunder Gemüse- und Erdbeer-Anbau im Hausgarten durch Gemüse-Mischkulturen

Von Volkmar Lust, Balingen

Durch den Vorstand der „Heimatkundlichen Vereinigung Balingen“, Professor Roller, wurde ich gebeten, in den „Heimatkundlichen Blättern“ eine Artikelfolge über gesunden Hausgarten-Gemüse- und Erdbeer-Anbau zu schreiben. Diesem Wunsche komme ich sehr gerne nach.

Umfang und Bedeutung des Hausgartens

Zunächst sollen einige Zahlen den Umfang und die Bedeutung des Hausgartens verdeutlichen: In der Bundesrepublik bewirtschaften gegenwärtig 12 Mio. Bundesbürger (oder 50% aller Haushalte) einen eigenen Hausgarten. Dieser Millionen umfassende Berufszweig „Hausgärtner“ stellt also mit Abstand die größte Berufsgruppe in der Bundesrepublik dar. Das ist sowohl im Allgemeinbewußtsein, ganz besonders aber auch im politischen Alltag, wie auch im gesamten Fachbereich Garten- und Landbau nicht bekannt; oder aber es wird einfach nicht zur Kenntnis genommen.

Allein im Bundesland Baden-Württemberg werden 32 000 ha Fläche als Haus- und Nutzgarten im Bereich der Siedlungsflächen genutzt. Diese Fläche ist viermal so groß wie die nur 8000 ha großen erwerbsgärtnerischen Nutzflächen, welche die rund 10 000 Erwerbsgärtner in Baden-Württemberg bewirtschaften (MELU Stuttgart, 1978). Dem gegenüber stehen in diesem Bundesland 1,1 Mio. Hausgärtner (Schwarz, 1978), von denen allein 200 000 in vier großen Verbänden organisiert sind. Es finden sich also in ganz Baden-Württemberg noch große Flächen, die überall, jederzeit und mit großem Vorteil von jedem daran interessierten Hausgärtner zu vollkommen umweltfreundlichen, mineraldüngerlosen und pestizidfreien, ökologischen „Gesundnischen“ umgestaltet werden können.

Solch ein ökologischer Gesundnischen-Hausgarten hat nun die wichtige Aufgabe – auf so kleiner Fläche wie möglich – eine Familie ihrem Bedarf und ihrer Notwendigkeit entsprechend, das ganze Jahr über mit hochwertigen, innerlich wie äußerlich völlig gesunden und vom Anbau her möglichst rückstandsfreiem Gemüse und Erdbeeren zu versorgen. Mit Hilfe des Mischkulturen-Anbaues und der verschiedenen biologischen Landbaumethoden wird dies von Jahr zu Jahr immer besser möglich. Dabei werden dauerhaft mindestens die Durchschnittserträge des konventionellen Anbaues erreicht, wenn nicht sogar überschritten. Im Jahre 1988 wurde deshalb einmal wieder zur Orientierung ein Ertragsvergleich zwischen biologisch-dynamischen und konventionellen Gemüse- und Erdbeer-Erträgen durchgeführt. Nachstehende Tabelle zeigt den interessanten Zahlenvergleich auf:

Ertragsvergleich zwischen biologisch-dynamischen und konventionellen Gemüse- und Erdbeer-Erträgen 1988 im Zollernalbkreis:

Die viel zitierte Wirtschaftlichkeit des biologisch-dynamisch bewirtschafteten Hausgartens ist also klar und deutlich mit exakten Zahlen bewiesen. Dieser Vergleich zeigt erneut auf, wie voll umweltfreundlicher, umfassender, fachgerecht durchgeführter, biologisch-dynamischer Landbau im Gemüse- und Erdbeeranbau im Hausgarten den sonst allgemein üblichen, chemotechnischen, teilweise umweltbelastenden Anbau weit überflügelt hat.

Wenn man nun von einer vierköpfigen Familie mit Eltern und zwei Kindern ausgeht, genügen für eine vollständige Selbstversorgung mit Gemüse und Erdbeeren rund 100 qm intensiv genutzter Freiland-Gemüsefläche, dazu vier Frühbeetfenster mit zusammen rund fünf qm Fläche. 20% dieser Freilandfläche werden dabei je zur Hälfte mit ein- und zweijähriger Erdbeer-Mischkultur genutzt. Von April bis November kann aus dieser Fläche dann die Familie mit Gemüse und Erdbeeren kostenmäßig günstig versorgt werden: Bei entsprechendem Verbrauch kann man gegenwärtig je Monat 220,- bis 250,- DM einsparen, das sind immerhin 1760,- bis 2000,- DM in acht Monaten.

Bodenuntersuchung

Um die Gemüsepflanzen gesund zu erhalten, um sie mit möglichst allen notwendigen wertvollen Inhaltsstoffen anzureichern und um ihren Ertrag so hoch wie standortmäßig möglich zu erhalten, muß man wissen wieviel Humus, Kalk, wieviel an notwendigen Mineralien und Spurenelementen im Boden vorhanden sind. Um dies zu erfahren, bedient man sich der Bodenuntersuchung. Diese hat sich zumindest auf den Humusgehalt in Prozent, den Kalkgehalt als pH-Wert, auf Phosphorsäure (P_2O_5), Kalium (K_2O) und Magnesium (Mg) zu beziehen. Sie erstreckt sich bei Gemüse und Erdbeeren auf die Gartenkrume in 0 bis 20 cm Bodentiefe. Dabei sind in unseren schweren, tonigen Böden folgende Gehalte je 100 g Boden anzustreben:

6 – 8% Humus
6,7 – 6,9, höchstens 7,0 pH-Wert,
15 – 20 mg P_2O_5 = Phosphat,
15 – 25 mg K_2O = Kali,
7 – 10 mg Mg = Magnesium,
0,1 – 0,4 mg Cu = Kupfer,
2,0 – 6,0 mg Fe = Eisen,
2,0 – 6,0 mg Mn = Mangan u.
0,5 – 2,0 mg Zn = Zink.

Bodenuntersuchungen führen durch:

1. Landesanstalt für landwirtschaftliche Chemie/Bodenabteilung, Emil Wolfstraße 14, Postfach 70 05 62, 7000 Stuttgart 70 – Hohenheim. Hier kostet gegenwärtig eine Untersuchung auf pH-Wert/Phosphat/Kalium/Magnesium und Humus zusammen 26,50 DM, davon die drei ersten Werte zusammen 6,- DM, Magnesium 5,50 DM und Humus 15,- DM.

2. Labor für Bodenuntersuchungen und Spurenelement-Analytik Dr. Balzer, Oberer Ellenberg 5, 3551 Amönau, Kreis Marburg-Biedenkopf. Hier kostet gegenwärtig eine Probe mit 14 Werten 55,- DM.

Grundlagen zum gesunden Hausgarten-Gemüseanbau

Als eine Grundlage des gesunden Hausgarten-Gemüsebaues und Hausgarten-Erdbeeranbaues soll die Anbauweise der „Gemüse- und Erdbeer-Mischkulturen“ beschrieben werden. Diese Anbauweise ist überall, jederzeit und von jedem interessierten Gartenfreund ohne weiteres durchzuführen. Sie bildet die besten Voraussetzungen für einen gesunden, raschwüchsigen, ertragsreichen, weitgehend schädlings- und krankheitsfreien Hausgarten-Gemüse- und -Erdbeer-Anbau. Es ist sowohl durch praktische Erfahrungen als auch durch wissenschaftliche Arbeiten einwandfrei erwiesen, daß sich bestimmte Pflanzenpartner durch Austausch von artemeigenen Wirkstoffen und Stoffwechselprodukten über Blatt (z. B. Duft) und Wurzel (z. B. Säfte) gegenseitig im Wachstum sehr stark fördern können.

Durch Mischkulturen ist der Boden recht lange ohne Unterbrechung mit Pflanzen durchwurzelt und beschattet („Schattengare“). Der unterschiedliche Wurzeltiefgang der Partner bewirkt eine Nutzung der Wasser- und Nährstoffvorräte im Boden in verschiedenen Tiefen. Die Tiefwurzler bahnen den Flachwurzlern den Weg in tiefere und so auch feuchtere Bodenschichten und machen sie dadurch wasserunabhängiger. Durch Duft- und Saftausscheidungen von Blatt und Wurzel werden oft pilzliche Erkrankungen und tierische Schädlinge in ihrer Schadwirkung recht stark gehemmt, wenn nicht sogar vollständig abgewehrt. So bleiben sie unter der sogenannten „wirtschaftlichen Schadensschwelle“ und brauchen dann nicht mit chemischen, aber zugelassenen Pflanzenschutzmitteln bekämpft werden.

Fünf weitere Voraussetzungen zum gesunden Hausgarten-Gemüsebau:

Neben dem Mischkulturen-Anbau von zusammen passenden Gemüse-Partnern sind noch fünf weitere Maßnahmen zur Gesunderhaltung von Gemüse und Erdbeeren notwendig:

1. Einreihige Heckeneinfassung des gesamten Gemüse- und Erdbeerlandes.
2. Nachhaltige physikalische Bodenverbesserung auf der gesamten Anbaufläche.
3. Alljährliche Kompost-Grund-Düngung zu allen Kulturen.
4. Zusatz-Düngung mit organischen Handelsdüngern und Pflanzenjauchen.
5. Gründüngungseinsaat wo angängig.

Es gilt hier der Grundsatz:

Boden-Belebung durch Humus steht vor der Pflanzen-Ernährung durch Nährstoff-Ersatz.

Zu 1. Einreihige Heckeneinfassung des gesamten Gemüse- und Erdbeerlandes

Es gilt ganz allgemein, innerhalb des Hausgartens einen Klimaraum mit günstigeren kleinklimatischen Verhältnissen zu schaffen als man sie in der umgebenden, nicht geschützten Flur antrifft. Diese besseren kleinklimatischen Verhältnisse erwirkt der Windschutz. Möglichst rund um das gesamte Gemüseland, zuallermindest aber nach der Hauptwindrichtung Westen, ist der Windschutz anzupflanzen. Genauso aber ist auch der möglicherweise notwendige Schutz vor kalten Ost- und Nordwinden zu beachten.

Der Windschutz wirkt meßbar windbremsend zehn bis 15-mal soweit wie seine eigene Höhe. Mechanische, windbedingte Blatt- und Pflanzenbeschädigungen werden so verhindert. Der Wasser- und CO_2 -Gehalt der Luft steigt im windgeschützten Raum an. Die Taumenge am Boden und auf den Pflanzen steigert sich und verdunstet langsamer. Die Bodentemperatur erhöht sich im Frühjahr um $1^\circ C$ bis $2^\circ C$, was ja dann vielfältig von sehr hohem Nutzen ist. Nützlinge wie Marienkäfer und Raubwanzen, Kröte und Blindschleiche, Spitzmaus, Igel und die nützlichen Singvögel stellen sich über die Hecke meist auf Dauer ein. Radioaktive, gasförmige Luftbestandteile werden durch die Hecke zum Großteil heraus gefiltert. Über die Schutzwirkung gegenüber dem hochgefährlichen Bleigehalt der Pkw-Auspuffgase liegen zur Zeit noch keine Untersuchungen vor. Doch ist anzunehmen, daß auch hier die Hecke sich günstig auswirkt.

Für eine einreihige Hecke eignet sich als Heckenpflanze hier im Balingen Raum besonders gut die Hainbuche (*Carpinus betulus*) mit drei Stück Jungpflanzen je laufenden Meter. Günstig sind hier 40 bis 60 cm hohe Jungpflanzen, die man nach der Pflanzung einheitlich auf 50 cm Höhe einkürzt. Aber auch grünblättrige Berberitze (*Berberis thunbergii*), Blutberberitze (*Berberis thunbergii atropurpurea*), Rosa Zwergspiere (*Spiraea bumalda* „Anthony Waterer“) und Schneespriere (*Spiraea vanhouttei*) sind hier geeignet.

Zu 2. Nachhaltige physikalische Bodenverbesserung auf der gesamten Anbaufläche

Bei den hier vorhandenen schweren, tonhaltigen Böden ist eine physikalische Bodenverbesserung einfach notwendig. Den tonigen Böden fehlt es vor allem an Luft und Wärme, ebenso öfters auch an den zeitgerechten und wuchsnötigen Wassermenge. Dem kann verhältnismäßig einfach und entscheidend durch eine mindestens zehn Jahre lang durchgeführte Sandzugabe abgeholfen werden. Nach dem herbstlichen Umgraben gibt man gleichmäßig breit obenauf ein cbm gewaschenen Flußsand auf 100 qm Land. Wichtig ist dabei nach unseren Erfahrungen, daß dieser Sand über Winter auf dem Beet ausfrieren kann. Der von winterlichen Frostkräften durchgezogene Sand läßt sich viel schneller und auch leichter mit dem Boden innig

vermischen, als erst im Frühjahr aufgebracht Sand.

Es ist auch für einen kritischen Beobachter und Bewirtschafter immer wieder erstaunlich, wie bei schweren Böden auf die Sand-Verbesserung schon nach drei Jahren besonders Möhre, Zwiebel, Sellerie, Kartoffel, vor allem auch die Erdbeere, ebenso auch alle anderen Gemüsearten, in bester Weise durch Gesundheit und Ertragshöhe ansprechen. Weiter reagiert natürlich auch das Bodengefüge, also der Boden-Querschnitt auf die Sandzugabe nur günstig. Die gesamte Bodenbewirtschaftung, vor allem aber die spätherbstliche Bodenbearbeitung, wird dadurch wesentlich erleichtert. Der betreffende Arbeitsaufwand sinkt fast auf die Hälfte.

Zu 3. Alljährliche Kompost-Grund-Düngung zu allen Kulturen

Eine geordnete und gekonnte Kompost-Zubereitung bildet die Grundlage für die umfassenden Kompost-Gesundheitswirkungen auf Boden und Pflanzen und damit auch auf den Menschen. Hierzu sind zunächst die Kompost-Rohstoffe zu nennen. An erster Stelle stehen dabei die vielfältigen Pflanzenabfälle, die ja laufend anfallen das ganze Jahr hindurch. Wenn man weiß, wie vielseitig jede einzelne Pflanzenart inhaltlich zusammen gesetzt ist, bis hin zu den seltenen Spuren- und Hochleistungselementen, den verschwindend geringen Mengen sehr hochwirksamer Vitamine, Hormone, Fermente, gesund erhaltenden und heilenden Spezialwirkstoffen, sind die gute- und mengenmäßig so günstig wirkenden Pflanzenabfallkomposte gut erklärbar. Je vielfältiger die Mischung, umso vielseitiger und besser die Wirkung. Die vielerlei Abfälle von dreißig und mehr Gemüsearten, Erdbeerpflanzenabfälle, verwelkte und abgeblühte Einjahresblumen wie Kapuzinerkresse, Ringelblume, Stiefmütterchen, Studentenblume, ferner die abgestorbenen Reste von Stauden wie Lupine, Rittersporn, Schafgarbe und anderen, weiter das krautartige Heckenschnittmaterial von Hainbuche und Liguster, die unterschiedlichen Holzaschen, Trester und Reste aus der häuslichen Marmelade-, Gelee-, Süß- und Gärmostzubereitung, die verschiedenartigen Gewürz-, Tee- und Heilkräuterreste bis hin zum Kaffeesatz, so auch Brennesseln, Eierschalen und noch vieles mehr ergeben doch eine nahezu unerschöpfliche Fülle von pflanzlichen Wirkstoffen mit ebenso vielen Wirkungen in den Pflanzenabfallkomposten. Werden solche Komposte dann noch verbessert mit unterschiedlichen Steinmehlen, Algenkalken verschiedener Herkunft, stehen schon von den Ausgangsstoffen her solche Komposte auf einer sehr hohen Stufe. Ebenso ist eine Beimischung von bis zu 50% Rindermist oder auch Pferde-, Schaf-, Ziegen-, Hasen- oder Geflügelmist von außerordentlichem Vorteil.

Beim Sammeln werden schon die Kompostrohstoffe trapezförmig aufgesetzt: Kompostsohlenbreite 2 m, Schichthöhe etwa 1,8 m und obere Kompostbreite 0,7 m. Der gesamten Kompost-Rohstoffmenge mischt man dabei vier bis fünf Prozent Mutterboden bei. Bei hohem Gemüseabfall-Anteil genügt dazu der an den Gemüsestrüngen haftende Boden. Außerdem setzt man je cbm acht kg eines vulkanischen Gesteinsmehles zu, z. B. Basaltmehl oder Lavamehl, ebenso anfänglich drei bis fünf kg Meeresalgenkalk wie z. B. Algomin. Später zeigen dann regelmäßig alle drei Jahre durchgeführte Bodenuntersuchungen deutlich auf, wieviel und ob überhaupt noch weiterhin Kalk dem Kompost zugesetzt werden soll. In unseren schweren, tonhaltigen, oft naß-kalten Braun- und Schwarzzuraböden sollte ein pH-Wert von 6,8 bis 6,9 – höchstens 7,0 pH-Wert angestrebt werden. Hat man keinen tierischen Mist zur Beimischung zur Hand, gibt man je cbm Kompostrohstoff fünf bis sieben kg Horn-, Knochen-, Blutmehl-Mischdünger, auch kurz Hornmehl genannt, oder ebenso viele reine Hornspäne zu. Die einzelnen Rohstoffe und ebenso die verschiedenen Zusätze werden nun ein Jahr lang schräg dachförmig mit 20 bis 40 cm Dicke aneinander aufgeschichtet, bis man die vorgenannten Maße erreicht hat. Eine waagrechte Schichtung hat zu unterbleiben, weil hierbei allgemein eine zu langsame und vor allem eine zu schlechte Verrottung erfolgt.

Solch ein Jahr lang gesamelter, eintägiger bis einjähriger Kompost wird nun sorgfältig durchmischt um und neu aufgesetzt, mit einer ca. 20 cm dicken Strohschicht zur Beschattung und Feuchthaltung abgedeckt und bleibt dann ein volles weiteres Jahr zur Ausreifung liegen. Die Abdeckung stellt eine Haut für den höchst lebendigen „Organismus Kompost“ dar und hält so alles was an Gasen, Kräften und Feuchtigkeit aus dem Kompost in die Luft entweichen will, zusammen. So bleibt der Kompost die ganze Zeit über in der dringend notwendigen, feuchtschattigen Atmosphäre, was für sein ganzes Pilz-, Bakterien- und Tier-Innenleben von großer Wichtigkeit ist. Besonders der Regenwurm arbeitet und vermehrt sich nur bei Feuchte und Schatten. Außerdem kann so die Kompostoberfläche nicht eingrünen und nicht verschlämmen.

Da die günstigste Zeit des Kompost-Ausbringens nach der herbstlichen Bodenbearbeitung der Spätherbst ist, sammelt man am besten vom Herbst bis zum Folge-Herbst die Rohstoffe. Der Reifkompost wird dann gleichmäßig breit obenauf verteilt auf die Anbaufläche aufgebracht.

Man gibt zu sämtlichen Gemüsearten je 100 qm Gemüsefläche 250 bis 300 kg gut verrotteten, feinkrümeligen Reifkompost. Möhren, Zwiebeln und Rettiche erhalten nur 50 bis 100 kg/100 qm. Ist der Kompost knapp, erhalten diese drei Kulturen gar nichts. Auch die über ihre Wurzelknöllchen stickstoffsammelnden Bohnen und Erbsen bekommen keinen Kompost. Die Erdbeerbeete erhalten 300 kg Kompost je 100 qm.

Zu 4. Zusatz-Düngung mit organischen Handelsdüngern und Pflanzenjauchen

Die Flächen, die für die sogenannten „Starkzehrer“, wie Rot- und Weißkraut, Wirsing, Blumenkohl, Sellerie, Lauch, Rote Rüben, ebenso Gurken und Tomaten vorgesehen sind, bekommen im Laufe des Winters ebenfalls nach dem Umgraben breit obenauf gestreut fünf bis acht kg Hornmehl je Ar, wenn wenig oder gar kein Kompost gegeben wurde. Gibt man volle Kompost-Grunddüngung, verbessert mit Hornmehl oder Hornspänen, unterbleibt diese Zusatz-Düngung.

Ganz hervorragend und vielseitig wirkt die Brennesseljauche. Dazu muß die Brennessel vor der Blüte geschnitten werden. Je 100 Liter Wasser, möglichst Regenwasser, nimmt man zehn kg grüne Brennessel, dazu je zwei kg Hornmehl, Algomin und Basalt- bzw. Lavamehl. Diese Mischung läßt man dann unter öfterem Umrühren zehn bis zwölf Tage lang zu Jauche vergären. Von dieser „Stammjauche“ gibt man je Gießkanne zwei bis vier Liter und füllt dann die zehn Liter fassende Kanne mit Wasser auf. Die Pflanzenjauche ist vor dem Einfüllen stets mit einem feinen Haarsieb abzuseihen, damit die schleimigen Pflanzenteile die Gießbrause nicht verstopfen. Den zu fördernden Kulturen ist zweimal in der Woche ein Düngeguß zu geben. Der gesamte Pflanzenwuchs, insbesondere Triebkraft und Blattgrünfärbung bestimmen die Anzahl der Düngegüsse. Beim kurzlebigen Kopfsalat und Kohlrabi genügen zwei bis drei Güsse. Dagegen sind bei Blumenkohl, den Krautarten, Lauch, Sellerie, rote Rüben, Gurken und Tomaten oft vier bis sechs Güsse vorteilhaft. Keine Pflanzenjauch bekommen Möhren, Zwiebeln, Retticharten, Tee- und Gewürzkräuter.

Auch Beinwelljauche hat sich, hergestellt und angewendet wie Brennesseljauche, ebenfalls schon jahrelang bewährt.

Zu 5. Gründüngungseinsaat wo angängig

Obwohl im Mischkulturen-Anbau sehr lange und oft durchgängig der Boden mit Pflanzen bedeckt ist, gibt es doch immer wieder freie Flächen, die vorteilhaft mit einer Gründüngungspflanze angesät werden. Gerade die Gründüngungspflanze zeigt eindeutig, daß die Pflanze nicht nur dauernd dem Boden irgendetwas entzieht, sondern daß die dem Boden auch etwas gibt: Die Pflanze baut also auch den Boden auf! Ganz besonders das Wurzelsystem aller Gründüngungspflanzen, vor der Blüte, fördert nicht nur die Humusbildung, verbessert so nicht nur die Luft- und Wasserführung, sondern wirkt auch über die verschiedenartigen Ausscheidungen von Wurzel und Blatt weit in die Umgebung

hinein. Erst bei beginnender Blüte gehen diese Stoffe und Kräfte sehr schnell in die Samenbildung über, dann wird der Boden entsprechend ausgenützt und beansprucht. So finden dann keinerlei gesundende und fördernde Gründüngungswirkungen mehr auf Boden und Nachfolgekulturen statt. Als Gründüngungspflanze für Gemüse-Mischkulturen eignet sich nur eine sehr schnellwüchsige Pflanze mit möglichst kräftigem Durchwurzelungsvermögen und starker Wirkstoffbildung. Hierzu ist als eine der besten Pflanzen die Heilpflanze Gelbsenf geeignet. Der Gelbsenf wächst oberirdisch sehr schnell, durchwurzelt auch bei später Saat sehr kräftig noch den Boden und wirkt durch seine Senföls-Wurzelausscheidungen weitläufig gesundend auf Boden, Nachbarpflanze und Nachfolgepflanze. Man sät breitwürfig je qm Land fünf Gramm Senfsamen aus und bedeckt ihn nur sehr flach mit ganz wenig Erde.

Mischkulturen-Anbau

Nachfolgend nun die Ausführungen über die verschiedenen Mischkulturen, wie sie hier im Balingen Bereich in 30jähriger Praxis erfolgreich durchgeführt wurden. Die Aufzählung und Darstellung erfolgt nach dem Alphabet.

Ausgegangen wird bei allen Darstellungen von dem 1,20 m breiten Gartenbeet mit einem beiderseitigen Tretweg von je 30 cm Breite.

Blumenkohl/Sellerie-Mischkultur

Hier werden auf dem 1,20 m breiten Beet drei Reihen angepflanzt. Dies ergibt einen Abstand von einem Tretweg bis zur ersten Reihe von 20 cm. Danach folgt, bis zur Beetmitte hin, die Mittelreihe oder zweite Reihe mit 40 cm Abstand. Der Abstand zur nächsten Reihe, der dritten Reihe oder anderen Außenreihe beträgt wiederum 40 cm. Von da an bis zum anderen Beetrand und damit zum nächsten, anderen Tretweg hin beträgt der Abstand wieder 20 cm.

Je nach Bedarf wird nun entweder eine Reihe Sellerie in der Beetmitte aufgepflanzt, wobei man dann in die beiden Außenreihen Blumenkohl pflanzt. Oder aber man setzt in die Mittelreihe Blumenkohl und folglich dann in die beiden Außenreihen Sellerie. Frühblumenkohl wird Ende April/Anfang Mai mit 40 cm Pflanzabstand in der Reihe ausgepflanzt. Nach den Eiseihilgen Ende Mai erfolgt die Sellerieauspflanzung mit 35 cm Pflanzabstand in der Reihe. Während der langsamen Sellerie-Jugendentwicklung gewährt der Frühblumenkohl Schattengare. Bei dieser Mischkultur bleibt der Blumenkohl praktisch frei von Kohlweißlingsraupen. Der Sellerie wiederum bekommt so keine Blattfleckenkrankheit und keinen Sellerschorf, ebenso treten kaum Wanzen, Blattläuse, Sellerie- und Möhrenfliegen auf.

Je nach Wüchsigkeit, Blattgrünfärbung, Blattausdehnung sind sowohl Blumenkohl als auch besonders Sellerie für Brennesseljauche-Gaben sehr dankbar. Man gibt so zwei bis vier Jauchegüsse, wobei besonders der Meeresalgenkalk „Algomin“ speziell die Sellerie-Jungpflanzen allseitig fördert. Stammt der Wildsellerie doch von den salzreichen Meeresküsten des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres. Je Jaucheguß gibt man drei bis vier Liter Stammjauche auf eine mit Wasser aufgefüllte Zehn-Liter-Gießkanne. Nach der Blumenkohlernte Mitte bis Ende August kann auf diesen Reihen Senf in Gründüngung eingesät werden.

(Fortsetzung nächstes Heft)

Die Verfasser:

Eugen Gröner
Hofmannstraße 6, 7460 Balingen
Volkmar Lust
Lisztstraße 31, 7460 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 37

30. November 1990

Nr. 11

Gesunder Gemüse- und Erdbeer-Anbau im Hausgarten durch Gemüse-Mischkulturen

Von Volkmar Lust, Balingen – 2. Folge

Buschbohne/Kohl-Mischkultur oder Buschbohne/Rote Rübe-Mischkultur

Hier erfolgt die Hauptnutzung durch die Aussaat von zwei Reihen Buschbohnen Mitte Mai. Dazu werden je 25 cm von den Beeträndern nach innen die Bohnen fortlaufend in der Reihe dick ausgesät. Ende Mai werden dazu auf der Beetmitte spätes Rot- und Weißkraut sowie Wirsing zur Überwinterung jeweils im Wechsel ausgepflanzt. Der Pflanzabstand beträgt dabei 45 bis 50 cm von Pflanze zu Pflanze. Anstelle der mittleren gemischten Krautreihe können auch im letzten Aprildrittel bis Anfang Mai verhältnismäßig dicht Rote Rüben ausgesät und später verzogen werden. Nach der Buschbohnen-Ernte Ende August können links und rechts der Kraut-, bzw. Rote-Rüben-Reihe noch je zwei Reihen Herbst- oder Überwinterungsspinat mit 20 cm Abstand gesät werden. Die erste Reihe dabei jeweils 10 cm vom Beetrand einwärts säen.

Im Frühjahr kann aber auch gleich auf die Beetmitte Frühjahrs-Kopfsalat ausgesät und dann verzogen werden. Gesäter Kopfsalat schießt lange nicht so schnell wie pikierter und dann ausgeplanter Kopfsalat. Nach der Ernte des Frühjahrs-Kopfsalates sät man den so herzhafte schmeckenden, im Sommer praktisch nicht schießenden Eissalat. Nach dem Eissalat kann noch gut vorgezogener Herbst- oder Winterendivie ausgepflanzt werden.

Stangenbohnen-Mischkultur

Hier gibt es zwei gute Möglichkeiten: Entweder die Zwei-Reihen-Kultur oder die Ein-Reihen-Kultur.

Zwei-Reihen-Kultur

Im ersten Aprildrittel wird auf der Beetmitte eine Reihe Kopfsalat/Kohlrabi im Wechsel ausgepflanzt. Bei etwa 25 cm Pflanzabstand in der Reihe kann nach zwei bis vier Kopfsalatpflanzen jeweils eine Kohlrabipflanze gesetzt werden. Der Kopfsalat schützt durch seine Duftwirkung die Kohlrabipflanze vor Erdflöhefall.

Mitte Mai werden dann die beiden Reihen Stangenbohnen an den vorher gesetzten Boh-

nenstangen ausgelegt. Die Reihen-Queranordnung beträgt dabei 20 cm bis 80 cm bis 20 cm. Der Stangenabstand beläuft sich auf 50 bis 60 cm. Je Stange werden zehn bis zwölf Bohnen ausgelegt. Zu den Bohnenstangen ist zu sagen, daß sich hier schon jahrzehntelang 2,5 m lange, 5 mm dicke, feuerverzinkte, gewellte Stahldrahtstangen bestens bewährt haben. Eine hochkant gestellte, in 1,6 m Höhe auf imprägnierte Holzpfeiler mit 6 bis 8 cm Zopfstärke festgemachte, 3 m lange Dachlatte wird alle 50 bis 60 cm senkrecht durchbohrt. Durch diese genügend weite Bohrungen steckt man die Wellstäbe und drückt sie dann gut 30 cm in den Boden hinein. So haben die Bohnenstäbe die ganze Wachstumszeit hindurch auch in Windlagen einen recht guten und dauerhaften Halt.

Anfang August wird auf der Beetmitte in etwa 30 cm Breite Ackersalat angesät. Dem langsam keimenden und wachsenden Ackersalat schadet eine anfängliche Beschattung durch die Stangenbohnen nicht.

Ein-Reihen-Kultur

Hier pflanzt man mit 20 cm Abstand von den beiden jeweiligen Beeträndern nach innen im ersten Aprildrittel entweder je eine Reihe Kopfsalat oder Kopfsalat/Kohlrabi gemischt mit 25 cm Pflanzabstand. Als Zweitpflanzung folgt in diesen beiden Reihen ab Mitte Juli vorgezogener Eissalat. Erfolgt die erste Bepflanzung mit Kopfsalat oder Kopfsalat/Kohlrabi aber erst Anfang Mai, läßt sich als Zweitpflanzung dann Ende Juli eine Winterendivienpflanzung mit ebenfalls 25 cm Pflanzabstand durchführen.

Auf der Beetmitte wird Mitte Mai eine Reihe Stangenbohnen wie bei der Zwei-Reihen-Kultur gesteckt. Ebenso wird die Kornzahl je Stange, genauso wie deren Abstand und windfeste Befestigung wie bei der Zwei-Reihen-Kultur gehandhabt. Da sich Gurken und Bohnen recht gut vertragen, können die zwei Reihen beiderseits der Stangenbohnen-Reihe anstatt mit Salat nach den Eisheiligen auch mit Gurken mit 40 cm Pflanzabstand und/oder mit Zucchini bepflanzt werden.



Eine Kopfsalat- / Kohlrabi-Mischkultur

Erbse/Kohlrabi-Mischkultur

Anfang bis Mitte April werden zwei Reihen Erbsen ausgesät, jeweils 15 cm von den beiden Beeträndern eingerückt. Über den Saatreihen wird an Stäben ein 1,2 m hoher Maschendraht als Erbsen-Rankgerüst aufgestellt. Auf der Beetmitte werden zur gleichen Zeit eine Reihe Kohlrabi mit 30 cm Pflanzabstand ausgepflanzt. Selbstverständlich können dort auch Kohlrabi/Kopfsalat im Wechsel gesetzt werden. Die Erbsen werden bei 15 bis 20 cm Wuchshöhe zur stärkeren Wurzelbildung angehäufelt. Dadurch wird der Ertrag merklich höher. Nach der Erbsenernte kommen als Folgefrucht drei Reihen Frühblumenkohl mit den Reihenabständen 20 cm – 40 cm – 40 cm – 20 cm in Frage, Pflanzabstand in der Reihe dabei 40 cm. Auch Grünkohl kann so angebaut werden, der ja dann bis Ende November auf der Fläche im Freien stehen kann. Man kann aber auch als Nachfolgefrucht vier Reihen Eissalat oder Winterendivie mit den Reihenabständen 15 cm – 30 cm – 30 cm – 30 cm – 15 cm auspflanzen. Genauso ist Aussaat von Spinat und/oder Ackersalat möglich.

Sehr gut eignet sich diese Erbse/Kohlrabi-Mischkultur durch ihre frühe Ernte als Vorkultur für eine rechtzeitige Erdbeer-Neupflanzung. Hierbei werden Ende Juli/Anfang August jeweils 25 cm vom Beetrand nach innen zwei Reihen Erdbeeren ausgepflanzt. Auf die Beetmitte kommt dann eine Reihe Eissalat oder eine Reihe Winterendivie zu stehen.

Frühkohlrabi/Kopfsalat-Mischkultur

Diese Mischkultur hat sich ebenfalls schon jahrzehntelang im Anbau bestens bewährt. Vor allem sind dabei die Kohlrabi praktisch völlig frei von Erdflöhefall. Der Salatgeruch ist

Im 1. Teil von „Gesunder Gemüse- und Erdbeer-Anbau“ (Oktober-Ausgabe) fehlte nach dem dritten Absatz bei „Nachstehende Tabelle zeigt den interessanten Zahlenvergleich auf“ eben jene Tabelle. Sie ist versehentlich weggeblieben und wird hier nachgereicht:

einzelne Produkte	biol.-dyn. Anbau in Balingen (Hausgarten)	konventioneller Anbau		biol.-dyn. Mehrertrag gegenüber konventionell im Zollern-Albkreis
		Zollern-Albkreis	Baden-Württemberg	
Buschbohnen	235 kg/Ar	103 kg/Ar	94 kg/Ar	+ 128%
späte Möhren	746 kg/Ar	575 kg/Ar	523 kg/Ar	+ 30%
Rote Rüben	437 kg/Ar	381 kg/Ar	364 kg/Ar	+ 14%
Zwiebeln	428 kg/Ar	212 kg/Ar	249 kg/Ar	+ 102%
Kartoffeln	321 kg/Ar	260 kg/Ar	334 kg/Ar	+ 23%
Erdbeeren	262 kg/Ar	96 kg/Ar	108 kg/Ar	+ 173%



Mischkulturen im Gemüsegarten: hier die Kombination Möhren/Zwiebeln

den Erdflöhen so unangenehm, daß sie die sonst gern aufgesuchten Kohlrabi meiden.

Je nach Jahrgang werden Anfang bis Mitte April vier Reihen Frühkohlrabi und Kopfsalat mit einem Reihenabstand von 15 cm – 30 cm – 30 cm – 15 cm ausgepflanzt. Nach Bedarf wird bei jeder vierten oder fünften Pflanze anstelle der Salatpflanze ein Kohlrabi gepflanzt. Der Pflanzabstand in der Reihe beträgt etwa 25 cm. Dabei fängt man bei der ersten Pflanzreihe mit einer Kohlrabipflanze als erste Pflanze an, dann folgen vier oder fünf Salatpflanzen und danach wieder eine Kohlrabipflanze. Bei der zweiten Pflanzreihe ist die dritte Pflanze eine Kohlrabipflanze, dann folgen wieder vier oder fünf Salatpflanzen vor der nächsten Kohlrabipflanze. Bei der dritten Reihe ist die zweite Pflanze eine Kohlrabipflanze und bei der vierten Reihe die vierte Pflanze. So wirkt der Salat-Erdflöhschutz ganz gleichmäßig von allen Seiten auf die Kohlrabipflanzen ein.

Diese Mischkultur bildet durch ihren frühen Erntezeitpunkt die ideale Vorfrucht für die notwendige frühzeitige Erdbeer-Neupflanzung von Ende Juli bis Anfang August mit zwei Reihen. Sie werden jeweils 25 cm vom Beetrand eingedrückt ausgepflanzt mit einer Eissalat- und/oder einer Winterendivien-Reihe auf der Beetmitte. Eine andere Möglichkeit besteht in der Winterendivien-Folgekultur: Mitte bis Ende Juli werden vier Reihen Winterendivien mit einem Reihenabstand von 15 cm – 30 cm – 30 cm – 30 cm – 15 cm und einem Pflanzabstand von 25 cm in der Reihe ausgepflanzt.

Gurken-Mischkultur

Als sehr wärmeliebende, frostempfindliche Pflanze darf die Gurke erst nach den „Eisheiligen“, also nach dem 12. bis 14. Mai, ausgepflanzt werden. Als festes Datum hat sich hierbei zur Freiland-Auspflanzung der 20. Mai überall dort eingebürgert, wo regelmäßig mit Spätfrösten bis in das zweite Maidrittel hinein zu rechnen ist. Gerade bei Gurken hat sich bei eventuell vorhandenen schweren, deshalb langfristig naßkalten Lehm- und/oder Tonböden besonders bewährt, wie bereits beschrieben, eine jahrelange Bodenverbesserung mit gewaschenem, kiesleereichem, scharfem Flußsand durchzuführen.

Liegen die Beete in Ost-West-Richtung und haben sie deshalb eine lange Nordseite, ist es besonders günstig, dem Beet durch entsprechende Hackbearbeitung eine Südneigung zu geben. Auf der erhöhten Nordseite kann man nun entweder Erbsen am Maschendraht ziehen oder eine Reihe Stangenbohnen stecken; jeweils ein Wind- und Wärmeschutz. Liegt die Beetfläche von Nord nach Süd, gibt man ihr eine Westneigung. Auch hier bekommt die erhöhte Ostseite eine „Grüne Wand“ als Schutz. Durch diese Bepflanzung erhält man eine verstärkte Son-

nenrückstrahlung und der süd-, bzw. westgeneigte Boden, sandverbessert, erfährt dadurch eine deutlich bemerkbare, vielfältige Erwärmung und Durchlüftung. Ebenso werden so bodennaher, kalter Luftzug aus Norden und/oder gar kalte Winde von dort bzw. von Osten abgewehrt. Vom Nord- bzw. Ostrand 30 cm nach innen werden anfangs April Erbsen ausgesät oder man steckt nach den Eisheiligen dort Stangenbohnen. Ab 20. Mai pflanzt man dann auf die Beetmitte eine Reihe gut vorgezogener Freilandgurken im Abstand von 50 cm.

Kartoffel-Reinkultur

In den letzten Jahren wurde wieder verstärkt die Kartoffel in den Gemüseanbau im Hausgarten aufgenommen. Bisher konnten noch keine besonders guten Förder-Partner zu den Kartoffeln gefunden werden. Deshalb ist hier noch vorläufig der Reinanbau mit zwei Reihen auf dem 1,20 m breiten Beet mit einer Queranordnung von 30 cm – 60 cm – 30 cm üblich. Die Kartoffel stellt im Gemüse- und Erdbeeranbau keinerlei Bedingungen an die Vorfrucht. Sie kann ohne weiteres nach allen Gemüsearten und Erdbeeren angebaut werden. Sie stellt aber durch die ihr verabreichte reichliche organische Düngung, die Dammerrichtung und das mehrmalige Hacken eine sehr gute Vorfrucht für sämtliche Gemüsepflanzen dar. Sehr dankbar ist sie für eine genügend hohe Kompost-Grunddüngung von gut 300 kg/Ar. Beim Anbau im schweren Boden soll hier auch nochmals kurz die Scharfsandzugabe erwähnt werden.

Nach der winterlichen, möglichst tiefen Durchfrostung des Bodens werden Mitte April im obigen Abstand zwei Furchen mit etwa 12 bis 15 cm Tiefe gezogen. Danach werden sie ganz fein, sozusagen „hauchdünn“, mit Steinmehl eingepudert und daraufhin etwa auf 8 cm Höhe mit zweijährigem Reifkompost angefüllt. Darin legt man dann die Kartoffeln mit 33 bis 35 cm Abstand. Bei den Kartoffeln ist auch der Kalkgehalt des Bodens, der sog. „pH-Wert“ recht wichtig. Sie gedeihen am besten bei einem pH-Wert von 6,6 bis 6,9. Ab einem pH-Wert von 7,0 gibt es gerne den Kartoffelschorf. Hat man einen so hohen pH-Bodenwert, unterbleibt das Einstäuben mit den ja stets kalkhaltigen Steinmehlen.

Nach dem Auslegen in die Furchen zieht man diese gleich kräftig mit dem ausgeworfenen Boden zu. Dabei wird der Boden dann schon zu leichten Dämmen aufgehäuft. Sind nun die Kartoffeln handhoch gewachsen, wird der Boden beiderseits der Kartoffelreihen zu kräftigen Dämmen hochgehäuft. Bis sich der Bestand geschlossen hat, muß noch zweimal den Reihen entlang und zwischen den Pflanzen gehackt werden. Wenn notwendig, wird bei der letzten Hacke noch einmal nachgehäuft.

Kraut/Tomate/Lauch-Mischkultur

Ebenfalls nach den Eisheiligen (am 20. Mai) pflanzt man auf einen rund 30 cm breiten, niederen Wall in der Beetmitte mit 50 cm Pflanzabstand eine Reihe Tomaten aus. Mit Vorteil können nun die verschiedenen Krautgewächse einschließlich Lauch mit den Tomaten gemischt werden: Rot- und Weißkraut, Wirsing, ebenso Blumenkohl und Kohlrabi werden so praktisch nicht von Kohlweißling befallen. Auch werden sie alle in ihrem Wuchs, Ertrag und Gesundheit gefördert. So werden ebenfalls Mitte Mai, jeweils 20 cm von den Beeträndern eingerückt, je eine Reihe Kraut gepflanzt. Der Abstand in der Reihe beträgt dabei 40 cm bei Dauerrot- und Dauerweißkraut, ebenso bei Dauerwirsing.

Wird anstelle der Krautarten Lauch gepflanzt, zieht man dazu vorher eine etwa 8 cm tiefe Furche. Mit 12 bis 15 cm Pflanzabstand wird darin Lauch ausgepflanzt. Mit zunehmendem Wachstum wird die Furche dann beim Hacken eingeebnet. Bei späterem Hacken wird nun die Lauchreihe noch 8 bis 10 cm hoch angehäuft. Dadurch erzielt man zur Erntezeit Mitte November schöne lange Lauchstangen.

Möhre/Zwiebel-Mischkultur

Anfang April werden auf eine Beetbreite drei Reihen Spätmöhren abwechselnd mit drei Reihen Steckzwiebeln gesät bzw. gesteckt. Natürlich kann man je nach Bedarf einen Teil Frühmöhren anstelle der Spätmöhren aussäen. Die erste Reihe wird bei dieser Kombination 15 cm vom Beetrand nach innen bestellt. Dann folgen in der Queranordnung fünf Reihen mit je 18 cm Reihenabstand, so daß sich hier eine sechsstufige Queranordnung mit 15 cm – 18 cm – 18 cm – 18 cm – 18 cm – 18 cm – 15 cm = 120 cm Beetbreite ergibt. Als Markiersaat kann zu der langsam keimenden Möhre alle Meter ein schnell keimendes Radies-Samenkorn „gestupft“, also gesteckt werden. Man kann auch zur Markierung auf zwei laufende Meter Möhrensaat ein oder zwei Zehen Knoblauch stecken, genauso natürlich auch Zwiebeln. Die Möhre/Zwiebel-Mischkultur gewährt praktisch stets einen ausreichenden Schutz gegen Möhrenfliege und verhindert den Befall durch Zwiebelfliege und Zwiebelmehltau. Nach der Zwiebelernte im August können sich die Möhrenreihen nun bestens entfalten und voll entwickeln.

Rettichanbau

Radieschen und Eiszapfen lassen sich immer wieder als Vor- oder Zwischenkultur einschieben. Im Frühjahr lassen sich Radieschen und Eiszapfen zwischen Kopfsalat und Kohlrabi aussäen oder als Markiersaat zu der langsam keimenden Möhre beimischen. Frühjahrs-, Sommer- und Herbstrettiche brauchen aber einen ganz bestimmten Anbauraum für sich, angereichert mit nur wenig, dafür voll ausgereiften Kompost. Die Senföhl-Wurzel- und -Blatt-Ausscheidungen sind außerdem nicht besonders mischkulturenfreundlich. Zu viel und nicht ausgereifter Kompost zieht auch gerne die Rettichfliege an.

Es können jeweils zwei Reihen Frühjahrs- oder Frühsommer-Rettiche auf den Beeten der Mischkulturen Blumenkohl/Sellerie und/oder Frühkohlrabi/Kopfsalat 15 cm und 25 cm von einem Beetrand nach innen ausgesät werden. Dann fällt natürlich jeweils eine Reihe der angegebenen Mischkulturen weg. Gerade die schwarzen Winterrettiche schmecken ja ganz besonders gut und sind bei richtiger Kulturführung auch recht ertragreich.

Rote Rübe/Kraut/Lauch-Mischkultur oder Rote Rübe/Salat-Mischkultur

Rote Rüben können zusammen mit je einer Reihe Kraut gemischt und einer Reihe Lauch in der Queranordnung 20 cm – 40 cm – 40 cm – 20 cm ausgesät bzw. ausgepflanzt werden. 20 cm von einem Beetrand nach innen wird Mitte April eine Reihe Rote Rüben verhältnismäßig dicht ausgesät. Wenn sich fünf bis sechs Blätter schon gut ausgebildet haben, werden die Rüben vier Finger breit verzogen. Das machen etwa 8 cm Abstand in der Reihe aus. So werden die Einzelsrüben nicht zu groß und schmecken dadurch wesentlich besser als zu große Exemplare. Auf

die Beetmitte werden ebenfalls Mitte April eine Reihe Dauerkraut, gemischt aus Rotkraut/Weißkraut/Wirsing, mit 40 bis 45 cm Abstand in der Reihe ausgepflanzt. Die andere Außenreihe bildet der ebenfalls Mitte April ausgepflanzte Lauch. Man geht dabei so vor, wie bei der bereits beschriebenen Kraut/Tomaten/Lauch-Mischkultur. Rote Rüben sollten nur neben Kraut zu stehen kommen. Sie vertragen in direkter Nähe keinen Lauch. Sie werden durch ihn im Wachstum behindert und bleiben so klein.

Sehr gut gedeihen die Rote Rüben auch in Mischkultur mit Salat. Hierzu werden zwei Reihen Rote Rüben je 20 cm vom jeweiligen Beetrand nach innen so wie oben ausgesät und weiter behandelt. Auf die Beetmitte kommt ebenfalls Mitte April eine Reihe Kopfsalat oder Kopfsalat/Kohlrabi gemischt, mit 25 cm Pflanzabstand bei Kopfsalat und 30 cm bei Kohlrabi. Darauf folgt Mitte Juni eine Reihe vorgezogener Eissalat mit 30 cm Pflanzabstand. Es kann aber auch Mitte Juni vorgezogener Endivie zum frühen Herbstverbrauch mit 25 cm Pflanzabstand ausgepflanzt werden. Oder es kann auch für den Spätherbst Mitte Juni Endivie ausgesät und danach auf 25 bis 30 cm verzogen werden oder man pflanzt Mitte Juli vorgezogenen Endivie auf 30 cm Pflanzabstand aus.

Tomaten-Wallpflanzung

Die Tomaten-Mischkultur mit Kraut und Lauch wurde schon beschrieben. Es soll hier aber noch eine im hiesigen Anbauform von mir entwickelte neue Anbauform für die wärmebedürftige Tomate dargestellt werden: die „Tomaten-Wallpflanzung“.

In rauheren Standorten wie etwa im Albvorland oder gar auf der Schwäbischen Alb-Hochfläche oder im ganzen Schwarzwald sowie in allen kühlen Lagen und Standorten, ist es immer riskant, Tomaten ungeschützt direkt ins Freiland zu pflanzen. Das gilt in diesen Anbauformen auch für ganz durchschnittliche „Normaljahre“. Hier hat es sich bestens schon jahrzehntlang bewährt, die Tomaten vor die Ost-, West- oder Südseite des Wohnhauses, der Garage, des Gartenschuppens oder gar des Gewächshauses zu pflanzen. Diese Wärmestau- und Lichtstauschutzwirkung der Gebäudewand wird außerdem noch sehr wirkungsvoll durch die Herstellung eines Pflanzwalles erhöht. Es ist ja eine alte weinbauliche und gärtnerische Erfahrung, daß die Sonneneinstrahlung an einem Hügel oder Berg umso größer und dadurch umso gütigender ist, je stärker der Boden geneigt ist. So wird durch diese Wallpflanzung die recht wärmebedürftige Tomate auch im Wurzelbereich sehr stark begünstigt.

Zu diesem Zweck wird möglichst im Herbst schon guter Mutterboden 80 cm breit und 40 bis

50 cm hoch an der entsprechenden Gebäude-Schutzwand angehäuft. Die Wall-Länge richtet sich nach der Wandlänge und dem Bedarf. Nach Möglichkeit wird dabei der Boden mit ausgereiftem Kompost oder wenn dieser nicht zur Verfügung steht mit Torf, außerdem mit Steinmehl und wo notwendig mit Korall-Algenkalk verbessert. Nach den Eisheiligen wird alle 40 bis 50 cm eine Tomate auf der Wallkrone an einen Pfahl gepflanzt und gleich angebunden. Auch hier hat es sich sehr gut bewährt, in das Pflanzloch eine gute handvoll Reifkompost und eine kleine handvoll Hornspäne zur Aushilfsdüngung mitzugeben. Nach der Pflanzung wird der gesamte Wall lückenlos gut 20 cm hoch mit Stroh oder auch abgemähtem, älterem Gras abgedeckt. So braucht der Wall den ganzen Sommer durch nicht gehackt und nur noch selten gegossen zu werden. So wird er auch nicht durch den Regen abgeschwemmt.

Im Anbaujahr 1979 trugen dabei die Freiland-Wall-Tomaten an sieben Fruchtständen je Pflanze 2,8 kg Früchte. Die im gleichen Garten auf ebenem Beet ausgepflanzten, nicht durch eine Gebäudewand geschützten Freiland-Beet-Tomaten derselben Sorte trugen dagegen an nur fünf Fruchtständen 1,6 kg Früchte. 1980 war die längste Wall-Tomate 173 cm hoch. Die längste Beet-Tomate hatte dagegen nur eine Länge von 136 cm, also 21 Prozent weniger.

Im Gegensatz zu allen anderen Kulturpflanzen läßt sich die Tomate jahrelang nach sich selbst auf der gleichen Fläche mit steigendem Anbauerfolg anpflanzen. So besteht in diesem Falle auch von der Fruchtfolge her keine Gefahr für eine dauernde Wallbepflanzung mit Tomaten an derselben Stelle.

Erdbeer-/Zwiebel-Mischkultur

Der Erdbeeranbau hat in den vergangenen Jahrzehnten sehr stark in praktisch allen Hausgärten zugenommen. Die Erdbeere stellt ja bei uns im Jahreslauf die erste zu erntende Obstfrucht dar und nimmt auch geschmacklich eine ganz hervorragende Stellung ein.

Die Erdbeerkultur wird am besten zweijährig betrieben, d. h. also, daß die Hälfte des Gesamtbestandes einjährig, die andere Hälfte zweijährig ist. Die Erdbeere ist ein ausdauerndes, krautartiges Rosen-Gewächs, das nicht vollkommen verholzt. Als Staude ist sie recht flachwurzeln. Deshalb können ihr Kahlfröste und längere Trockenperioden unter Umständen recht stark schaden. Für die Praxis ist die Vermehrung über die erste an Ranken wachsende Ausläuferpflanze allein maßgebend.

Besonders bei den schweren Böden ist die langzeitige Flußsandverbesserung mit 1 cbm Sand je Ar Anbaufläche von großer Wichtigkeit. Ebenso hat die Düngung vor der Neupflanzung

und sofort nach der ersten Ernte mit ausreichend zweijährigem Reifkompost zu erfolgen. Als Norm gelten dabei 300 kg Kompost je Ar. Die Menge von 200 kg/Ar sollte nicht unterschritten werden. Ist aus irgend welchen Gründen kein Kompost vorhanden, gibt man drei Ballen Normaltorf/Ar gut zerkleinert und kräftig naß gemacht auf die Pflanzfläche. Dazu kommen noch 8 kg/Ar Hornmehl oder Hornspäne sowie 8 kg/Ar vulkanisches Steinmehl. Aller Dünger wird nur flach in die oberste Bodenschicht eingehackt.

Als sehr gute Vorfrucht hat sich, wie bereits erwähnt, die Frühkohlrabi/Kopfsalat-Mischkultur schon jahrzehntlang bestens bewährt. Sie räumt zeitig die Anbaufläche und hinterläßt diese in einem guten, sehr krümeligen Zustand. Auch Erbse-/Kohlrabi-Mischkultur bildet eine gute Vorfrucht, ebenso Buschbohnen und Frühkartoffeln. In der Fruchtfolge sollte die Erdbeere erst wieder im fünften Jahr nach sich selbst angebaut werden. So sind also 20 Prozent der Gemüsefläche mit Erdbeeren bepflanzt. Eine solche Fruchtfolge verhindert eine anbaubedingte Bodenmüdigkeit (Wurzelälchen, Verticillium-Welke). Die Auspflanzung erfolgt zwischen dem 25. Juli und 15. August. So können sich für das nächste Ertragsjahr noch genügend Blütenknospen entwickeln. Die Auspflanzung erfolgt in zwei Reihen mit der Queranordnung 25 cm – 70 cm – 25 cm. In der Reihe stehen dabei mit 25 cm Pflanzabstand vier Pflanzen je laufenden Meter. Auf die Beetmitte kommt noch eine Reihe Eissalat oder eine Reihe Endivie zur Anpflanzung. Als sehr gute Sorte hat sich hier schon seit über 30 Jahren die Sorte „Senga Sengana“ bewährt.

Im folgenden Frühjahr werden dann im April jeweils zwischen die beiden Erdbeerreihen auf der Beetmitte eine Reihe Zwiebeln gesteckt. Die in den Duftausscheidungen der Zwiebelrohre befindlichen pflanzenschutzende Wirkstoffe (Phytonzide genannt) halten die Erdbeeren gegen Grauschimmel und Lederfäule ziemlich gesund. Mit Knoblauch wurden dieselben Erfahrungen gemacht. So wurde eine Bekämpfung der Erdbeerfruchtfäulen mit konventionellen Pflanzenschutzmitteln in meinem Hausgarten seit 30 Jahren bei hohen Erträgen überflüssig. Auch im zweiten Erdbeer-Kulturjahr werden wieder auf der Beetmitte eine Reihe Zwiebeln gesteckt. Die Zwiebeln ertragen einen zweijährigen Anbau hintereinander.

Damit sei die Darstellung der Hausgarten-Gemüse- und Erdbeer-Mischkulturen abgeschlossen. Es sind natürlich noch viele andere, günstige Zusammenstellungen möglich. Der eigenen praktischen Erfahrung und Beobachtung sind also in diesem Bereich keine Grenzen gesetzt.

Die Balingen Glocken in Geschichte und Gegenwart

2. Folge – Von Eugen Gröner

Die Glocken der Friedhofskirche

Auf dem nahezu tausend Jahre alten Turm der Friedhofskirche hing bis 1904 nur eine einzige Glocke. Sie trug die Minuskel-Inschrift: s lvcas s marcv s matheus s iohannes“ und die Jahreszahl 1459. Wahrscheinlich stammte sie aus der Glockengießerei Hans Eger aus Reutlingen. Da jedoch ein mittelalterlicher Glockenstuhl für zwei Glocken vorhanden war, ist anzunehmen, daß einst eine zweite Glocke da war. Wo sie geblieben ist, wissen wir nicht.

Die Glocken von 1904

Nach dem Urteil von Dekan Wiedersheim war die Friedhofsglocke ziemlich schlecht. Er setzte sich dafür ein, daß zwei der Stadtkirchenglocken auf die Friedhofskirche umgehängt werden und dafür die alte Friedhofsglocke eingeschmolzen werde. So kam die oben beschriebene Ragle-Glocke mit ihrem reichen barocken Schmuck und die aus dem 14. Jahrhundert stammende Evangelistenglocke auf die Friedhofskirche.

Die Glockenabnahme 1917

Im ersten Weltkrieg waren beide Glocken der Friedhofskirche von der Ablieferungspflicht befreit, die Evangelistenglocke wegen ihres Altertumswertes, die Ragle-Glocke mit Rücksicht auf ihren Kunstwert.

Daß der Kirchengemeinderat die Ragle-Glocke 1917 freiwillig abgegeben hat, um eine Glocke der Stadtkirche „loszukaufen“, ist unverständlich und unverzeihlich.

Die Glocke von 1948

Als die Stadtkirche 1948 ihr neues Geläute bekam, wurde die einzige 1942 verbliebene Glocke mit der Inschrift „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir, Herr Gott, erhöhr mein Rufen“ auf den Turm der Friedhofskirche umgehängt. Eine Beurteilung dieser Glocke von dem damaligen Glockensachverständigen, Kirchenrat Schildge, vom 15. 10. 1948 besagt: „Die Glocke hat zwar eine reine Innenstimmung, doch eine geringe Vibration, eine wenig gute Resonanz und ist ohne jede Tonsprache.“



Bild 7: Die Ragle-Glocke mit ihrem reichen Schmuck. Bis 1904 auf der Stadtkirche, wurde sie auf die Friedhofskirche umgehängt und 1917 abgeliefert.



Bild 8: Die Evangelisten-Glocke, bis 1904 auf der Stadtkirche, hängt heute als einzige Glocke des alten Geläutes auf dem Turm der Friedhofskirche.

Trotz dieser schlechten Beurteilung wurde die Glocke auf den Turm der Friedhofkirche umgehängt und fortan mit dem uralten Evangelistenglocklein zusammen geläutet, eine ganz unbefriedigende Sache. Zur großen Freude der Balinger Gemeinde wurde bekannt, daß Professor Kraut anlässlich seines 80. Geburtstages zu der Großen Glocke der Stadtkirche auch noch zwei Glocken für die Friedhofkirche stiftete. Wiederum war Wilhelm Kraut jr., der jetzige Seniorchef der Bizerba-Werke, die Triebfeder für diese Stiftung. Die schlechte Glocke von 1921 wurde vom Turm herabgenommen und eingeschmolzen.

Die Glocken von 1955

Auch auf dem Turm der Friedhofkirche mußte für die neuen Glocken erst Platz geschaffen werden. Der mittelalterliche Holzglockenstuhl wurde abgebrochen. Der Turm wurde durch eine Betonschwelle gefestigt und ein Stahlglockenstuhl für drei Glocken aufgestellt. Die Glocken, die bisher noch von Hand geläutet werden mußten, erhielten Glockenmotoren. Zu der mittelalterlichen Cis-Glocke mit ihrem eigenartigen Tonaufbau gesellten sich nun die beiden neuen Glocken. Die Betglocke mit dem Ton „a“ und der Inschrift: „Meine Seele erhebet den Herrn“, dem Anfang des Magnificats soll daran erinnern, daß die Friedhofkirche einst eine Marienkirche gewesen ist. Dazu kommt die Christusglocke mit dem Ton „h“ und der Inschrift: „Siehe, ich komme bald“.

Die Glockenstiftung fiel zusammen mit der Innenrenovierung der Friedhofkirche und ihrer Wiedereinsetzung als Gemeindekirche. So konnte am 10. März 1955 (Ostern) die erneuerte Kirche samt den neuen Glocken eingeweiht werden.

Die beiden Geläute der Stadt- und der Friedhofkirche wurden einander angepaßt und können zusammen geläutet werden. Sie erklingen in dem Akkord H°-Cis'-E'-Fis'-Gis'-a'-h'-cis“, ein wahrhaft festlicher Zusammenklang.



Bild 14: Die reich geschmückte von Heselwangen aus dem Jahre 1706.

Die Glocken der Heselwanger Kirche

Da Heselwangen bis in unsere Zeit herein kirchliche Filiale von Balingen war, sollen auch die Heselwanger Glocken nicht unbeachtet bleiben. Schon 1463 wird in Heselwangen eine Kapelle erwähnt, die damals Ruine war, also schon recht alt gewesen sein mußte. Ein Neubau wurde bald darnach erstellt. Wem die Kapelle geweiht war, ist nicht bekannt. Weil sie für die wachsende Gemeinde zu klein wurde, wurde 1830 die heutige Kirche erbaut. Die einzige Glocke der Kapelle wurde auf den Turm der neuen Kirche umgehängt. Daß die Kapelle nur ein kleines Türmchen besessen haben soll, ist unwahrscheinlich, denn eine Glocke mit nahezu vier Zentnern Gewicht setzt einen einigermaßen stattlichen Turm voraus.

Im Jahre 1706 ließen die Heselwanger von Johannes Rosier eine Glocke gießen, auf der nach der Sitte der damaligen Zeit die ganze geistliche und weltliche Obrigkeit vermerkt ist. Unter der Haube mit vier kleinen Engelsköpfchen und einem Friesband aus stilisierten Kreuzblumen und Lilien auf Eierstab steht: „Georg Thomas Habelshofer Pfarrer Heiligenvogt zue Balingen Johann David Kvmmereil/Hans Jetter Vogt Hans Lvppoldt Hailigenpfelger Anno 1706“

Unter einem zweiten Friesband aus Akanthusvoluten mit Tierköpfen ist die Gießermarke, ein Glöckchen über Herz und Zweigen mit der Umschrift „Johannes Rosier“. Rosier ist ein Glied der Glockengießfamilie aus Levécourt in Lothringen, die im 17. und 18. Jahrhundert in unserem Lande zahlreiche Glocken gegossen hat. Diese Glocke wurde also von der alten Ka-

pelle übernommen und hing 47 Jahre allein auf dem Turm.

1877 bekam sie eine Kameradin, gegossen von dem Ebinger Glockengießer Ferdinand Engel. Wir wissen von ihr lediglich, daß sie 333 Pfund gewogen hat. 1917 mußte diese Glocke dem Krieg geopfert werden, sie erhielt aber 1922 wieder eine Nachfolgerin, die von der Glockengießerei Bachert in Kochendorf gegossen wurde. Sie erhielt die Inschrift „In schwerer Zeit herabgenommen, in trüber Zeit hinaufgekommen. Hilf Gott, Friede sei mit Euch.“ Genau 20 Jahre später, 1942, wurde auch diese (schlechte) Glocke wieder für Kriegszwecke beschlagnahmt.

Am 10. Oktober 1950 wurde in der Gießerei Kurtz in Stuttgart zwei neue Glocken gegossen und am Reformationsfest, 5. November 1950, eingeweiht. Damit bekam die Heselwanger Kirche erstmals ein dreistimmiges Geläute mit den Tönen cis'-dis'-eis'. Die beiden neuen Glocken haben die Inschrift „Christe, du bist der helle Tag“ (Christusglocke) und am Schlag (unterer Glockenrand) Heselwangen 1950. Die kleine Glocke: „Kindlein, bleibet bei ihm“ (Heiliggeistglocke), am unteren Rand „Seiner Heimatgemeinde gestiftet von Ludwig Haasis in Tailfingen 1950“.

Zur großen Freude der Heselwanger kam 1985 durch eine Stiftung noch eine vierte Glocke dazu. Sie wurde in der Glockengießerei Bachert in Heilbronn gegossen, wiegt etwa einen Zentner und hat den Ton „As“. Sie bekam den Namen „Ewigkeitsglocke“ und die Inschrift: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben“.

Die Glocken der Katholischen Heilig-Geist-Kirche

Die Heilig-Geist-Kirche wurde erbaut in den Jahren 1898/99 und am 19. April 1899 geweiht. Damals wurde ein Kostenvoranschlag für vier Glocken erstellt. Aus Finanzierungsgründen wurden zunächst nur drei Glocken gegossen, und zwar von der in hiesiger Gegend wenig bekannten Gießerei Anton und Karl Zoller in Biberrach/Riß. Wir wissen von diesen Glocken nur, daß sie die Töne „g“, „h“, „d“ und ein Gewicht von 658, 310 und 175 Kilogramm hatten. Lediglich die Inschrift der kleinsten Glocke von 1898 ist bekannt: „Gratias Deo super in narrabili domo ejus“ II. Cor. 9.15.

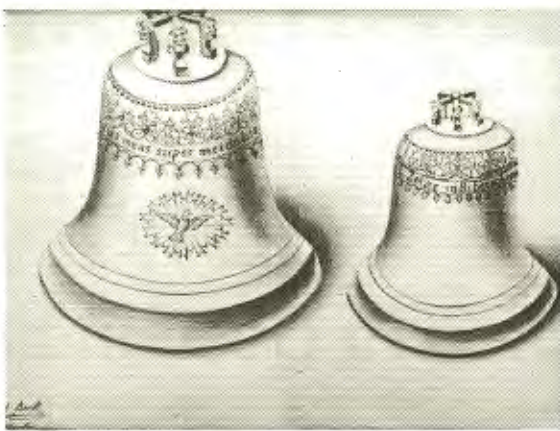


Bild 9: Die 1917 abgelieferten Glocken der Kath. Heilig-Geist-Kirche wurden von Kunstmaler Emil Bock gezeichnet. Sie trugen Schmuck im Jugendstil.

1917 wurden die beiden größeren Glocken für Kriegszwecke beschlagnahmt. Die kleinste Glocke läutete fünf Jahre allein.

1924 bekam die Kirche eine Turmuhr, die von der Firma Philipp Hörz in Ulm/Donau geliefert wurde. Diese Firma lieferte gleichzeitig auch eine Stahlglocke, die wahrscheinlich vom Bochumer Verein gegossen wurde und den Ton „g“ hatte. Sie wog 850 Kilogramm. Sie hatte wohl, wie alle Gußstahlglocken, keine Inschrift.

Schon 1922 hatte Bachert-Kochendorf eine h'-Glocke gegossen, die am 22. Oktober 1922 geweiht wurde, sie wog 267 kg und hatte die Inschrift: „Die einst hier hing, zerschmolz in Kriessnot, ich künde Frieden, Ehre unserm Gott.“ Die Kirche hatte nun wieder ein Dreigeläute, bis

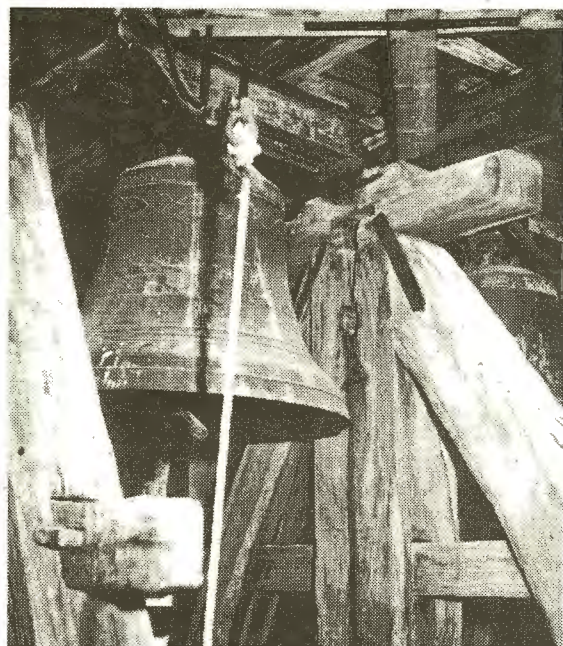


Bild 15: Der mittelalterliche Glockenstuhl der Balinger Friedhofkirche. Im Vordergrund die (1955 eingeschmolzene) Glocke von 1921. Der Glockenstuhl mit seinen starken Eichenbalken wurde 1955 abgebrochen.

1942 die zweite-Glockenablieferung kam. Die beiden Bronzeglocken von 1898 und 1922 wurden beschlagnahmt und abgenommen. Auch hier mußte fortan eine Eisenschiene für den Stundenschlag der Uhr dienen.

13 Jahre blieb dieser Zustand. Schon 1952 befaßte man sich mit der Beschaffung von Glocken, aber erst 1955 konnten die Vertreter der Kirchengemeinde wagen, die Glocken zu bestellen. Auch hier war wieder Professor Wilhelm Kraut der große Stifter, die zweitgrößte Glocke wurde von ihm ganz gestiftet. Ehrensensator Wilhelm Kraut jr. stiftete außerdem einen namhaften Betrag für die kleinste Glocke.

Am Palmsonntag 1955 war das große Fest der Glockenweihe durch Domkapitular Dr. Wurm aus Rottenburg. Die neuen Glocken sind:

Die Marienglocke mit dem Ton es' und der Inschrift „Maria, Königin, bitt für uns“, die Christusglocke mit dem Ton f' und der Inschrift „Jesus Christus bleibt derselbe gestern und heute und in Ewigkeit“. Die dritte Glocke, die Heiliggeistglocke mit dem Ton as' und der Inschrift „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geist“. Die kleinste Glocke, die Schutzengelglocke mit dem Ton c' trägt die Inschrift „Heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein.“

Die zweite Glocke hat außerdem die Inschrift: „Gestiftet von Herrn Wilhelm Kraut sen., geboren am 9. 5. 1875.“ Als Glockenzier ist auf der Marienglocke das Marienbild „Unbefleckte Empfängnis“ auf der Christusglocke das Christkönigsbild, auf der Heiliggeistglocke das Dreifaltigkeitsbild mit den drei Ringen und auf der Schutzengelglocke das Schutzengelbild angebracht.

(Schluß im nächsten Heft)

Die Verfasser:

Eugen Gröner
Hofmannstraße 6, 7460 Balingen
Volkmar Lust
Lisztstraße 31, 7460 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 37

31. Dezember 1990

Nr. 12

Die Allerheiligenkapelle in Kaiseringen

Von Rudolf Linder

Fährt man von Straßberg das Schmeiental abwärts, so taucht in der Ortsmitte von Kaiseringen auf der rechten Straßenseite in erhöhter Lage die Allerheiligenkapelle auf. Der neugotische Bau wurde von dem Baumeister Wilh. Friedr. Laur (* 1859 in Lennep, † 1934 in Tübingen) entworfen und 1893 an Stelle einer alten Kapelle erbaut. Die Kapelle ist eines der letzten neugotischen Bauwerke im Kreisgebiet.

Das Kirchlein ist einschiffig und hat einen eingezogenen, rechteckigen Chor mit angebauter Sakristei. Die weiß getünchten Seitenwände sind von je drei Spitzbogenfenstern durchbrochen, die von abgetreppten Wandpfeilern flankiert sind. An die Kanten des Bauwerks sind ebenfalls Strebpfeiler angesetzt.

Über der Eingangsseite befindet sich ein leicht vorgezogener Dachreiter aus grauem Sandstein mit Uhr, spitzbogigen Schallöchern und Pyramidendach. Den Turmabschluß bildet ein schmiedeeisernes Kreuz. Links vom Portal führt eine überdachte Treppe über eine fünfeckige Außenkanzel zur Empore ins Kircheninnere. Die Dächer von Treppenaufgang, Kanzel und Turm sind mit farbig glasierten Biberschwanzziegeln gedeckt, während das Satteldach der Kirche eine rote Eindeckung hat. Das Bogenfeld des ebenfalls aus grauem Sandstein gehauenen Portals schmückt eine Madonna mit Kind, und am Fuße des Dachreiters sind die Initialen von W. F. Laur und sein Baumeisterzeichen angebracht.

Tritt man ins Innere der Kapelle, so ist man überrascht, in der Altarnische keinen neugotischen, sondern einen sehr gut erhaltenen spätgotischen Altar anzutreffen. Das Kunstwerk wurde um 1510 vom „Zeller Meister“ (Zell am Andelsbach bei Pfullendorf) geschnitten und ist nach Gertr. Otto „eine der frühesten, bald nach der Loslösung von Ulm entstandenen Arbeiten“ des Bildschnitzers. Der Altar (Höhe 150 cm, Breite 143 cm) war ursprünglich ein Flügelaltar, von dem heute die beiden Flügel fehlen. Die später angebrachte Predella mit Tabernakel, die beiden Seitenteile und die etwas störenden Fialen an der Oberseite des Altars sind dem Stil angepaßt.

Der erste Eindruck, den man von dem Kunstwerk erhält, ist der eines Goldjuwels, das mit roten und blauen Edelsteinen besetzt ist. Im Mittelschrein des Schnitzwerks ist die „Krönung Mariens als Königin aller Heiligen“ dargestellt. Es ist zugleich eine ins Bild gesetzte Kurzfassung der Allerheiligenlitanei. In der Mitte kniet die betende, gekrönte Maria. Ihre braunen, lockigen Haare fallen auf Schultern und Arme. Das goldene Gewand läßt an den Armausschnitten das rote Futter sichtbar werden. Ihr anmutiges Gesicht ist in sich gekehrt, und im Augenblick ihres höchsten Triumphes, Himmelskönigin geworden zu sein, bleibt es voller Demut und Ehrfurcht. Rechts von Maria thront der weißbärtige Gottvater mit segnender Hand. Er ist mit einem goldenen Untergewand und einem blauen Mantel bekleidet, der mit goldenen Blumen verziert ist. Mit seiner linken Hand hält er eine goldene Weltkugel auf dem Schoße. Auf der anderen Seite thront Christus, ebenfalls mit segnender Rechte und die Weltkugel auf dem Schoße haltend. Das mit reicher Faltenwurf versehene Goldgewand läßt den Oberkörper mit der Lanzenwunde frei. Ein goldener Krönungsmantel mit blauem Futter ist um die Schultern gelegt.

Über den beiden Thronesseln musizieren vier Engel mit Viola, Portativ (tragbare Orgel), Harfe und Laute. Über dem Haupt von Maria breitet ein fünfter Engel seinen Mantel hinter dem Heiligen Geist aus, der in Gestalt einer weißen Taube dargestellt ist. Der Hintergrund der Figurengruppe ist in Gold mit vertieften Ornamenten gehalten, der obere Rand ist mit geschnitztem Distellaubwerk abgeschlossen.

Die symmetrische Bildkomposition ist wohl-durchdacht und harmonisch ausgewogen. Faltenwurf, Konturen und Hände der Personen ergeben verschiedene Dreiecksfiguren. Insgesamt strahlt das Bild Ruhe, Frieden und Feierlichkeit aus.

Das oben eselsrückenförmig abgeschlossene Bild ist von einem vergoldeten Fries umschlossen, das neun Nischen enthält, die voneinander durch rote Stäbe und goldenes, durchbrochenes Distellaubwerk getrennt sind. In den oberen Nischen befinden sich die Halbfiguren von Moses (mit Hörnern) und David (mit Harfe) als Vertreter der Patriarchen sowie ein Erzengel in ihrer Mitte. In den Seitenteilen sieht man die Apostel-





fürsten Petrus (mit Schlüssel) und Paulus (mit Buch); Laurentius (mit Rost) und Barbara (mit Kelch) als Vertreter der Märtyrer, Elisabeth von Thüringen (mit Kanne und Brot bzw. Zipfelwecken) und Anna selbdritt als Repräsentanten der Jungfrauen und Witwen. Die Blicke aller Heiligen sind in die Ferne gerichtet.

Am Sockel des Schreins sind zwei Wappen (wohl die der Stifter) angebracht: links in Gold ein schwarzes Hirschgeweih (Wolf von Homburg), rechts in Gold ein schwarzer Steinbock (seine Gemahlin Afra, Tochter des Ludwig Grämlich von Krauchenwies). Der Altar ist einer der schönsten im Zollernalbkreis, und wir dürfen dankbar sein, daß das Werk des begnadeten Zeller Meisters durch die nicht gerade ruhigen Zeitläufte hindurch ziemlich unversehrt auf uns gekommen ist.

Die Altarnische, an deren Rückseite sich eine bemerkenswerte Rosette mit bunten, leuchtenden Blumen befindet, ist von einem einfachen Spitzbogengewölbe mit grauen Rippen abgeschlossen. In den Dreipaß-Schlußstein ist das apokalyptische Lamm mit den sieben Siegeln eingemeißelt. In den vier weißen Feldern sind je zwei Wappen abgebildet, die an die Geschichte des Ortes Kaiseringen erinnern: Die Grafen von Hohenberg wurden vom Stift Buchau mit der Herrschaft Straßberg belehnt, zu der Kaiseringen wohl schon im 13. Jahrhundert gehörte; weitere Lehensnehmer waren 1342 die Herren von Jungingen, 1355 die Herren von Reischach, 1441 die Schwelher, 1508 die Herren von Homburg und 1533 die Herren von Westerstetten. 1625 zog das Stift Buchau das Lehen ein und behielt die Hoheit bis zur Säkularisation 1803.

Eine weitere Kostbarkeit der Kapelle befindet sich auf der Eingangsempore. Dort steht eine noch gebrauchsfähige Orgel des 1699 in Fridingen/Donau geborenen Orgelbauers Hieronymus Spiegel, der wohl bei seinem Onkel Leopold Spiegel, dem berühmten Orgelbauer in Prag, in die Lehre gegangen war. Hieronymus Spiegel hatte seine Orgelwerkstatt in Rottenburg/Nekar.

Der Prospekt der Orgel ist dreitürmig, die hölzernen Säulen und Baldachine sind braun/röt-

lich marmoriert und mit goldenen durchbrochenen Ranken verziert. Die Orgel hat ein Manual mit: Prinzipal 8', Gedeckt 8', Salicional 8', Gamba 8', Traversflöte 4', Quint 2 3/4', Flageolet 2' und ein Pedal mit: Subbaß 16', Violon 8' und Pedalkoppel. Die Orgel stand früher in der alten Pfarrkirche von Stetten bei Haigerloch.

Das Kircheninnere hat der aus dem Nachbarort Straßberg gebürtige Kunstmaler Hermann Anton Bantle (* 1872, † 1930 in München) mit Fresken versehen. Den Chorabschluß ziert oben in der Mitte ein auf einer Wolke thronender Pantokrator mit zwei ihn anbetenden Engelpaaren; von links nach rechts blicken zwei Personengruppen zum Weltenherrscher auf. Auf der rechten Seite ist noch die Heilige Familie auf der Flucht dargestellt, auf der linken Seite ist eine wertvolle gotische Pietà angebracht. An den Sei-

tenwänden der Kapelle befinden sich außerdem zwei weitere Fresken: der kreuztragende Heiland mit seiner von einem Schwert durchbohrten Mutter sowie Christus am Kreuz mit Johannes und Maria. Dieses Bild trägt die Signatur des Künstlers vom Jahre 1920.

Das Kirchenschiff ist mit einem kraftvollen Tonnengewölbe aus Holz (mit dunklen Ornamenten) abgeschlossen. Erwähnenswert sind noch eine Plastik der hl. Ottilie (mit Augen auf einem Buch und Äbtissinnenstab), 45 cm hoch aus Holz, Ende 15. Jahrhundert, und zwei reich verzierte barocke Vortragekreuze. Ambo und Volksaltar sind neueren Datums.

Der jetzt 88jährige Mesner, Herr Osswald, betreut seit vielen Jahren die Kirche. Erfreulich ist, daß die Allerheiligenkapelle auch werktags geöffnet ist und zur Betrachtung und Andacht einlädt.

Die Balingen Glocken in Geschichte und Gegenwart

3. Folge – Von Eugen Gröner

Die Glocken wurden in der Glockengießerei Bachert in Heilbronn gegossen und wiegen zusammen ca. 64,5 Zentner. Die Gußstahlglocke von 1924 konnte in das neue Geläute nicht übernommen werden, hauptsächlich aus musikalischen Gründen. Sie stand über ein Jahr im Kirchengarten am Fuße des Turmes, auf dem sie 31 Jahre lang im Krieg und Frieden zum Lobe Gottes ihre eherne Stimme erschallen ließ. Das katholische Stadtpfarramt hat sie verschiedenen Stellen (gratis) angeboten, aber niemand wollte sie haben, da heute nur noch Bronzegeläute gefragt sind. Für eine kleinere Kirche oder Kapelle war sie zu schwer und so blieb nichts anderes übrig, als sie zu verschrotten.

Es darf noch bemerkt werden, daß bei der Auswahl der Töne der Glocken leider keine gute Wahl getroffen wurde. Wenn sie zusammen mit den Glocken der drei evangelischen Kirche geläutet werden, etwa beim Neujahrsläuten, bilden sich lauter Halbtöne und die Klänge vermischen sich zu einem regelrechten „Brei“, der das Ohr beleidigt.

Dabei wurde im Anfang immer wieder betont, daß die Glocken auf die Glocken der evangelischen Kirche eingestimmt werden müssen. Man hätte sich ein Beispiel nehmen können an unserer Nachbarstadt Ebingen, wo insgesamt 22 Glocken auf sechs Kirchen, ohne daß sich die Motive wiederholen, aufeinander abgestimmt sind. Oder, wenn wir an das Große Frankfurter Stadtgeläute denken, wo auf zehn Kirchen insgesamt 48 Glocken miteinander geläutet werden, ist die Balingen Lösung äußerst mangelhaft.

Die Glocke der Christuskirche

Die Christuskirche der Methodistengemeinde wurde im Jahre 1954 eingeweiht. Ihr Architekt hat über dem Giebel an der Neigestraße ein kleines Türmchen angebracht, das direkt zur Aufhängung einer Glocke herausforderte. Auch hier ist die Familie Kraut als Stifterin in Erscheinung getreten. Ein Jahr nach der Einweihung des Kirchleins, hat Ehrensensator Wilhelm Kraut eine Glocke gestiftet. Am 21. August 1955 wurde die Glocke in einem feierlichen Gottesdienst in den Dienst der Gemeinde übernommen.

Die bescheidene Größe des Türmchens ließ allerdings keine allzugroße Glocke zu. Es ist ein kleines Glöcklein mit einem Gewicht von 26 kg und dem Ton cis“, also genau eine Oktave höher, als die kleinste Glocke der benachbarten Friedhofkirche. Das Glöcklein trägt die Inschrift „Er ist unser Friede“ und als Glockenzier das Christusmonogramm.

Die Glocken des Gemeindezentrums Auf Schmid

Beim Bau des Evangelischen Gemeindezentrums Auf Schmid hatte der Architekt auch einen kleinen Glockenträger eingeplant. Darauf mußten natürlich auch Glocken. Auf Vorschlag des Glockensachverständigen entschloß man sich für ein sogenanntes „Zimbelgeläute“. Es besteht aus fünf kleinen Glocken mit den Tönen

cis“–dis“–fis“–gis“. Es sind die Töne der fünf schwarzen Tasten des Klaviers.

Die große Zahl der Glocken wurde vielfach beanstandet. Dazu ist zu sagen, daß alle fünf Glocken etwa soviel wiegen, wie die zweitkleinste Glocke der Stadtkirche.

Am 29. September 1969 wurden die fünf Glöckchen in der Glockengießerei Gebr. Rincker in Sinn im Dillkreis gegossen. Wiederum war eine kleine Abordnung des Balingen Kirchenge-meinderats beim Guß anwesend. Ende November und Anfang Dezember wurden die Glocken montiert und anschließend mit dem neuen Gotteshaus eingeweiht.

Die Glocken tragen die Inschriften, beginnend mit der größten Glocke:

„Meinen Frieden gebe ich Euch“
„Dein Name werde geheiligt“ (Betglocke)
„Der Tod ist verschlungen in den Sieg“
„Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“
„Allein zu Gottes Ehre“.

In Anbetracht der Kleinheit der Glocken wurde auf eine sonstige Glockenzier verzichtet. Das schöne Geläute bildet die Klangkrone der Balingen Glocken.

Die Rathausglocken

Das Balingen Rathaus wurde in den Jahren 1810/11, nach dem großen Stadtbrand von 1809, erbaut. Schon der 1809 abgebrannte Vorgängerbau hatte eine Uhr, das geht aus dem „Mößner-Eyd“ (um 1700) hervor, wo es heißt: „Ihr sollet die Uhr in der Kirchen und auf dem Rathhaus selbst und mit bestem Fleiß richten“. Der Mesner hatte also nicht nur die Kirchenuhr zu richten und aufzuziehen, sondern auch die Rathausuhr. Auch das neue Rathaus bekam eine Uhr mit einfachem Viertelstunden- und Stundenschlag. Offenbar war die Uhr Eigentum der „Amtskörperschaft“ (heute Kreisverband), der das Rathaus damals zu drei Vierteln gehörte. Dies geht aus einem Protokollauszug vom 24. Januar 1812 hervor.

In der Jahresrechnung 1811/12 der Spitalpflege findet sich ein Protokoll-Auszug mit folgendem Wortlaut: „Die der hiesigen Spitalpflege zugehörige Glocke, welche im Gewicht 75 Pfund hält und dem Pfund nach zu 42 Kreuzern arestimiert ist, wird der Amts-Pflege überlassen, um die zu bezahlen habenden 52 Gulden 30 Kreuzer, welche auf dem Rathaus zum Viertel-Werk und Feuerzeichen gebraucht werden solle“. Die Glocke zum Stundenschlag wurde im Jahre 1813 bei Kurtz in Stuttgart gegossen.

Das Rathaus ging später in den Besitz der Stadt über, die Uhr gab schon im letzten Jahrhundert ihren Geist auf. Im Jahre 1922 beschloß der damalige Gemeinderat im Zuge einer Renovierung des Rathauses die Uhr wieder in Gang zu setzen. Sie verzichteten auf ein neues Uhrwerk und ließen eine weitere Glocke gießen, um ein Schlagwerk in der Art des Westminster-schlages zu erhalten.



Die Glockenablieferungspflicht des zweiten Weltkrieges machte selbst vor diesen kleinen Glöckchen nicht Halt. Die drei größten Glöckchen mit einem Gesamtgewicht von 146 kg mußten abgeliefert werden. Nur das kleinste Glöcklein mit einem Gewicht von 7,1 kg blieb erhalten und kam nach dem Krieg ins Heimatmuseum. Die Inschriften der alten Glocken sind nicht bekannt. 1949 stiftete Seifenfabrikant Karl Seeger vier neue Glocken für das Rathaus. Sie wurden in der Glockengießerei Heinrich Kurtz in Stuttgart gegossen und am 9. September 1949 in einer Gemeinderats-Sitzung der Stadt übergeben. Der verstorbene Uhrmachermeister Stengel brachte die Uhr wieder in Gang und pflegte sie bis zu seinem Tod.



Bild 10: Die vier Rathausglocken im Dachständer von 1813.

Die vier Glocken haben die Töne „gis“ – „cis“ – „dis“ – „eis“, ein Gesamtgewicht von 134 kg und tragen, verteilt auf die vier Glocken einen von Karl Hötzer verfaßten Spruch

„Hört unsern Schlag
Wir grüßen den Tag
Wir künden die Nacht
Gott hält die Wacht“.

Die größte Glocke trägt am Schlag (unterer Glockenrand) noch die Inschrift „Diese Glocken stiftete seiner Heimatstadt im Jahre 1949 Karl Seeger, Buerger zu Balingen“. Diese Glocke ist zudem noch mit Naturblättern geschmückt, ein beliebter Schmuck alter Glockengießmeister.

Die Spittelglocken

Nach dem großen Stadtbrand von 1809 wurde die südliche Vorstadt, in der vorher außer der „Sonne“ und dem „Gasthof Lang“ nur wenige Häuser gestanden hatten, planmäßig angelegt, da innerhalb der Stadtmauern wegen Verbreiterung der Straßen nicht mehr alle Häuser Platz hatten. Die in der südlichen Vorstadt angesiedelten Bürger verlangten nach einer Uhr, da sie wegen der großen Entfernung die Uhr der Stadtkirche nicht schlagen hörten.

Um 1820 wurde auf dem oberen Torturm (beim ehemaligen Landratsamt) eine Uhr mit

Schlagwerk angebracht. 1860 wurde der obere Torturm auf Abbruch verkauft. In einem Gemeinderatsprotokoll vom 23. Januar 1860 wird beschlossen, daß die Uhr nun auf dem Spitalgebäude errichtet werden und zu diesem Zweck ein Türmchen gebaut werden soll, um zwei Glöckchen darin aufhängen zu können.

Das Türmchen baute Zimmermeister Karl Heinz, die beiden Glöcklein wurden der Gelb- und Glockengießerei Ferdinand Engel dem Jüngeren in Auftrag gegeben. Und schon am 4. April 1860 geliefert.



Bild 11: Das Türmchen des einstigen Spitalgebäudes, in dem die beiden Glocken von 1860 hängen.

Die größere Glocke (Stundenschlag) hat den Ton „gis“, die kleinere (Viertelstundenschlag) den Ton „a“. Beide Glocken haben einen Klöppel, vielleicht wurden sie früher auch geläutet. Die Spittelglöcklein dürften die einzigen erhaltenen Glocken des Gießers Engel sein.

Die Glocken im Heimatmuseum

Das Heimatmuseum birgt zwei kleine Glocken. Die kleinere von ihnen, die sog. „Steuerglocke“ hing einst in einem Eisenbügel außen am Rathaus über dem Eckfenster des kleinen Sitzungssaales. Sie trägt keine Inschrift, aber einen schönen Schmuckfries an der Schulter, der darauf schließen läßt, daß die Glocke aus dem 18.

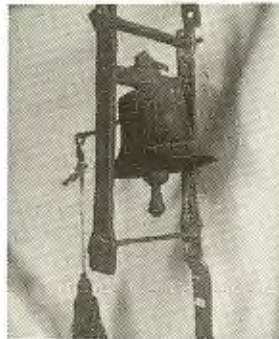


Bild 12: Die alte Steuerglocke, im Volksmund „Bring-Geld-Glocke“ genannt. Sie hing einst außen am Rathaus, jetzt im Heimatmuseum.

Jahrhundert stammt. Sie wurde früher geläutet, wenn der Stadtpfleger, der ja sein Amt nebenamtlich versah, auf dem Rathaus anwesend war.

Der Volksmund sagte dazu: „Jetzt läutet er: „Bring Geld“. Die größere ist ein besonderes Schmuckstück. Sie hing bis 1942 als kleinste Glocke auf dem Dachständer des Rathauses, ihre Inschrift in Minuskeln „ave maria gracia plena dominus te(cum)“ läßt aber darauf schließen, daß sie früher einem kirchlichen Zweck diente. Sie hat nur einen Durchmesser von 22,5 cm, dürfte also für eine Kapellenglocke zu klein sein.



Bild 13: Die über 500 Jahre alte Ave-Maria-Glocke, vielleicht einst die Sakristeiglocke der Stadtkirche, jetzt im Heimatmuseum.

Vielleicht war es die „Sakristeiglocke“ der Stadtkirche, die ja einst katholisch war. Die Glocke ist über 500 Jahre alt und stammt wahrscheinlich aus der Glockengießerei Klain in Rottweil.

Die Glocken der Sichelschule

Der Vollständigkeit halber sollen noch die beiden Glocken der Sichelschule genannt werden. Sie wurden mit der Uhr 1921 beschafft. Es handelt sich um Stahlglocken ohne künstlerischen und musikalischen Wert.

Quellen:

Stadtarchiv Balingen, verschiedene Aufschriebe.
Volksfreund Balingen und Zollern-Alb-Kurier, Berichte aus verschiedenen Jahren.
Glockenakten der Katholischen Pfarrgemeinde Balingen.
Glockenakten der Evangelischen Kirchengemeinde Balingen-Heselwangen.
Kurt Köster: Glocken und Glockenspiele von Lothringer Wandergießern, in „Lusus Campanularum – Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 30.“

Definition des mittelalterlichen Stadtbegriffs am Beispiel Regensburgs

Nachlese zur Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen – von Ingrid Helber

Seit dem Mittelalter hat sich das Aussehen unserer Städte entschieden gewandelt. Viele Städte entstanden erst nach 1200 während der größten Städtegründungswelle Deutschlands. Regensburg ist eine der Städte, die seit der Zeit der Kelten kontinuierlich besteht und besiedelt ist. Ab dem 8. Jahrhundert v. Chr. lautete ihr Name wohl „Radashbona“, was mit „Wohnort in der Ebene“ erklärt werden kann. Die Römer leiteten den Namen ihres Kastells „Castra Regina“ vom Fluß „Regen“ ab. Die althochdeutsche Übersetzung dafür war „Regensburg“.

Die Bedeutung des Ortes beruhte in der verkehrsgünstigen Lage. Die Donau, eine wichtige Wasserstraße des Ost-West-Handelsverkehrs, die Einmündung von Regen und Naab als Weg nach Norden und der seichte Flußübergang, der 1135–46 den Bau einer steinernen Brücke ermöglichte, waren grundlegende Faktoren für das Aufblühen der Stadt. Regensburg, auch ein Verkehrsmittelpunkt der umliegenden Landschaft, war ein Knotenpunkt des Salzhandels und des wahrscheinlich von Juden organisierten Handels mit slawischen Sklaven. Regensburg lag an den Straßen der Fernhändler, die den Orient mit dem Okzident verbanden. Seide aus Byzanz wurde nach Frankreich umgeschlagen, sowie Metalle aus Ungarn in Richtung Westen weitergeleitet. Diese wirtschaftliche Bedeutung und geographische Lage der Stadt bewog sicherlich die deutschen Könige zur Errichtung einer Pfalz.

Der fränkische Wanderbischof Emmeram fand nach 650 n. Chr. den Märtyrertod. Er wurde auf dem spätantiken römischen Gräberfeld beigesetzt. Dieser Ort wurde zur Keimzelle des später sehr bedeutenden Benediktinerklosters St. Emmeram¹. Dort zeichnete auch Mönch Otloh seine „Translatio S. Dionysii Aeropagitae“, Die Überführung der Reliquien des hl. Dionysius, auf². Die Schrift ist in lateinischer Sprache abgefaßt, wie zu dieser Zeit üblich. Latein war die Sprache der Kirche und der Gebildeten.

Der Verfasser des lateinischen Textes, der Mönch Otloh, wurde um 1010 in der Gegend um den Tegernsee geboren. Als Knabe tauchte er in Hersfeld auf. Auch in Würzburg war er als Schreiber tätig. Zeitweise nahm er den Wanderstab. Im Jahr 1032 trat er in St. Emmeram ein. Er galt als Lehrer und Verfasser theologischer Schriften³. Otloh war an der angeblichen Auffindung der Reliquien des hl. Dionysius betei-

ligt. Sicherlich wollte er die Stadt sehr positiv darstellen und ihre Vorzüge, Größe und Bedeutung hervorheben.

Regensburg war Schwerpunkt des Donauhandels und im Mittelalter die führende Handelsstadt neben Köln. So beschrieb Otloh, in welcher wichtigen Stadt die Reliquien des hl. Dionysius Aeropagita überführt wurden. Dieser Heilige genoss im Mittelalter besondere Verehrung, da man in ihm den gleichnamigen Pariser Märtyrer sah. Der Name war das Pseudonym eines Verfassers mystischer Schriften, der vermutlich Ende des 5. oder Anfang des 6. Jahrhunderts lebte. Seine Identität konnte bisher nicht festgestellt werden. Die Echtheit seiner Schriften wurde schon im Mittelalter angezweifelt, aber erst im 19. Jahrhundert endgültig widerlegt⁴.

Otloh gibt eine zeitgenössische Beschreibung der Stadt Regensburg. Hier die Übersetzung „... und steigt man hinauf, daß man an einem höheren Ort steht und zeigt man mit dem Finger auf diese Stadt, teilt man sie in drei Teile ein: Schau, sagt man, jene großartige Kaiserpfalz ist nach Osten hin gelegen; an dieser Stelle ist der Sitz der Kaiser; dort liegt weit ausgestreckt der Fürstenhof der Herrschaft, hier sitzt der Herzog im Fürstenhof (?) und verwaltet alle öffentli-

chen und privaten Angelegenheiten die Bürger betreffend als überaus edler Herr. Der Kaiser selbst, wenn er in der Pfalz sitzt, gibt verschiedenen Völkern Gesetze oder überträgt anderen auch Rechte oder ändert sie zum Besseren ab. Hier wird Rechtssprechung ausgeübt und allen wird das Geschäftsleben und die Einsichtigkeit der Beschlüsse gelehrt. Rings um die Klöster der Kleriker und Nonnen (= Stift Niedermünster) umgeben auch die großartigen Häuser der Bischöfe, sowohl aus der Provinz als auch der Auswärtigen (= Häuser der Erzbischöfe von Salzburg und der Bischöfe von Brixen und Bamberg) den königlichen Hof. Deshalb wird jenes ganze östliche Gebiet, das sich von der Donau nach Süden bis zum Ende der Stadt hin erstreckt, ganz angefüllt mit Häusern des Königreichs, *königlicher Bezirk* genannt.

Von da nach Westen zu, von der nördlichen Gegend beginnend, wo man ein unter großen Anstrengungen aufgerichtetes Gotteshaus sieht, zum Gottesdienst geschaffen, dort ist der Sitz des Bischofs (= Dom St. Peter), zu dessen Diözese nicht nur die Umgebung der Stadt gehört, sondern auch ein großer Teil des Landes. Deshalb erstreckt sich von dem vorgenannten Dom der Bischofshof der Donau zu, jenseits der Basilika St. Johann, die Baptisterium genannt wird (= Stift St. Johann), welchen man von Norden nach Süden der Länge nach ausgedehnt sieht und der auch von einer Mauer umgeben ist. Schau, jenseits nach Süden, dort liegen auf der anderen Seite zwei Nonnenklöster (= Stift Obermünster und Kloster St. Paul). Von den Geistlichen und deren Beamten und von den Wirtschaftsgebäuden der Nonnen, mit allerhand Kaufleuten untermischt, wird das zweite Gebiet der Stadt bevölkert, das *Bezirk des Klerus* genannt wird.

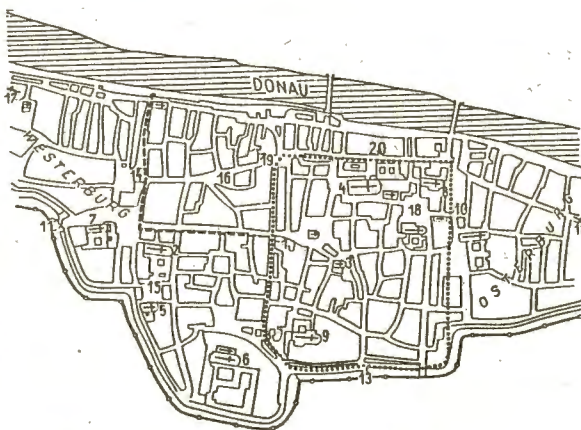
Dort endete die aktive Stadt mit einem sehr großen Wall, einst von Kaiser Tiberius mit sehr stark befestigten Ringmauern erbaut, wie man sagt, zwischen lieblichen Bächlein und ziemlich behaglichen Flüssen. Sie wurde von alters her Tiburtina genannt. In der Tat von jenem Wall an, welchen man in der Nähe erblickt, ist in einem Bogen ein vollständiger und sehr langer Mauerumgang der Stadt zugefügt – von Osten beginnend, über den Süden umwendend und sich bis zum Westen erstreckend, entfaltet sich der nördliche Bezirk zur Donau hin – zur Ehre und Verehrung des Schutzheiligen dieses Ortes, des Märtyrers St. Emmeram. Und diese ist die *neue Stadt*, Regensburg genannt ...

Der Textausschnitt zeigt, daß die damalige Stadt Regensburg in drei Bezirke eingeteilt werden konnte: *pagus regis*, *pagus clericorum* und *pagus mercatorum* – königlicher Bezirk, Bezirk des Klerus und Bezirk der Kaufleute.

Auf dem Stadtplan kann man sich die Lage der Bezirke gut verdeutlichen⁶. Scharf abgegrenzt waren diese Bezirke wohl nicht, jedoch stimmt die Aussage Otlohs bezüglich der Schwerpunkte. Otloh beschreibt die Befestigungsanlagen und die Stadtmauer genau. Diese gaben der Stadt und den Einwohnern Schutz vor Feinden. Es drohten ja immer wieder die Awaren mit gefährlichen Einfällen. Bereits Mitte des 9. Jahrhunderts soll die Stadt durch Steinmauern und gewaltige Türme gesichert gewesen sein, so steht es in der Lebensbeschreibung des hl. Emmeram⁷.

Der Verfasser des Textes irrt sich, wenn er von Kaiser Tiberius (und dem Namen Tiburtina) als dem Gründer des antiken Legionslagers spricht. Das Römerlager bestand wohl seit Trajan (98–117 n. Chr.) und wurde unter Marc Aurel (166–180) erneuert. Die Maße waren 540 × 450 m = 23,85 ha. Als die Römer kurz vor 400 abzogen, zerstörten sie die Mauern nicht. So konnten die nachfolgenden Bewohner, ab 535 die Bajuwaren, die Gebäude und Befestigungen teilweise weiternutzen. Die Porta praetoria (20), eines der römischen Lagertore, kann heute noch im Nordtrakt des Bischofshofes besichtigt werden. Bereits vor 685 wurde im Nordostteil der Stadt beim Niedermünster (8) eine Binnenabgrenzung durch starke Palisaden vorgenommen. Wahrscheinlich geschah dieses zur Absicherung des Herzogssitzes.

Der spätere *königliche Bezirk*, die Pfalz (18), lag in unmittelbarer Nähe dazu bei der Alten Kapelle (= Pfalzkapelle) und dem Alten Korn-



REGENSBURG. 1 Augustiner 1308. 2 St. Blasius (Dominikaner). 3 St. Cassian 973. 4 Dom St. Peter um 700. 5 St. Egidien 1279. 6 St. Emmeram um 700. 7 St. Jacob 1293, Schottenkloster. 8 Niedermünster 1170. 9 Obermünster um 100. 10 Schwarzes Burgtor. 11 Jacobst. 12 Ostentor. 13 Peterst. 14 Tor Roselind. 15 Arnulfpfalz. 16 Haidplatz. 17 Herzogsb. 18 Kaiserpfalz. 19 Kohlenmarkt. 20 Porta praetoria.

Castra Regina, Standlager 179 n. Chr. / Civitas 795. / Pfalz 9. Jh. / Kaufleutesiedlung und Haidplatz, 917 befestigt – – – / Kaiserpfalz Heinrichs II. 1002–24. / Stadterweiterung 1320 mit Stadtamhof 1322

markt. Die erstmals 791 in einer Urkunde Kaiser Karls d. Großen erwähnte Pfalz war seit 826 Residenz Ludwigs des Deutschen. Später verlor sie ihre Funktion als Königspfalz, war ab ca. 900 nur noch bayerischer „Herzogshof“. Einem Irrtum unterliegt Otloh auch in diesem Abschnitt – die deutschen Könige waren nicht gesetzgebend tätig!

Große Bedeutung für die Stadt hatte natürlich auch der *Bezirk der Kleriker*. Mittelpunkt der Verwaltung war der Bischofshof nördlich des Domes (4). Der Dom St. Peter war zur Zeit Otlohs ein romanischer Neubau, dessen Fundamente und Teile des Atriums erst vor einigen Jahren ausgegraben wurden. Deshalb kann man sich seine Lage sehr gut vorstellen⁸. Die Bedeutung der Stadt ist auch darin zu sehen, daß sie Bischofssitz war. Innerhalb und außerhalb der Mauer war eine stetig ansteigende Zahl Kleriker, Mönche und Nonnen zu verzeichnen. Ihren Bevölkerungsanteil berechnet man im Mittelalter auf durchschnittlich 5–10 Prozent, einen doch sehr hohen Prozentsatz.

Handwerkersiedlungen bestanden wohl auch im Zusammenhang mit Klosterwerkstätten. Der Bezirk der Kleriker war sicherlich auch von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Eine gewisse Konkurrenz zwischen den Bischöfen und den Herzögen von Bayern um die Position des Stadtherrn ermöglichte es den Bürgern ziemlich früh der Herrschaft beider ledig zu werden. Kaiser Friedrich II. gewährte der Stadt 1245 ein Freiheitsprivileg. Von da an zählte Regensburg zu den „Freien Städten“ wie u. a. Straßburg, Speyer, Worms, Mainz und Köln⁹.

Der dritte Bezirk war hauptsächlich von *Kaufleuten* besiedelt. Vor allem ihr Fernhandel brachte Wohlstand, Reichtum und Ansehen im deutschen Reich. Viele berühmte Patrizierfamilien waren nicht nur im wirtschaftlichen Bereich führend, sondern leiteten über Jahrhunderte im Stadtrat die Geschicke des Ortes¹⁰. Um St. Cassian (3) befand sich eine Kaufmannssiedlung, die sich langsam bei St. Emmeram, das damals noch außerhalb der Mauer lag, ausbreitete. Auch am Uferstreifen entlang der Donau dürften Händler zu suchen sein. Der Aufschwung und die Blüte des Handels machten bald Stadterweiterungen nötig, so wie die Kaufmannssiedlung um den Haidplatz. In der Verlängerung der Steinernen Brücke nach Norden bildete sich im „Stadtamhof“ eine weitere Vorstadtsiedlung.

Welche Kriterien kennzeichnen eine mittelalterliche Stadt? An Otlohs Beschreibung der Stadt Regensburg können sehr schön die Aspekte aufgezeigt werden, die zur Stadtentstehung notwendig und förderlich waren¹¹. Auch die charakteristischen Merkmale, welche die Weiterentwicklung dokumentieren, sind aus Otlohs Quelle abzulesen.

In der neuesten Forschung wird vor allem der *wirtschaftliche Aspekt* wieder stärker in den Vordergrund gehoben. Die Stadt war Zentrum handwerklicher und gewerblicher Produktion.

Der Warenaustausch konnte über den Markt vorgenommen werden. Überschüsse der landwirtschaftlichen Produktion wurden in der Stadt abgesetzt. Sehr früh fand auch eine Spezialisierung und Arbeitsteilung innerhalb verschiedener Berufsgruppen statt. „Die ökonomische Überlegenheit der Stadt wurde vielfach zur politischen Vorrangstellung ausgebaut.“ (H. K. Schulze)

Der *rechts- und verfassungsrechtliche Aspekt* beleuchtet das besondere Stadtrecht. Innerhalb der Mauern herrschte ein eigener Friedensbereich, es galt das Stadtrecht, das Stadtgericht sprach Recht. Die Bürger bildeten eine Rechtsgemeinschaft. Der Grad der Autonomie hing davon ab, inwiefern vom Stadtherrn Vorrechte erkämpft werden konnten. Die Stadt besaß besondere Privilegien wie z. B. Markt-, Münz-, Zoll- und Befestigungsrecht und Wehrhoheit.

Zum *sozialgeschichtlichen Aspekt* gehört die Sonderstellung der Bürger. Wichtigstes Merkmal war die persönliche Freiheit (Stadtluft macht frei!). Das genossenschaftliche Prinzip galt besonders in der gesellschaftlichen Ordnung.

Regensburg erfüllt in vorzüglicher Weise auch den *zentralörtlichen Aspekt*. Hier sind wieder die geographische Lage und die Verkehrswege zu nennen. Die mittelalterliche Stadt war nicht nur eine Zentrale bezüglich des Marktes, sondern auch Mittelpunkt auf kulturellem und bildungspolitischem Gebiet. Als Residenz des weltlichen und geistlichen Feudalherrn konnte die Stadt territorialherrschaftliches und kirchliches Zentrum sein. Beides trifft auf Regensburg zu.

Siedlungsgeschichtlich-topographischer Aspekt: Stadtmauer und Stadttore wurden die äußerlich sichtbaren Merkmale der Stadt. Innerhalb der Mauer drängten sich die Häuser und Kirchen dicht an dicht. Der Bau eines riesigen, weithin alles überragenden Domes und repräsentativer Patrizierhäuser verdeutlichen das Repräsentationsbedürfnis der Bürger.

Regensburg nahm in seiner Entwicklung einen nahezu idealen Weg mit besten Voraussetzungen: vom römischen Legionslager in ausgezeichneter Lage am Fluß zu einer der volkreichsten Fernhandelsstädte im mittelalterlichen deutschen Reich.

Fußnoten

- 1) Erich Keyser und Heinz Stöb (Hg.), Deutsches Städtebuch, Handbuch städtischer Geschichte, Bd. 5, Bayern, Teil 2, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1974, S. 572–597. Werner Dettelbacher, Oberpfalz, Bayerischer Wald, Niederbayern, Regensburg und nordöstliches Bayern, DuMont Kunstreiseführer, Köln 1988⁹, S. 13–88.
- 2) Der lateinische Text meiner Übersetzung ist zu finden bei: MGH SS 11, S. 353; oder B. Diestelkamp (Hg.), Elenchus fontium historiae urbanae, 1967, Bd. 1, Nr. 46, S. 74f.
- 3) Bernhard Bischof, LthK 7, 1986, s. v. Otloh, 1298f.
- 4) Hans Planitz, Die deutsche Stadt im Mittelalter, Graz/Köln 1954, ND 1980, S. 127.
- 5) Hilda Graef, LthK 3, 1986, s. v. Dionysios Aeropag., 402f.
- 6) Stadtplan aus Planitz, Stadt im Mittelalter, S. 38.
- 7) nach Planitz, S. 37; Vita S. Haimchrammi MGH SS RM IV, S. 478.
- 8) Der Dom zu Regensburg, Ausgrabung-Restaurierung-Forschung, Ausstellungskatalog (Kunstsammlungen des Bistums Regensburg, Kataloge und Schriften, Bd. 8), Regensburg/München/Zürich 1989, besonders S. 25–49, 81–91.
- 9) Im Gegensatz zu „Freien Stadt“, die sich von der Stadtherrschaft des Bischofs befreit hat, versteht man unter „Reichsstädten“ die Königsstädte auf Reichsgut, die u. a. aus dem staufischen Hausgut stammen. Dabei ist die Zuordnung der einzelnen Städte nicht immer eindeutig. Dazu: Eberhard Isenmann, Die deutsche Stadt im Spätmittelalter: 1250–1500, Stadtgestalt, Recht, Stadtrecht, Kirche, Gesellschaft, Stuttgart 1988, hier besonders das Kapitel „Reichsstädte, Freie Städte und Territorialstädte (Landstädte)“, S. 107–130.
- 10) Planitz, Stadt im Mittelalter, S. 270f.
- 11) Hans K. Schulze, Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter, 2 Bde., Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1986, Bd. 2, S. 127–204. Dort auch weiterführende Literatur.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Ingrid Helber
Westerwaldstraße 17
7460 Balingen-Frommern

Eugen Gröner
Hofmannstraße 6, 7460 Balingen

Rudolf Linder
Heilig-Brünnle-Straße 55, 7470 Albstadt 2

Das Inhaltsverzeichnis erscheint erst in der nächsten Ausgabe